This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

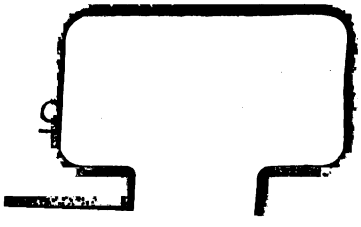
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BT
101
R54
1896

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



:NG
P. DIV.

Ob Gott ist?

Beiträge eines Suchenden

auf die wichtigste Frage der Menschheit.

Von

Heinrich Ritter,
Prediger an der Heiligengeistkirche zu Potsdam.
† 27. Mai 1895.

Zweite Auflage.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1896.

土肥藏書				
第	部類	卷數	冊數	備考
號				20

第

Reimer in
jede Buchhand

rialien
imenen-U
von
Elteſter.

三井

Zweite Auflage,
herausgegeben und ergänzt
von
H. Ritter.
Preis broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

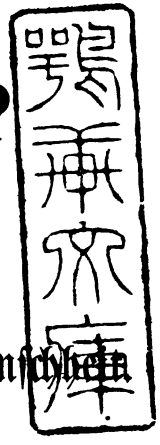
Leben
des
Heiligen Franz von Aſſiſi
von
Paul Sabatier.
Autoriſierte
und durch
Originalmitteilungen des Verfaſſers
bereicherte
Ueberſetzung
der
Neunten Originalauflage
von
M. L.
Preis: 7 Mark.

Fragmente
des
Wolfenbüttelſchen Ungenannten.
Herausgegeben
von
Gotthold Ephraim Leſſing.
Fünfte Auflage,
mit einem Bildnis von H. S. Reimarus.
Preis: 3 Mark.

Ob Gott ist?

Beiträge eines Suchenden

auf die wichtigste Frage der Menschheit



Von

Heinrich Ritter.
Prediger an der Heiligengeistkirche zu Potsdam.
† 27. Mai 1895.

Zweite Auflage.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1896.

BT101
R54
1896

Vorwort.

Die folgenden Blätter sind das Vermächtniß eines Mannes, der, auf der Höhe des Lebens aus einer gesegneten Thätigkeit herausgerissen, noch bis zwei Tage vor seinem Tode an ihnen gearbeitet hat. Sein Leben hindurch hat er nach der Wahrheit gesucht, und was er in heißem Ringen erkämpft hat, das hat er in diesem Buch niedergelegt. Es sollte seines Lebens beste Frucht sein.

In des Herzens innersten Tiefen überzeugt von dem Dasein eines allweisen und alliebenden Gottes, wollte er Zeugniß ablegen von diesem seinem Glauben und damit denen, die gleich ihm nach der Wahrheit ringen, den Suchenden, Zweifelnden, Irrenden, den Weg finden helfen auf der gemeinsamen Bahn.

Zugleich aber ein Mann des scharfen Verstandes und des unausgesetzten wissenschaftlichen Strebens wollte er sich und Anderen Klarheit verschaffen über das Verhältniß der Religion zu der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft.

So gehen in dem Buch zwei Darstellungsarten neben einander her: eine streng wissenschaftliche, scharf verstandesmäßige, die auch logisch einigermaßen geschulte Leser voraussetzt, und eine mehr von Herz zu Herzen gehende, die sich an Laien, nicht nur in theologischen Dingen, sondern überhaupt in schulmäßiger Wissenschaft, insonderheit auch an die gebildeten Frauen wendet. Da die einzelnen Abschnitte durch ihre Ueberschriften gekennzeichnet sind, werden die Letzteren leicht das herauslösen können, was ihrer Art mehr zusagt.

M834072

Ursprünglich sollte der Titel des Werkes lauten:

Ob Gott ist und wie wir ihn verehren sollen?

An der Ausarbeitung des zweiten Theils hat der Tod den Verfasser verhindert.

Das ganze Werk ist entstanden in Zeiten schwerer, unheilbarer Krankheit, die den ohnehin schwachen Körper aufzehrte. Daß der Verfasser unter solchen körperlichen Leiden, im vollsten Bewußtsein des unmittelbar nahen Todes Gottes Allmacht und Güte zu preisen vermochte, wird als Beweis der Aufrichtigkeit seines Strebens und der Festigkeit seines Glaubens dienen.

Die genannten Verhältnisse werden es auch erklären und entschuldigen, wenn sich hier und da Wiederholungen finden, die der Verfasser bei nochmaliger Durcharbeitung vielleicht vermieden hätte. Die Unterzeichneten haben aber geglaubt, das Werk im Wesentlichen so wie es vorlag herausgeben und ihre Thätigkeit nur auf Beseitigung stilistischer Unebenheiten und augenscheinlicher Längen beschränken zu sollen.

Und so senden sie denn dieses Buch in die Welt hinaus. Möchte es denen, die den Verstorbenen gekannt und geliebt haben, eine bleibende Erinnerung an ihn werden und vielleicht auch Manchem, der ihn nicht persönlich gekannt hat, über bangen Zweifel hinweghelfen. Würde das durch diese Blätter erreicht, so würde der heißeste Wunsch des Verklärten erfüllt sein.

Potsdam im Juli 1895.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

1. Die Frage 1
2. Das Recht und die Pflicht der Frage 3
3. Wer soll die Frage beantworten? 7
4. Mein Beruf zur Mitarbeit an der Frage nach Gott 11
5. Die Religion unserer Eltern 14
6. Das Recht der Vernunft zur Beantwortung der Frage nach Gott . . 17

Erster Theil*).

Ist Gott?

1. Wer ist Gott? 23
2. Die Zeugen für und wider das Dasein Gottes 25

A. Die Aussagen der Natur im Allgemeinen über das Dasein Gottes.

3. Das „Woher?“ 30
4. Das „Wozu?“ 36
5. Giebt es zweckmäßige Einrichtungen in der Natur, die auf das absichtsvolle Einwirken einer übersinnlichen Vernunft schließen lassen? . 41
6. Vom Geiste Gottes, der auf dem Wasser schwebt 50
7. Die Zweckthätigkeit in der Welt des Lebens 56
8. Der Bau des menschlichen Leibes als Zeuge einer zweckthätigen Weisheit in der Natur 63
9. Die natürliche Schöpfungsgeschichte oder die Entwicklungslehre . . . 74
10. Die Entwicklung des Lebens auf der Erde nach der natürlichen Schöpfungsgeschichte 79
11. Der Ursprung des Menschen nach der natürlichen Schöpfungsgeschichte 91

*) S. Vorrede!

Seite

12. Ist die Entstehung sämtlicher Lebewesen aus einer gemeinsamen Urform des Lebens und insbesondere die Abstammung des Menschen aus dem Thierreich erwiesene Thatsache oder nur unerwiesene Hypothese? 100
13. Ist die natürliche Schöpfungsgeschichte ein Zeuge wider das Dasein Gottes? — Natürliche und biblische Schöpfungsgeschichte . . . 109
14. Schließt die natürliche Erklärung eines Naturvorgangs die Einwirkung eines zweckbewußten Willens bei seiner Entstehung aus? . . . 118
15. Wie kommt die zweckthätige Einwirkung des Menschen auf die Natur zu Stande? — Natürliche Ursache, mechanische Ursache und Zweckursache 123
16. Reicht die mechanische Erklärung aus, um die ganze Natur mit Einschluß des geistigen Lebens zu erklären, oder bedarf sie einer Ergänzung? — Sinnenwelt und nichtsinnliche Welt. — Dualistische und monistische Welterklärung 128

B. Der Mensch als Zeuge über das Dasein Gottes.

17. Der Mensch ist als denkendes und wollendes Wesen ein Zeuge für das Dasein einer nichtsinnlichen Welt und eines übersinnlichen Weltschöpfers und Weltlenkers. — Das „Ich“ 135
18. Was die mechanische Erklärung der Natur und mit ihr die Entwicklungslehre unerklärt läßt? 139
19. Die Entstehung des leiblichen und geistigen Lebens wird durch die mechanische Welterklärung und die Entwicklungslehre nicht erklärt 157
20. Die natürliche Schöpfungsgeschichte ist ein Zeuge nicht wider, sondern für das Dasein Gottes 167
21. Läßt sich das Zwecklose und Zweckwidrige in der Natur mit dem Glauben an das Dasein Gottes vereinigen? 173
22. Verträgt sich das Uebel mit dem Glauben an das Dasein eines allweisen und allgütigen Gottes? 193
23. Vom Ursprung des Uebels 201
24. Noch einmal das „Wozu?“ — und seine Stufen 209
25. Das Uebel und das „Wozu?“ des Menschen — das höchste „Wozu?“ 216
26. Der Mensch als fühlendes und ästhetisches Wesen ist sich selbst ein Zeuge für das Dasein Gottes 219
27. Der Mensch als sittliches Wesen ist sich selbst ein Zeuge für das Dasein Gottes. — Das Gewissen 222
28. Das letzte „Wozu?“ Giebt es eine Fortdauer nach dem Tode? . . 229

Einleitung.

1. Die Frage.

Wie dem leiblichen Menschen das Hungern und Dürsten und das Regen der Glieder, so ist dem geistigen das Fragen Natur. Wenn das Kind aus dem traumartigen Zustand, der es am Morgen seines Lebens geheimnißvoll umfängt, zu erwachen beginnt, wenn es die ersten tastenden Tritte versucht, um sich in der wunderbaren Welt ringsum zurecht zu finden, da wird es nicht müde, Vater und Mutter mit immer neuen Fragen zu bedrängen. Mit seinem nie enden wollenden „Warum?" stellt es ihre Geduld oft auf harte Proben; und doch können sie nimmer ernstlich wollen, daß es zu fragen aufhöre. Die köstlichste Freude würde ihnen damit genommen werden. Diese großen, ahnungsvoll suchenden Augen sagen ihnen, daß es in der Seele des Lieblings wird und wächst. Und je mehr es wachsend erstarkt, um so mehr der Fragen drängen sich ihm auf, um so mehr auch muß es beantworten lernen, nicht nur, um durch eine genügende Summe von Kenntnissen sich für den großen Kampf ums Dasein auszurüsten, sondern auch um die Seele mit dem nöthigen Inhalt zu erfüllen und ihr Stoff für eine ihrer würdige Thätigkeit zu gewinnen. Aller rechter Unterricht zielt darauf ab, die Menschenseele anzuleiten, daß sie sich die rechten Fragen stellen und die rechten Antworten darauf selbständig finden lerne, um die Welt und sich selbst zu verstehen und verstehend zu beherrschen. Auch über die Grenze dessen hinaus, was zu wissen ihm für Erhaltung und reichere Ausgestaltung des Lebens nützlich sein kann,

drängt es den Menschen, weiter und weiter nach Grund, Wesen und Zweck der Dinge und seiner selbst zu fragen und Lösung all der Räthsel zu suchen, die ihm auf Schritt und Tritt begegnen. Das Sichtbare lehrt ihn nach dem Unsichtbaren, das Endliche nach dem Unendlichen, das Heut nach dem Morgen fragen; die Gräber seiner Lieben und die mahnende Gewißheit seines eigenen Scheidens lehren ihn mit immer wachsendem Ernste um das fragen und sorgen, was er auf Erden zurücklassen wird und was er jenseits der Grüfte zu hoffen und zu fürchten hat. So weisen rück- und vorwärts all die Einzelfragen auf die eine große Anfangs- und Endfrage hin: „Woher und wozu das alles, was dich, o Mensch, umgiebt, und woher und wozu in dem allen du selbst?“ Der Mensch wird durch die Natur seines Denkens mit Nothwendigkeit darauf geführt, nicht nur für jedes Einzelne, das ist und wird, das „Woher“ und „Wozu“ zu suchen, sondern auch nach dem Grund des Grundes und nach dem Zweck des Zweckes und endlich am Schluß der Reihe nach dem ersten und letzten — ewigen Grund und Ziel all der wechselnden Erscheinungen um ihn her zu fragen. Nur in dem Maße, als er die rechte Antwort auf diese Frage findet, kann er volles Verständniß der Welt und seiner selbst und Herrschaft über Beides erringen.

Giebt es ein solches All-Eines, Ewiges? Und wenn es eines giebt, von welcher Art ist es? Ist es ein Blindes, Vernunftloses, ein Etwas, das von dem, was es hervorbringt und verrichtet, nichts weiß? Ist es eine Mutter — wohl mit vielen Kindern, aber eine, die kein Herz für das Wohl und Wehe dieser Kinder hat, weil ihr Sinn und Vernunft, Wissen und Wollen abgeht? Ist es etwa ein vernunftloser Urstoff, der von Ewigkeit her war und in Ewigkeit sein wird, aus dem Alles kommt, und zu dem Alles zurückkehrt? Oder ist es ein weises, denkendes, wollendes Wesen, das von seinen Geschöpfen etwas weiß und für sie ein Herz hat? Mit einem Worte: „Giebt es den, den wir Gott nennen?“ Das ist die große Frage der Einzelseele, wie der Menschheit in ihrer Gesamtheit. Und wenn Gott ist, welche andere Frage wäre dann wichtiger als die: „Wie sollen wir diesen Gott verehren?“ *).

*) Entsprechend dieser Fragestellung lautete der Titel des Werks ursprünglich: „Ob Gott ist und wie wir ihn verehren sollen?“ Vergl. Vorrede!

In der That: „Ist Gott, und wie sollen wir ihn verehren?“ — welche Frage könnte größere Bedeutung für die Menschheit haben? Wovon könnte mehr ihre gesunde Entwicklung abhängen als davon, daß sie diese Frage richtig beantworten lernt? O möchte den Menschen der Gegenwart die Erkenntniß aufgehen, daß diese Frage recht eigentlich die Hauptfrage, die Frage der Menschheit ist, und daß auch die Menschheit unserer Tage nur in ihrer immer klareren und volleren Beantwortung Genesung von ihren Grundschäden und sicheren Kompaß durch die mannigfachen Wirren finden wird, durch die sie sich hindurchzuringen hat!

2. Das Recht und die Pflicht der Frage.

Aber ist denn das Fragen nach dem Dasein des Wesens, durch dessen Güte wir sind und athmen, erlaubt? Zeugt nicht das Fragen schon von sträflichem Mangel an kindlicher Frömmigkeit? Wieviel auch das Kind fragt, Eins fragt es nimmer: warum Vater und Mutter es so lieb haben, und auf welchen Vollmachtsbrief ihr heiliges Elternrecht sich stütze. Ohne sich um das „Warum“ zu kümmern, flieht es aus jeder Noth an das Mutterherz. Dort sucht es Auskunft in jedem Zweifel, im liebend theilnehmenden Mutterauge Verklärung jeder Freude. Warum suchst du Mensch, du Gotteskind nicht, wie das Kind am Mutterherzen, in kindlichem Zutrauen an deines Gottes Herzen Genesung von aller Erdenangst, Verklärung deiner Freuden, Vergöttlichung deines eigenen Wesens? Warum kannst du nicht an deinen Gott glauben, wie ein Kind an Vater und Mutter glaubt? Ach daß wir glauben lernten, wie die Kinder! Ohne ein Senfkorn von diesem Kinderglauben wird auch alles Fragen, ob Gott sei, nichts fruchten.

Und dennoch — sollten wir nicht ein Recht zu diesem Fragen haben? Offenbart sich uns denn Gottes Vaterliebe so unmittelbar, so unwiderleglich greifbar wie die Liebe unserer irdischen Eltern? Wohl spricht mir das leuchtende Firmament und der kleinste Wurm im Staube von seiner Allmacht, Weisheit und Güte. Wohl durchbeben mich Schauer der Andacht, wenn die innere Stimme mich an den Heiligen mahnt. Wohl findet auch in meiner Brust Wiederhall,

was er durch die Frommen der Vorzeit in dem Buch der Bücher geredet. Aber der Angstschrei des unschuldigen Waldthiers, das dem grausamen Zahn seines Verfolgers zur Beute fällt, die Mutter, die vergeblich für ihr sterbendes Kind bittet, die Lüge und Gewalt, die so oft über Wahrheit und Recht triumphiren, scheinen mir eben so häufig sein Angesicht zu verhüllen, wie seine Herrlichkeit in den Wundern seiner Werke sich mir kund thut. In seinem Namen haben so viele Propheten der Lüge oder des Aberwitzes geweissagt und Jahrtausende hindurch die Menschheit getäuscht, und aus der Bibel haben vermeintlich Gläubige so entgegengesetzte Glaubenslehren abgeleitet und sich wechselseitig deswegen bis zu Folter, Bann und Scheiterhaufen verfolgt, daß auch unter den aufrichtigsten Anhängern der Religion die Einsichtigen sich der Aufgabe nicht entziehen können, zu prüfen, wo Gottes Offenbarung anfängt und menschlicher Irrthum aufhört, ja daß der Argwohn nahe liegt, ob denn nicht zuletzt auch das auf Menschenwahn und Täuschung beruhe, was uns als unentbehrliche Grundlage aller Religion erscheint. Vollends in unserer himmelanstürmenden Zeit kühnster Forschung, die auch die heiligste Ueberlieferung, ja auch die Grundfesten der Religion nur gelten läßt, wenn sie vor dem Richterstuhl der prüfenden Vernunft ihr Daseinsrecht ausgewiesen haben: welcher Denkende könnte da jede zweifelnde Frage unerwogen von der Thür seines Herzens abweisen? Gewiß sind ihrer Viele, denen die Gabe, selbst zu prüfen, abgeht und die wohl thun, sich von einsichtigen Leitern berathen zu lassen. Gewiß sind Andere, auf deren Herzensharfe die Stimmen von Oben so mächtig erklingen, daß für ihre Eigenart der schwierige Weg, durch verwickelte Schlußfolgerungen des Denkens zur Gewißheit zu kommen, entbehrlich erscheint. Aber nicht Wenige gehen auch über die Frage nach Gott in gefährlicher Sicherheit und Trägheit dahin. Sie kümmern sich um die Zweifel nicht und lassen den Glauben ihrer Kindheit ungeprüft auf sich beruhen, aber nicht, weil er in ihnen lebendig und mächtig ist, sondern, weil sie ihn zu sehr als Nebensache ansehen, um sich ernstlich damit zu beschäftigen. Sie lassen ihn stehen wie eine ausgestorbene Ruine, die als Schmuck aus alter Zeit die Landschaft — ihren Vorstellungskreis nämlich — so lange zieren wird, als es die Unbill des Wetters zuläßt. Aber wie, wenn der Sturm

kommt, und das Haus ihres Glückes in allen Fugen kracht? Wird dann ein Glaube sich mächtig erweisen, der in den Zeiten des Glücks und ruhigen Alltagsganges keinen Einfluß auf das Leben hatte? Ach, es giebt viel weniger wirklich Gläubige, als es äußerlich scheint. Gar Mancher weiß sich sehr stark mit seinem Glauben; denn er läßt Alles blind stehen, was ihm von den Voreltern überkommen. Er urtheilt vielleicht über Andere scharf ab, weil sie ihm das nicht gleich thun können. Aber in den Zeiten äußerer und innerer Anfechtung wird, was sie für Glauben hielten, kläglich zu Schanden. Muß nicht der Glaube an Gott, wenn er in den Tiefen des Herzens wurzelt, einen ganz anderen Einfluß auf das Leben üben, als er zumeist thatsächlich übt? Und daß Religion und Leben oft so wenig von einander wissen, liegt das nicht daran, daß so Wenige es sich ernst damit sein lassen, den Glauben an ihren Gott aus etwas bloß Angelerntem zu einer lebendigen, unerschütterlichen Ueberzeugung heranzubilden und zu diesem Zwecke sich mit der Frage nach Gott recht gründlich als mit der eigentlichen Lebensfrage zu beschäftigen? Nicht die nennt die Schrift Gottlose, die nach Gott fragen, sondern, die nicht nach ihm fragen. Nicht das ist die Sünde der Menschen wider Gott, daß sie die Frage, ob Gott sei, mit allen Kräften ihrer Seele zu ergründen suchen — Gott will sich von denen finden lassen, die ihn von ganzem Herzen suchen —, sondern das ist die Sünde Vieler, auch in unseren Tagen, daß sie es mit dieser Frage zu leicht nehmen: entweder stellen sie den Glauben an Gott ungeprüft als Nebending, wie ein todtes Kapital zur Seite; oder sie sprechen über das Dasein Gottes oberflächlich ab, als hätten sie die Frage längst erschöpft, als sei es schon so ausgemacht, daß es keinen Gott gebe, daß es gar nicht mehr lohne, davon zu reden. Jene hohlen, lauen Gottesgläubigen und diese seichten, dünkelhaften Gottesleugner sind die eigentlichen Feinde Gottes. Nicht das sind die Schlimmsten, die sich mit allen Fibern ihrer Seele darauf verlegen und vielleicht die Forschungsarbeit eines ganzen Lebens daran setzen, um dem Glauben an Gott sein Recht streitig zu machen. In ihnen brennt noch der Stachel der Gottesahnung, die in der Tiefe jedes Menschenherzens schlummert. Indem sie dagegen mit immer neuen Zweifelsfragen sich aufbäumen, halten sie wenigstens das Bewußtsein

von der Wichtigkeit der großen Frage in sich und Andern wach und helfen durch ihre scheinbar nur zerstörende Arbeit der Menschheit manchen morschen Pfeiler und manchen Schutt im Tempel des Glaubens hinwegräumen. Vielleicht werden um so besser die wahren, unzerstörbaren Grundsäulen gefunden und aufgerichtet; vielleicht wird ein um so tieferes Verständniß des Unendlichen dadurch angebahnt.

Denn die Frage nach Gott ist die Frage nach dem Unendlichen, und ihre Beantwortung ist eben deshalb eine Aufgabe, die nie bis an das Ende gelöst wird, und deren Lösung doch die Menschheit nimmer aufgeben kann, weil der Mensch selbst, ob auch in endlichem, zerbrechlichem Gefäß, Funken aus der Ewigkeit in sich birgt. Vielleicht rühren wir hier ahnend an einen der tiefsten Gedanken göttlicher Schöpferweisheit. Menschliche Kurzsichtigkeit klagt wohl: „Wie viel leichter wäre es, wenn Gott sich dem Menschen so greifbar offenbarte, wie Mutterliebe dem Kinderherzen! Wie Mancher würde, wenn Gottes Dasein sich ihm so fühlbar und faßbar aufdrängte, vor dem Fall bewahrt werden!“ — „Warum hat er sich mir nicht klarer offenbart? Ich wollte ja glauben, wenn die unsichtbare Welt mir zugänglicher wäre.“ So murrt leicht der Zweifelsüchtige. Aber wollte und konnte denn der Unendliche seiner ganzen Natur nach sich dem Menschen in so zwingend überzeugender Weise offenbaren, wie die Sinneserscheinung sich den Sinnen aufdrängt? Uebersteigt seine Unendlichkeit nicht alle Fassungskraft menschlicher Sinne und menschlicher Erkenntniß? Es ist wahr: der Mensch hat eine Anlage für das Unendliche. Aber eine Anlage ist eben nicht ein Fertiges, sondern nur ein Keim, der erst entwickelt werden will; und das ist Gottes erziehende Weisheit, daß er dem Menschen eine Gottesahnung, eine keimartige Vorstellung von seiner unendlichen Herrlichkeit in das Herz gegeben hat, die ihm ein Ziel, weit über all sein Verstehen und Können hinaus, vorsteckt und damit eine Aufgabe stellt, mit der er nie fertig wird, und die doch seiner Trägheit nie Ruhe läßt, sondern ihn zu immer neuen Versuchen zwingt, durch das Stückwerk unserer Erkenntniß zu immer klarerer Gotteserkenntniß hindurchzudringen und zugleich auch praktisch sich immer mehr dem Ziel zu nähern: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

„Aber," wendest du ein, „soll es denn immer bei dem Fragen bleiben? Soll denn der Mensch nie zur seligen Gewißheit und dadurch zum Frieden der Seele und zur Freude an seinem Glauben gelangen?" Ich antworte: Wird uns denn dieser Friede, diese Freude genommen, wenn wir immer tiefere Begründung für sie suchen? Zwei Wege hat Gott uns gegeben, ihn zu suchen: der eine ist der unmittelbare, abgekürzte durch das Ahnen des Herzens auf den Schwingen des Gebets; der andere ist der durch das Denken. Der letztere ist bei weitem schwieriger, ist ein mühseliger Umweg; aber er ist darum nicht minder nothwendig, damit der Mensch auch von dieser Seite, wie durch einen unparteiischen Beobachter, sich überzeuge, daß jene unmittelbare Gewißheit des Herzens nicht doch vielleicht auf Selbsttäuschung beruhe, damit sich die Ahnung des Herzens vor Irrwegen, der Glaube vor Aberglauben bewahre, und durch immer klarere Gotteserkenntniß auch das Fühlen des Herzens mehr und mehr gereinigt und vertieft werde.

Nur so kann es auch zur Vollantwort auf die zweite Frage kommen, wie wir Gott verehren sollen. So viele verschiedene Antworten werden in der Menschheit und selbst innerhalb der Christenheit darauf gegeben, und so viel bitteren Streites über das „Wie?" der Verehrung zerklüftet die menschliche Gemeinschaft! Wie soll das anders werden? Wie sollen wir dem Rechten uns annähern? Geht es ohne immer neues Fragen — Fragen nach der Wahrheit und Berechtigung auch der Gottesverehrung, welche durch heilige Kindheitserinnerung und eigene Erfahrung sich uns als die allein richtige bewährt hat? Nur dadurch, daß auf allen Seiten, in allen Religionsgenossenschaften immer von Neuem die Glaubens- und Sittenlehre und die religiösen Gebräuche geprüft werden, können allmählich die Schranken fallen, welche die Anbeter in den verschiedenen Gottestempeln von einander trennen. Sollten wir diese Prü ung vorzunehmen nicht Recht und Pflicht haben?

3. Wer soll die Frage beantworten?

Aber sollen denn Alle unterschiedslos nicht nur berechtigt und berufen sein, sondern auch womöglich dazu angespornt werden, so

tiefgreifende Fragen, sei es nach dem Dasein Gottes, sei es nach dem Recht oder Unrecht der verschiedenen Anbetungsweisen, aufzuwerfen und zu beantworten? Wird nicht dadurch die große Menge des Volks in der Gewißheit des Glaubens beunruhigt und der ohnehin stets wache Zweifel genährt? „Dergleichen Dinge," so hört man von besorgten Vertheidigern des Glaubens befürworten, „sollten nur in den Kreisen derer abgehandelt werden, die im Stande sind, sich darüber ein wirklich begründetes Urtheil zu bilden, also in den Kreisen der Fachmänner, der gelehrten und praktischen Theologen. Den Anderen sollte man höchstens die sicheren Ergebnisse der Forschung, über die Alle einig sind, vorsichtig mittheilen. Nur zu leicht werden sie, wenn ein altüberlieferter Glaubenssatz preisgegeben wird, am Glauben überhaupt irre werden, weil sie unfähig sind, die Grenze zwischen berechtigter Prüfung und zerstörender Zweifelsucht zu ziehen." Und gewiß ist hier weise Vorsicht und vor allem schonende Rücksicht auf die geboten, die vermöge ihrer ganzen Geistesanlage solcher Prüfung weder gewachsen noch ihrer bedürftig sind. In ihnen suche man das heilige Feuer der Frömmigkeit lediglich durch Einwirkung auf den natürlichen Zug des Herzens zu Gott immer neu anzufachen und zu stärken! Auch ziehe man nicht ohne Noth Fragen vor die große Menge, die vielleicht erst neuerdings unter den Gelehrten aufgetaucht sind, und deren öffentliche Besprechung, ehe sie durch die stille Arbeit der Forscher zu einer gewissen Reife gelangt sind, nur Verwirrung anrichten würde! Aber nimmer darf man hinter die Rücksicht auf die Seelenruhe derer, die nicht auf tieferes Denken angelegt sind, oder gar auf den oberflächlichen und nur vermeintlichen Glauben der Denkfaulen und im Grunde religiös Gleichgültigen die eigentliche Grundsäule des echten Glaubens und den unerläßlichen Ausgangspunkt alles Fragens nach Gott und aller Frömmigkeit, die Wahrhaftigkeit, zurückstellen. Wo einmal der Zweifel oder doch das Verlangen nach Klarheit erwacht ist, da hüte man sich, dieses Hungern und Dürsten nach dem Licht der Wahrheit künstlich zurückzudämmen! Am wenigsten gehe man mit Stillschweigen darüber hinweg oder versuche gar die Wahrheit zu verschleiern, wo berechtigte Bedenken gegen unleugbare Widersprüche zwischen den Anforderungen der Wissenschaft und überkommenen Lehrformen in immer weiteren

Volksschichten zum Bewußtsein kommen! Hier hört das Recht für die Schonung der Schwachen auf; sie hilft auch zu nichts mehr. Was ihnen nicht in vorsichtiger, versöhnender Weise von den Freunden der Religion gesagt wird, das werden ihnen hohnlachend mit vielleicht zerstörender Wirkung die Feinde sagen. Ein Glaube, der nur dadurch erhalten wird, daß man die Stimmen des Zweifels ungeprüft zum Schweigen bringt, steht auf morschem Grunde und birgt überdies durch seine innere Unwahrhaftigkeit die Gefahr in sich, daß der Mensch sich daran gewöhnt, in Dingen der Religion das Sinnwidrigste gelten zu lassen und jedem Aberglauben zu huldigen, der ihm unter dem Namen des Glaubens aufgedrängt wird. Der echte Glaube, der den Stürmen des Lebens Stand hält, wächst nur aus der Wurzel tiefster Vernunft- und Gewissensüberzeugung hervor. Wenn der Protestantismus in irgend einem Punkte Recht hat, so ist es darin: „Jeder muß *seines* Glaubens leben, sein eigenes Herz muß sich gewiß werden; hier muß Jeder sein eigener Priester sein." *Jeder* ist berufen, für sich selbst die Frage nach Gott zu beantworten. Der Eine mag tiefer, der Andere weniger tief graben, der Eine alle Zweifel des Verstandes abhören, der Andere allein der Stimme des Herzens folgen! Aber auch diesem ist darum die Frage nach Gott nicht erspart. Denn sie ist nicht nur eine Frage des grübelnden *Verstandes*, sie ist vor Allem auch eine Frage des *Herzens* und des *Willens*. Auf die Frage: „Ist Gott?" hast du vielleicht einst mit freudigem „Ja!" geantwortet, und einer Begründung durch dein Denken dich nicht bedürftig gefühlt. Aber jetzt fragt dein Herz: „Ist Gott für *mich* da? Ist er *mir* wirklich der Fels, der auch in Sturm und Wellen mir nimmer unter den Füßen verschwindet? Ist er das höchste Ziel all *meines* Sehnens, Strebens und Handelns? Wie komm *ich* zu ihm? Wie kommt er mit immer größerer Fülle in *mein* Herz und Leben hinein?" An der Beantwortung dieser Frage im Herzen und Leben hat der des Denkens Ungewohnteste ebenso wie der scharfsinnigste Denker bis an das Grab zu arbeiten. Und hier gilt es für Alle ohne Unterschied: „Da tritt kein Anderer für ihn ein." In *sich selbst* muß ein Jeder sich seines Gottes gewiß werden, in sich selbst auch darüber klar werden, was sein Gott von ihm fordert. Brennen muß in ihm selbst die Frage

nach Gott, nur dann kann auch die Antwort ihm im Herzen brennen und der belebende Funke werden, der sein ganzes Wesen und Wirken durchglüht und verklärt.

Und weiter: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" — so fragten sie einst den großen Meister in der Kunst, die Frage nach Gott zu beantworten. O daß doch diese Frage heut wieder durch die Herzen ginge! Daß die Begabtesten und die Einfältigsten merkten, wie mit dieser einen Frage Niemand fertig wird, weil jede Antwort wieder neue Fragen schafft — Fragen, nicht etwa nur an unser Denken, sondern Fragen vor allem an Herz und Willen, auf die wir unser ganzes Leben hindurch mit Gedanken, Wort und Werk antworten sollen und zu antworten nie fertig werden, bis wir vor Gottes Thron die Vollendung schauen.

Dazu, daß das mehr und mehr auch in der Menge der Gleichgültigen geschehe, und daß die Ungeschulteren unter den Suchenden das Fragen und Antworten lernen, ist es nöthig, daß die Geförderteren sich als Lehrer hergeben und für die Anderen fragen und antworten. Doch nimmer sollen sie das in der Absicht thun, daß sie sich zu Herren über die Gewissen der Anderen aufwerfen, sondern dazu, daß diese durch ihre Anleitung selbständig den Weg finden lernen. So aufgefaßt, wüßte ich mir kaum einen köstlicheren Beruf als den eines rechten Religionsdieners und Schriftgelehrten, der mit dem Amt, ihm von Menschen anvertraut, den Beruf von Innen und Oben vereint. Aber wehe den blinden Blindenleitern, die den einzig wahren Himmelsweg Anderen zeigen zu können vorgeben und durch überlieferte Satzungen schon im voraus verbieten, neue und bessere Wege zu suchen! Wehe der Religionsanstalt, die ihren Dienern durch das Joch unabänderlicher Ueberlieferungen schon im voraus das Denken fesselt, das Gewissen knechtet und dem Vertrauen ihrer Hörer zu ihrer Wahrhaftigkeit die Wurzeln abgräbt! Sie können nur mit dazu helfen, daß die Frage nach Gott in Mißachtung und Vergessenheit kommt. Was soll die Frage, wenn die Antwort nicht frei ist? Darum seid Ihr mir gegrüßt, Ihr alle, die Ihr ohne Rücksicht auf Amt, Vortheil und Ehre, auf Satzung und Gewohnheit mit kühnem Wahrheitsmuth der heiligen Frage ins Angesicht schaut! Gleichviel, ob Diener des Worts oder Laien, gleichviel, wie weit

Euch Gott gab die Antwort zu fördern, und wäre auch in wesentlichen Stücken Irrthum Euer Erbtheil geblieben! Schon der Muth und die Treue des Versuchs ist Verdienst und hilft wenigstens dazu, den Sinn der Menschheit für ihre größte Aufgabe zu wecken und zu schärfen. Daß in unseren Tagen auch aus Laienkreisen muthige Kämpfer hervortreten und sich als Pfadfinder auf dem beschwerlichen Wege zur Wahrheit anbieten, das ist nach langem Winter weit verbreiteter Gleichgültigkeit ein Zeichen kommenden Frühlings. Ob das Zeichen zunächst auf Sturm deutet? — Doch sollten wir die Stürme fürchten, wenn sie den Frühling des Menschenherzens bringen?

4. Mein Beruf zur Mitarbeit an der Beantwortung der Frage nach Gott.

Aber noch sind Wenige der Suchenden, noch ist schwach das Echo, das ihr Weckruf findet. Schon *das* rechtfertigt mein Thun, wenn auch ich es wage, mit wie geringer Kraft auch immer der kleinen Schaar als Mitarbeiter mich zuzugesellen. Was mir jedoch das Wagniß zur heiligen Pflicht macht, das ist *das*, was nach Vieler Urtheil mich davon zurückhalten sollte. Ich bin evangelischer Prediger und als solcher zu allererst ein Diener der Wahrheit, der sich und Anderen unbedingte *Wahrhaftigkeit* schuldig ist. Auf dem schwierigen Wege zur Wahrheit, auf dem Dornenpfade der unbefangenen Prüfung und unermüdlichen Forschung ist er verpflichtet, nach Kräften den Anderen voranzugehen. So wenigstens habe ich den Beruf der Diener am Worte von dem Augenblick an, da ich ihn wählte, bis auf diesen Tag erfaßt, und in dieser Fassung, aber auch nur in dieser, erschien er mir allzeit höchsten Strebens werth. Ich überhöre weder die verächtliche Abweisung der gottesleugnerischen Sturmgeister zur Linken noch die strafenden Vorhaltungen der ängstlichen Glaubenswächter zur Rechten. Beide erinnern mich an mein Amtsgelübde, das mich verpflichte, eine ganz bestimmte, überlieferte Glaubenslehre als Wahrheit anzuerkennen und zu verkündigen. „Wie kann *der* nach Wahrheit suchen, der, sie zu besitzen, von Amts- und Eideswegen behaupten und überzeugt sein muß? Wie kann der frei prüfen und forschen, dem im Voraus das Ergebniß aller Forschung

vorgeschrieben ist?" Mit diesen und ähnlichen Einwänden glaubt man gerade die von der Mitarbeit an ernster Forschung ausschließen zu müssen, die in erster Linie dazu berufen sein sollten. — O der unseligen Verwirrung, die das heilige Gelübde des evangelischen Predigers zu einem Fallstrick der Wahrhaftigkeit und Gewissensfreiheit stempelt! Als ob dazu der große Reformator es einst den Schergen der Gewissenstyrannei ins Angesicht gerufen hätte, daß „es weder sicher noch gerathen sei, etwas wider das Gewissen zu thun"! Als ob die Diener der Kirche, die durch die Berufung auf Schrift und Gewissen Roms Joch gebrochen hat und dadurch überhaupt erst geworden ist, an irgend eine Bekenntnißformel derart gebunden sein könnten, daß sie nicht Recht und Pflicht hätten, sie immer wieder an Schrift und Gewissen zu prüfen! Gegen eine so beengende Fessel würde sich der innerste Geist der Reformationskirche und aller ihrer Bekenntnisse empören, auch wenn es nicht in einem der herrlichsten unter diesen Bekenntnissen, in den Schmalkaldischen Artikeln, ausdrücklich gesagt wäre: „Es gilt nicht, daß man aus der heiligen Väter Werk oder Wort Artikel des Glaubens macht . . . . . Es heißt: Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen, und sonst Niemand, auch kein Engel, Galat. 1, 8." Auch auf dieses Wort und auf den evangelischen Geist, der darin athmet, sind wir evangelische Prediger verpflichtet. Sündigen wir nicht dagegen, wenn wir irgend eine Bekenntnißformel zur bindenden Richtschnur der Schriftauslegung für uns und Andere erheben? Ist nicht das Roms Abfall vom Evangelium, daß es unter dem Schein, die Schrift anzuerkennen, keine andere Schriftauslegung, als die nach der Richtschnur der Ueberlieferung, der Concilienbeschlüsse und unfehlbarer Papstworte zuläßt und dadurch die Schrift zu einer bloßen Scheinkönigin des Glaubens herabwürdigt?

Oder verlegen wir mit dieser Berufung von den Satzungen einzelner Bekenntnisse auf die Schrift die Schwierigkeit, ohne sie zu beseitigen, nur um eine Stufe weiter rückwärts? Wie frei auch der evangelische Prediger gegenüber dem Buchstaben der späteren Bekenntnisse stehen mag, ist er nicht um so unbedingter an die Schrift, als an die wirkliche Königin seines Glaubens, gebunden? Darf er noch frei nach Wahrheit forschen, da er doch nur die Wahrheit lehren

darf, die die Schrift offenbart? — Aber in welchem Sinne will denn die Schrift Königin unseres Glaubens sein? Binden will sie uns doch nur an den Einen, der am weitesten davon entfernt war, die Menschen an eine Glaubenssatzung fesseln zu wollen. Er verheißt die Seligkeit denen, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, und wendet sich an die, die aus der Wahrheit sind. Wahrhaftigkeit ist die Tugend, die er in erster Linie von seinen Boten fordert. Nun kann freilich die Wahrhaftigkeit auf dem Gebiete, welches, wenn es überhaupt eine Berechtigung hat, für den Menschen das wichtigste ist, auf dem Gebiete der Religion, auch die ernstesten Entscheidungen und die schwersten Opfer erheischen. Wenn ein Diener des Evangeliums Jesu bei dem Forschen nach Wahrheit durch seine Wahrhaftigkeit dazu genöthigt würde, die Grundlage dieses Evangeliums und aller Frömmigkeit, Gott selbst, zu leugnen, so dürfte der, der wie kein Anderer in seinem Gotte lebte und athmete, und der in der Hingabe an seinen Gott und an das, was er als Wahrheit erkannt hatte, sein Leben am Kreuz ausgehaucht, von solchem Irregewordenen als letzten Dienst noch den erwarten, daß er ein Amt aufgäbe, welches für ihn Zweck und Sinn verloren hätte.

Indeß getrost! Der König der Wahrheit vertraut, daß, wer aus der Wahrheit ist, seine Stimme hören wird. Das heißt: er vertraut auf die göttliche Stimme, die Gottesahnung in jedes Menschen Brust. Er weiß, daß die Himmelsstimmen in seinem eigenen Herzen nur die beseligende Voll-Offenbarung dessen sind, was in der tiefsten Tiefe des Herzens auch die Anderen ahnen und ersehnen, und daß sie deshalb zuletzt in jedem Wahrheit Suchenden, wie Heimatsklänge aus dem Vaterhause, Wiederhall finden werden. Nach Wahrheit suchen, nach Gott fragen — das schließt nicht aus, daß man seine Stimme schon vernommen, daß man in ihr schon selige Gewißheit gewonnen hat; das muß nicht nagenden Zweifel bedeuten, das kann bedeuten: die Macht der göttlichen Stimme in uns, die ein immer überschwänglicheres Sehnen in der Seele weckt, klarer und klarer zu fühlen, und fester und fester auch mit Denken und Wollen zu erfassen, was das Herz längst als unverlierbare Gewißheit erfaßt hat.

Ob das bei mir so liegt? Darüber zu richten, mein Leser, gehört Gott allein. Von Dir kann ich nur erbitten, daß das geistliche

Kleid Dir nicht vorweg den Heuchler, sondern, so lange Du nicht Grund hast, das Gegentheil zu argwöhnen, vielmehr das bedeute, was allein berechtigen sollte, es zu tragen: aufrichtiges Hungern und Dürsten nach der Wahrheit. Soll ich, um diese Bitte zu unterstützen, noch ein Zeugniß ablegen, so sei es dies: Es gab einst einen Jüngling, in dessen Seele schon früh etwas von der Geistesfreiheit, dem Wahrheitsdrang und der Herzensweite des großen Gottesgelehrten am Anfang unseres Jahrhunderts hineingeleuchtet hat. Nicht selbst durfte er sein Wort hören, aber eines theuren, jetzt verklärten Vaters Wort und Vorbild senkte in entscheidenden Jahren der Entwicklung in sein Herz zündende Funken aus dem Schatze, den jener zu den Füßen Schleiermachers empfangen hatte. Diese Funken sind ihm der Leitstern zur Schwelle des Predigtamts geworden — geworden im bewußten Gegensatz zu der beengenden Geistesströmung, die damals unsere Kirche beherrschte. Nicht die Bequemlichkeit ruhigen Lebensgenusses, sondern die Erwartung des Kampfes für die Wahrheit, für Sprengung des Buchstabenjochs, das man immer wieder unserer Kirche geschmiedet hat und von mancher Seite her auch heute wieder neu schmieden möchte, hat mich ins Predigtamt getrieben; nicht Lust am Kampfe, sondern die Mahnung zur Treue gegen die Ideale des Jünglings, zur Treue gegen mein Amtsgelübde, wie ich es erfaßt habe, — das ist es zu einem Theile, was mir heut die Feder in die Hand drückt. Zum anderen Theile ist es die Erkenntniß, daß der Bann der Gleichgültigkeit gegen die Frage nach Gott nur gebrochen werden kann, wenn Jeder, dem diese Frage auf der Seele brennt, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft nach dem Maße seiner Gabe in den heiligen Kampf für die Wahrheit — und das heißt, meine ich, für seinen Gott eintritt.

5. Die Religion unserer Eltern.

Also nicht um des Standes willen versage man mir und meines Gleichen das Vertrauen zu unserer Wahrhaftigkeit! Wohl fehlt es denen, die für das Heiligste durch Wort und Vorbild eintreten sollen, nicht an Versuchung, den Schein für das Wesen zu bieten, weil es so harten Kampf kostet, das Wesen zu erringen. Wohl hat man —

leider auch in der evangelischen Kirche — oft genug durch mancherlei Gewissensdruck für die Träger des Predigtamts die Versuchung zur Heuchelei erhöht und das Mißtrauen gegen ihre Ueberzeugungstreue groß gezogen. Aber der ursprüngliche Geist der Reformation bricht dennoch immer wieder durch alle Fesseln siegreich hindurch, und die läuternde Macht des Evangeliums sorgt dafür, daß im evangelischen Predigtamt neben dem, was menschliche Schwachheit in jedem Stande mit sich bringt, doch auch ein gut Theil Wahrheitssinn und Wachsamkeit des Gewissens pulsirt. Deshalb sehe man in allen Dingen und auch da, wo es sich um die höchste Frage der Menschheit handelt, nicht auf den Stand, sondern auf den Menschen und auf das, was er an Wort und Werk für die Sache einzusetzen hat.

Aber ich kenne einen anderen Stein auf dem Wege zur Wahrheit, der weit schwerer zu beseitigen ist als Standesvorurtheil. Mit diesem Stein haben wir Alle zu ringen. Er hindert nicht nur die, die nicht Wahrheit, sondern irdisches Fortkommen, Amt und Ansehn begehren; er verlegt das Ziel auch denen, die am aufrichtigsten der Wahrheit nachstreben. Das ist die Religion unserer Eltern — die Religion, die uns von den Eltern oder anderen Hütern unserer Kindheit überkommen und durch ihren Einfluß mit unserm innersten Menschen unzertrennlich verwachsen ist. Denn schwerer als auf allen anderen Gebieten macht sich der Mensch auf dem Gebiete der Religion von den Anschauungen los, die seine Jugend beherrscht haben. Mancherlei Sitten und Gewohnheiten der Kindheit, des Elternhauses und selbst des Vaterlandes mag er unter veränderten Einflüssen ablegen. Aber was fromme Mutterlippe ihm in das Herz gesenkt, was als heiligen Brauch der Eltern Vorbild ihm eingeprägt, das hält gerade der Edlere mit der ganzen Kraft kindlicher Ehrfurcht fest, und es bedarf außergewöhnlicher Eindrücke, ihn davon loszulösen; ja wenn er längst damit gebrochen zu haben glaubt, wird er oft noch mehr davon beeinflußt, als er selbst ahnt. Das ist ebenso natürlich als im Allgemeinen auch heilsam. Die Eindrücke der Umgebung sind im ersten Kindesalter am unbedingtesten und nachhaltigsten. Fast widerstandslos nimmt die Kindesseele auf, was ihr als recht und wahr geboten wird, vor allem, was ihr von denen geboten wird, in denen sie auf Grund einer wohlthätigen

Ordnung der Natur die höchste Norm alles Denkens und Handelns erblickt. Die Eltern sind dem Kinde die Geber aller Freuden, die Stiller aller Sorgen, die Zuflucht in allen Nöthen. Wie sollte ihm, was jenen das Heiligste ist, nicht auch unantastbares Heiligthum sein? Wie sollte nicht, was mit den seligen Erinnerungen an das Kindheitsparadies im Elternhause unauflöslich verwoben ist, einen geheimnißvollen Zauberkreis uns um Herz und Sinn ziehen, an den zu rühren noch im reifen Alter eine fromme Scheu uns zu verbieten scheint? Der Eltern Wort war dem Kinde unfehlbar wie Gottes Wort; darum wie eine Stimme aus höheren Welten klingt der Eltern Glaube noch nach in des Greises Brust. Und wohl uns, daß dem so ist! Der Nachhall mahnender Stimmen aus der frommen Welt des Elternhauses hat Manchen aus unheilvollen Verirrungen zurückgerufen.

Aber freilich: dieselben Erinnerungen und Einflüsse bilden auch für Viele eine undurchdringliche Decke, die ihren Geistesaugen die handgreiflichsten Wahrheiten verhüllt; sie gleichen einem gefärbten Glase, welches ihnen vielleicht thörichten Wahn als untrügliche Wahrheit erscheinen läßt. Wer darf von sich behaupten, er sei jenem Zauberkreise, den der Glaube seiner Eltern um sein Denken und Fühlen gezogen, so völlig entwachsen, daß er dadurch in keiner Weise verhindert werde, die Irrthümer seiner eigenen Glaubensvorstellung und die Berechtigung einer fremden zu erkennen und nach allen Seiten hin zu würdigen? Welch unübersteigliche Schranke scheint hierdurch für die unparteiische Beurtheilung der eigenen wie der fremden Religionsvorstellungen gezogen zu sein? Mag sich die Verkehrtheit einer Glaubensweise dem Unbefangenen noch so unabweisbar aufdrängen: wie schwer muß es sein, den Irrthum zu erkennen, wenn dieser Irrthum die theuersten Erinnerungen und die geliebtesten und verehrtesten Personen, vielleicht hehre Stimmen aus der verklärenden Welt jenseits der Gräber zu seinen Fürsprechern zählt! Wie, wenn das auch auf die wertheften Heiligthümer *meines* Herzens Anwendung fände? Wie ernst mahnen diese Erwägungen ebenso sehr zur Duldsamkeit und Vorsicht im Urtheil über die religiösen Ueberzeugungen Anderer, wie auch zu immer neuer Prüfung der eigenen Glaubensvorstellungen!

6. Das Recht der Vernunft zur Beantwortung der Frage nach Gott.

Aber an welchem Maßstab sollen wir prüfen? Giebt es einen Maßstab, der nicht selbst wieder von der Religion unserer Eltern, von den Erinnerungen unserer Kindheit Gestalt und Färbung entlehnt hat? Doch nur ein solcher könnte uns dafür bürgen, daß nicht zuletzt all unser Prüfen vergeblich sei. O daß die Gottheit selbst uns einen Standort anwiese, von dem aus wir, vergessend aller angeerbten, anerzogenen, angelernten oder durch Schicksalserfahrungen und Einwirkungen der umgebenden Dinge und Personen eingewöhnten Religionsvorstellungen, ohne jede Voreingenommenheit, ohne Haß und ohne Liebe, die bisherigen Vorstellungen von Gott, die fremden wie die eigenen, betrachten und uns zunächst darüber ein klares, selbständiges, unbestochenes Urtheil bilden könnten!

Giebt es einen solchen Standort? Es giebt keinen und kann keinen geben, so wenig wir unser eigenes Ich, wie ein Kleid, ablegen oder die bisherige Bahn unserer geistigen Entwicklung aus unserem Leben wegstreichen oder uns auch nur vorstellen können, wie wir ohne alle die Einwirkungen, die wir bisher erfuhren, urtheilen würden. Und wir wollen uns nicht darüber beklagen, daß dem so ist. Wir würden mit den Eindrücken, die wir von unseren Voreltern überkommen haben, und mit der Entwicklungsbahn, die wir unter ihrem Einfluß zurückgelegt, zugleich ein Stück aus unserem Wege zur Wahrheit streichen. Das gilt für den Einzelnen wie für die Gesammtheit. Die Wahrheit kommt uns nicht fertig vom Himmel. Wir nähern uns ihr nur allmählich auf langen, dornenvollen Pfaden, oft durch Umwege und Irrwege hindurch. Um nur ein Stück des richtigen Weges zu finden, müssen oft viele Geschlechter mühevolle Arbeit aufwenden und zuweilen scheinbar pfadlos umherirren. Aber wer den zurückgelegten Weg aus der Pilgerfahrt streichen wollte, würde die Wanderer nur zwingen, noch einmal von vorn anzufangen. Auch die Entwicklungsstufe, die auf einem Umwege liegt, erweist sich als Durchgangsstufe zur Wahrheit, sobald der rechte Kompaß in Anwendung gebracht wird. Es ist wahr: vorübergehende Verhältnisse und menschliche Beschränktheit, Schwachheit und Sünde haben an dem Faden der

Entwicklung mitgearbeitet und gar Vieles von vergänglichem Werthe, ja Irrthum und Wahn selbst in die werthvollsten Theile dieses Fadens mit eingesponnen. Doch was sich entwickelte, das ist die ewige Vernunftanlage, die mit ihren unvergänglichen Gesetzen allen Menschen gemeinsam ist. Angesichts der wundervollen Früchte, die ihre seitherige Entwicklung auf zahlreichen Gebieten gezeitigt hat, dürfen wir vertrauen, daß wir in ihr ein zuverlässiges Mittel der Erkenntniß besitzen. Zunächst der Naturerkenntniß. Aber wenn Gott ist, sollte er uns in der Vernunft nicht zugleich einen Schlüssel zur Erkenntniß seines Daseins und Wesens gegeben haben? Birgt nicht die Vernunft auch in sich das Erkenntnißvermögen für das Sittlich-Gute, das Gewissen, wie wir es nennen? Hängt nicht damit nahe zusammen, was wir sogar meist mit darunter zu begreifen pflegen, der Sinn für das Göttliche, das Auge des Herzens für Gott selbst, jene Gottesahnung, welche der beredteste Anwalt für den Glauben an Gott in unserer Brust ist?

Da hier erst ausgemacht werden soll, ob Gott ist, so werden wir freilich zuvörderst noch zu prüfen haben, ob diese Gottesahnung wirklich ein unveräußerlicher Theil der Vernunft selbst ist und als solcher unverlierbaren Werth hat, oder ob sie nicht etwa erst als menschliche Zuthat in die Entwicklung der Vernunft eingewoben ist und deshalb bei der Frage, ob Gott ist, der Berechtigung als vollgültige Zeugin entbehrt. Aber wer anders sollte hierüber das entscheidende Urtheil fällen als die Vernunft selbst? So dürfen wir denn in der Vernunft den rechten Maßstab erblicken, an dem wir die eigenen und fremden Glaubensvorstellungen zu prüfen haben. Wir verstehen dabei unter „Vernunft" die menschliche Vernunftanlage im weitesten Sinne, nicht allein unser Denkvermögen, sondern auch das Gewissen und unser Ahnungsvermögen für das Göttliche, so weit es sich als wesentlicher Bestandtheil der Vernunft und dadurch als stimmberechtigter Zeuge in der Frage nach Gott auszuweisen vermag. Zwar treffen wir auch diese Vernunftanlage in keinem Menschen ungefärbt an; in keinem erscheint sie als reiner Ausdruck, als eine von jeder fremden Zuthat freie Verwirklichung des Vernunftbegriffs selbst; vielmehr hat sie in jedem Menschen durch unzählige Eindrücke von Jugend auf, wenn nicht schon vor der Ge-

burt durch eine unabsehbare Kette der Vererbungen von den Voreltern her, eine bestimmte Eigenart und Richtung mitbekommen; auch sie hat also in der geistigen Luft geathmet, auf deren Beschaffenheit die Religion unserer Eltern einen so maßgebenden Einfluß übte. *Aber als unverlierbarer Kern liegt ihr dennoch ein ewiges, unverbrüchliches Gesetz zu Grunde, das in allen Menschen dasselbe ist.* Vermöge dieses gemeinsamen Denkgesetzes können wir doch verstehen und uns zu eigen machen, was Andere durch dieselbe Vernunftanlage an Erkenntniß erworben haben; wir können dadurch die Mängel unserer eigenen Vernunftarbeit ergänzen und berichtigen.

Ueberdies birgt unsere Vernunftanlage einen Trieb in sich, der kraft einer unabweisbaren inneren Nothwendigkeit immer vorwärts auf der Bahn zur Wahrheit drängt. Ein Werk dieses Triebes ist eben jenes Verlangen, aus dem heraus wir mit vielen Edlen unseres Geschlechts nach einem Standort zur Gewinnung eines unbefangenen Urtheils auf dem Gebiete der Religion ausschauen. Einen derartigen Standort *außerhalb* unserer bisherigen geistigen Entwicklung giebt es *nicht*. Wohl aber giebt es einen sicher führenden Maßstab der Prüfung *in dieser Entwicklung selbst*. Folgen wir nur immer treuer und furchtloser dem rechten Kompaß auf dem Wege zur wahren Gotteserkenntniß, das heißt *dem Wahrheitsdrange*, der in unserer Vernunft liegt. Messen wir nur immer unbeirrter auch das Ehrwürdigste, durch das Alter Geheiligtste an den ewigen Erkenntnißgesetzen, welche in jedes Menschen Geist und Gemüth ihre königliche Stimme erheben! Und es wird uns mehr und mehr gelingen, über den Gesichtskreis, den uns unsere bisherige Entwicklung gezogen, hinaus zu schauen, insbesondere an den Heiligthümern unserer Jugend Falsches und Richtiges, Hülle und Kern zu unterscheiden, uns dadurch von der Religion unserer Eltern immer unabhängiger zu machen und doch ihren ewigen Wahrheitsgehalt als köstliches Erbtheil zu bewahren.

Oder giebt es dennoch einen höheren Maßstab? Muß uns Christen nicht als solcher die heilige Schrift gelten? Dürfen wir uns vermessen, unsere kurzsichtige menschliche Vernunft als Richter *über* sie zu stellen? — O der religiösen Befangenheit und der klein-

gläubigen Halbheit, die immer wieder jeden Versuch, uns den Banden des Vorurtheils zu entwinden, im voraus zur Erfolglosigkeit verdammt! Das Prüfen des überkommenen Glaubens zu verbieten wagt sie nicht; und die überlieferte Quelle, aus der er fließt, zu untersuchen fürchtet sie sich. Wollen denn die, welche für unsere christliche Offenbarungsurkunde blinden Glauben fordern, schlechterdings nicht merken, daß dasselbe mit demselben Rechte auch der Moslem, Buddhist, Brahmane, Parsi, ein Jeder für die Religionsurkunde, die ihm als göttliche Offenbarung überliefert ist, fordert? Ja selbst wenn jedes Wort der Bibel wirklich von Gott eingegeben ist, wie anders als durch Prüfung an der Vernunft soll ausgemacht werden, daß dem wirklich so ist, daß also nicht Jene, sondern wir im Rechte sind? Und wird denn dadurch, daß wir die Schrift an der Vernunft prüfen und, um ihren Werth zu erkennen, prüfen müssen, die Vernunft, insbesondere die sehr fehlbare Vernunft dieses einzelnen Menschen, der über die Schrift urtheilt, höher als die Schrift gestellt? Ist denn mein Auge, durch welches allein ich die Herrlichkeit des Lichtes schaue, darum mehr als der Sonne wonnige Pracht? Ist der Schüler deshalb mehr als der Lehrer, weil er sich durch sein Urtheilsvermögen von der Wahrheit dessen, was der Lehrer vorträgt, überzeugt? Ist nicht der der tüchtigste Lehrer, der auch den schwerfälligen Schüler dazu befähigt, diese Ueberzeugung zu gewinnen, indem er ihn anleitet, alle Bedenken und Unklarheiten zu überwinden? Wird nicht dann die Hoheit der Schrift in das hellste Licht gestellt, wenn sie durch die Macht der Wahrheit, die sie in sich trägt, Herz und Verstand der Menschen von der Göttlichkeit ihrer Offenbarungen überzeugt? Aengstliche Gemüther, besonders Diener am Worte, fordern, man müsse die Vernunft unter den Glauben beugen. Heißt das nicht: die Religion, welche selbst das hellste Licht sein sollte, muß das Licht scheuen? Sie bietet festen Halt nur dem, der den morschen Untergrund nicht untersucht? Noch mehr: läßt sich nicht diese Forderung für jeden Aberwitz, ja für jede Abscheulichkeit, die den Mantel der Frömmigkeit umhängt, mit gleichem Rechte geltend machen? Denn ob die eine oder andere Religion mehr Anspruch auf das Recht solcher Forderung hat, läßt sich doch nur durch prüfende Vergleichung am Maßstabe der Vernunft feststellen.

Das heißt: um das Recht dieser Forderung für eine Religion zu begründen, muß ich zuallererst dieser Forderung entgegentreten und mit Hülfe der Vernunft zeigen, daß diese Religion jede Prüfung auszuhalten vermag. Hinweg also mit der Forderung des blinden Glaubens unter welchem Vorwande auch immer! Hat das Christenthum, hat das evangelische Christenthum gerechten Anspruch darauf, Weltreligion zu werden, wohlan, so muß es der Menge der Völker zurufen: „Kommt und sehet! Zündet recht hell das Licht der Vernunft an und prüfet auch ohne Scheu, damit ihr erkennet, daß in dem Evangelium Jesu der Menschheit das Licht der Welt aufgegangen ist!"

In diesem Sinne soll im Folgenden auf die beiden Fragen: „Ist Gott?" und — wenn Gott ist —: „Wie sollen wir ihn verehren?" eine Antwort versucht werden. Unsere Führerin bei diesem Versuch soll die Vernunft sein — Vernunft, daran mag hier noch einmal erinnert werden, im weitesten Sinne, mit Einschluß des Gewissens und auch alles dessen, was an Gottesahnung in des Menschen Brust lebt, nur daß auch diese Zeugin für Gottes Dasein in uns noch ihre Berechtigung vor dem Richterstuhl der Vernunft wird ausweisen müssen. Soweit Vernunft reicht, soll Vernunft alle Höhen und Tiefen durchforschen und auch vor dem Heiligsten nicht Halt machen — Halt machen freilich auch nicht vor ihrer eigenen Hoheit. Vielmehr soll sie vor allem auch sich selbst vor ihre Schranken ziehen, um ihre eigenen Grenzen, — die Stärken und Schwächen ihres eigenen Erkenntnißvermögens zu prüfen. Insbesondere werden wir bei unserem Forschungsgange Eins nie aus dem Auge verlieren dürfen: der Gegenstand unserer Frage ist der Ewige, Unendliche; die menschliche Vernunft ist endlich, endlich vollends die Vernunft des Einzelnen, der die Frage zu beantworten sucht. Nur die Vernunft der Menschen in ihrer Gesammtheit vermag sich allmählich durch die gemeinsame Arbeit aller Wahrheitsfreunde der Lösung der großen Aufgabe anzunähern. Der Einzelne aber muß zufrieden sein, wenn er auch nur kleine Handreichung thun kann, um das Gesammtwerk zu fördern.

Ob diese Blätter und *für wen* sie etwa als eine solche Handreichung gelten können? — Ihr Urheber sucht darin zunächst

in reiferem Alter sich selbst von dem Rechenschaft zu geben, was er seit den ersten jugendlichen Versuchen über die Frage gedacht hat, die ihm schon früh als die wichtigste der Menschheit erschien und seitdem die brennendste des eigenen Herzens geblieben ist. Ob auch Andere aus seinen Aufzeichnungen Nutzen ziehen können? Er ist kein Gelehrter und ist sich bewußt, nichts eigentlich Neues zu bringen. Er hat nur mit selbständigem Denken und dem aufrichtigen Streben nach möglichst unbefangenem Urtheil die Stimmen zur Rechten und zur Linken gehört und geprüft, sowohl die, welche dem eigenen Denken verwandt waren, als auch die gegnerischen, und gerade die letzteren mit besonderer Sorgfalt. Ohne selbst Naturforscher oder Philosoph zu sein, hat er doch den Offenbarungen beider mit Aufmerksamkeit gelauscht. Er gehört keiner Schule an und ist an kein Schlagwort gebunden. Auch die Schulsprache der Philosophen meidet er gern. Vielleicht ist er eben deshalb im Stande, denen ein Helfer beim Suchen nach der Wahrheit zu sein, denen die Schulsprache der Gelehrten zu schwierig und ungewohnt ist, und die doch gleich ihm das Verlangen tragen, mit möglichst eingehendem und vorurtheilslosem Denken sich in die große Frage des Menschenherzens zu versenken und Alles in den Kreis der Prüfung hineinzuziehen, was mit ihr im Zusammenhange steht. — Und nun zur Arbeit! —

Erſter Theil.

Iſt Gott?

1. Wer iſt Gott?

Wer eine richtige Antwort finden will, der muß vor allem die Frage richtig verſtehen. Das gilt auch von der Frage, ob Gott ſei. Die Antwort wird verſchieden ausfallen, und das Ja oder Nein, das geantwortet wird, einen ſehr verſchiedenen Werth haben je nach der Vorſtellung, die der Fragende mit dem heiligen Namen „Gott“ verbindet. Manchem wird die Bejahung ohne Noth dadurch erſchwert, daß man ihm von Gott nur als von einem menſchenähnlichen Weſen geſprochen und ihn daran gewöhnt hat, das hehre Wort für gleichbedeutend mit den beſchränkteſten Wahnvorſtellungen zu halten. Was Wunder, wenn er ſich ſträubt, einer Vorſtellung, welche ihn in fortwährenden Widerſtreit mit ſeiner Vernunft zu ſetzen droht, eine entſcheidende Stelle in ſeinem Seelenleben einzuräumen? Ein Anderer nennt die Natur ſelbſt ſeinen Gott. Er verſteht darunter die Geſamtheit aller Sinneserſcheinungen. Dieſe Natur begeiſtert ihn, weil ſie ſo ſchön und allgewaltig zugleich iſt. Sie iſt ihm das wunderſam herrliche, Alles umfaſſende Ganze, als deſſen Theil ſich zu fühlen ihn zur Andacht und Erhebung ſtimmt. Aber in dem wichtigſten Punkte, in geiſtiger Beziehung, ſtellt er das Ganze weit unter viele ſeiner winzigen Theile, unter dieſen kleinen Menſchen

nämlich, der das innerste Wesen dieses Ganzen, als seiner großen Mutter, zu ergründen sucht. Denn das Ganze weiß nichts von dem Theile, da doch der Theil etwas vom Ganzen weiß. Diese Mutter hat keinen Sinn für das Wohl und Wehe ihrer Kinder, da doch das Kind im Anschauen der Mutter bald entzückt bald erschreckt wird und sie immer mehr zu verstehen trachtet. Diese Natur ist als Ganzes blind, gefühl- und willenlos. Ohne liebreich oder zornig, barmherzig oder grausam zu sein, hebt sie den einzelnen Theil, den sie an ihrem Busen nährt, bald hoch empor, bald stößt sie ihn in den Abgrund, gleichviel, ob es ein Stein oder ein fühlendes, Liebe suchendes Wesen ist. Sie wirkt vielleicht vernünftig und zweckmäßig, aber ohne selbst Vernunft zu haben oder Zwecke zu verfolgen. Sie bringt vernünftige und sittlich beanlagte Wesen hervor; aber sie selbst ist weder ein Vernunftwesen, noch ist sie heilig oder unheilig; sie weiß nichts von einem Unterschied zwischen Gut und Böse.

Einen Halt und Trost kann uns dieser Gott nicht bieten. Wer die Natur in diesem Sinne „Gott" nennt, der unterscheidet sich von dem Gottesleugner, der nichts als Stoff und Kraft gelten läßt, nur durch ein Wort, dem Werth und Bedeutung fehlt. Sein „Ja" auf die Frage, ob Gott sei, vermag das Verlangen aller derer nicht zu stillen, die danach seufzen, ihres Gottes gewiß zu werden, um Frieden in ihrem Herzen zu finden. Darum gilt es, vor Beantwortung der Frage selbst die Vorfrage zu lösen: „Wer ist Gott?" Nicht, daß wir schon hier am Eingang eine genügende Antwort auf die Frage zu geben vermöchten, wer und wes Wesens der sei, den wir suchen! Das hieße mit dem Ende anfangen. Wer dürfte sich überhaupt unterwinden, die Tiefen und Höhen dessen voll auszumessen, der auf alle Fälle der Unsichtbare und Unendliche ist, dessen Wesen deshalb all unser Vorstellen, Denken und Begreifen übersteigt? Und auch, was wir von seinem Wesen auszusagen im Stande sind, kann sich erst im weiteren Verlauf unserer Untersuchung ergeben. Aber dreierlei muß uns doch von vorn herein klar sein. Soll das „Ja" auf unsere Frage einen Werth für unseren Seelenfrieden haben, soll der, den wir suchen, uns wirklich „Gott", das höchste Gut sein, soll er uns der sein, bei dem wir Zuflucht suchen in allen Nöthen, von dem wir uns versehen alles Guten: so muß er zuerst der All-

Eine sein, von dem Alles abhängt, und der selbst von keinem Dinge außer ihm abhängt; so muß er der Ewige sein, durch den alle Dinge und ihre Veränderungen sind und werden, und der selbst nur durch sich selbst ist; so muß er sein alles Wandels Grund, selbst wandellos; Alles umfassend und durchdringend, selbst von nichts umfaßt oder ausgeschlossen; selbst unendlich, aller Dinge Anfang und Ende, Ausgang und Ziel. So muß er aber zweitens auch sein ein schlechthin geistiges, sich seiner selbst bewußtes, ein erkennendes, wollendes, nach weisen Absichten waltendes Wesen; so muß er Verständniß auch für das höchste, edelste Sehnen und Streben haben, das er in jedes Menschen Brust gelegt hat, für das Sehnen nach dem Wahren, dem Guten, nach sittlicher Vollkommenheit, für das Verlangen danach zu lieben und geliebt zu werden. Noch mehr: sein Wesen muß in sich die höchste Fülle und Macht bergen, dieses Verlangen zu stillen. Er muß also drittens selbst liebende Weisheit und weise Liebe, selbst Grund und Ziel alles sittlichen Strebens, Urbild aller sittlichen Vollkommenheit, mit einem Worte, der Heilige sein.

Also das ist die Frage, ob es ein ewiges und unendliches, ein weises und liebreiches, ein sittlich vollkommenes und heiliges Wesen giebt, das aller Dinge und ihrer Veränderungen Ursache und Endzweck ist, mit einem Wort, ob es einen persönlichen Gott, das heißt ein sich seiner selbst bewußtes, erkennendes und wollendes Wesen giebt. Nur haben wir dabei die strengste Vorsicht zu beobachten, daß wir nicht, wie leicht geschieht, in dem Begriff der „Persönlichkeit" Allerlei mitklingen lassen, was der menschlichen Beschränktheit entlehnt ist. Mit diesem Vorbehalt gilt uns die Frage: „Ist Gott?" gleichbedeutend mit der anderen: „Giebt es einen persönlichen Gott?" Auf die Beantwortung der so erläuterten Frage haben wir nunmehr unser Nachdenken zu richten.

2. Die Zeugen für und wider das Dasein Gottes.

Zur Feststellung der Wahrheit ist überall die sorgfältigste Erwägung des „Für und Wider" erforderlich. Es bedarf gleichsam

eines eingehenden Zeugenverhörs, das ebenso vollständig als unparteiisch sein muß. Kein Zeuge darf übergangen, jeder muß auf seine Glaubwürdigkeit geprüft, aber auch jeder auf das Erschöpfendste abgehört werden. Wohlan! Welche Zeugen vermögen wir *für* und *wider* das Dasein Gottes beizubringen? Wo werden wir dieselben zu suchen haben? Am schwierigsten scheint es, solche zu finden, die mit klarer Aussage *dafür* eintreten. Denn so hat Niemand, auch wenn wir es geistig fassen, den Ewigen erschaut, so Niemand seine Stimme vernommen oder seine Nähe gespürt, daß er es dem Bruder aufzeigen könnte: „Siehe hier ist mein und dein Gott! Tritt nur herzu, daß du mit mir seiner gewiß werdest, mit mir dich seiner Nähe erfreuest!" Möchte immerhin Jemand sich mit Wahrheit einer unmittelbaren Gottesoffenbarung rühmen dürfen! Was hilft es *mir*? *Mir* kann er nicht erweisen, daß er nicht nur einen Traum geschaut oder von einem Wahn befangen war. Die vernunftlose Natur aber zeigt mir den Unsichtbaren noch viel weniger unmittelbar, sondern läßt mich höchstens durch allerlei Schlüsse das Dasein dessen *errathen*, der sie und all ihre Wandlungen zu Stand und Wesen bringt. Und dennoch, *wenn* Gott ist, muß dann nicht der, der aller Dinge und alles Werdens Werkmeister ist, auch jedem Dinge den Stempel seines Wesens aufdrücken? *Wenn* Gott ist, kann es dann etwas geben, das ihn *nicht* bezeugt, das nicht, ob auch ohne Worte, zu uns reden müßte: „Schaut her! Auch ich verkündige durch das, was ich lebe, athme und bin, seine Weisheit, Allmacht und Güte?" *Wenn* Gott ist, muß nicht jedes Sonnenstäubchen so gut wie die Sternenpracht des Firmaments, jeder Wurm so gut wie der Mensch selbst, die Krone der Schöpfung, muß nicht mein Leib wie mein Geist ein Zeuge Gottes und seiner Herrlichkeit sein? Darum, will ich mich und Andere überzeugen, daß Gott ist, muß ich nicht allen diesen Zeugen den Mund öffnen, daß sie sein Dasein und allgegenwärtiges Wirken von immer *neuen* Seiten mit immer *neuen* Zungen lobpreisend bestätigen?

So oft mir hingegen etwas vorkäme, das sich dieses Zeugniß *nicht* entlocken oder das sich wohl gar mit der Weisheit und Güte des Ewigen schlechterdings *nicht* in Einklang bringen ließe, wäre da nicht Gefahr vorhanden, daß ein Zeuge mehr *wider* das Dasein

Gottes erstehe? Und eben damit ist denn überhaupt die Stelle berührt, wo wir auch die sämtlichen anderen Zeugen *wider* das Dasein Gottes zu erwarten haben. Oder welche anderen ließen sich denken, als wiederum die Dinge selbst und ihre Veränderungen, sofern ihr Wesen und Werden so geartet wäre, daß es *ohne* den Glauben an Gottes Dasein und Wirken ebenso gut oder gar besser verständlich wäre als *mit* diesem Glauben? Wodurch anders könnten die Gottesleugner die Wahrheit dieses Glaubens widerlegen, als dadurch, daß sie für alles Geschehene, auch für alle jene geheimnißvollen Vorgänge, für welche sich bisher das Walten eines allmächtigen, Wunder wirkenden Gottes als einziger Erklärungsgrund darzubieten schien, einen natürlichen Zusammenhang als ausreichenden Erklärungsgrund aufzeigen? Und sollte ihnen das auch noch nicht überall gelingen, so wäre schon viel gewonnen, wenn sie einen solchen Zusammenhang an möglichst vielen Punkten *wenigstens als wahrscheinlich* nachwiesen. Auch so würde der Glaube an Gott immer mehr als überflüssig für unser Denken erscheinen und gleichsam Schritt um Schritt zurückgedrängt werden.

Die Zeugen *für* und *wider* das Dasein Gottes sind also *dieselben*: sie sind in der Gesammtheit der Dinge und ihrer Veränderungen, in der Welt und ihren Wandlungen beschlossen. Die *Welt selbst* ist Zeuge *für* das Dasein Gottes, *wenn das Wesen und Werden der Dinge nur durch die Annahme*, daß Gott ist, *uns zum vollen Verständniß kommt*. Sie ist ein Zeuge *dawider*, *wenn sie selbst und alles Geschehen in ihr auch ohne Gott hinreichend verständlich ist*, oder *wenn gar ihre Erklärung durch die Annahme*, daß Gott sei, *erschwert oder unmöglich gemacht wird*. So haben wir denn *dafür und dawider nur einen einzigen, für beide Parteien ein und denselben Zeugen*, freilich den allumfassendsten und zugleich den unverdächtigsten und parteilosesten, der gedacht werden kann: *das Weltall mit seinen stummen und doch so beredten, unabänderlichen und unerbittlichen Thatsachen*. Die Schwierigkeit liegt nur *darin*, daß dieses Zeugniß erst der Auslegung bedarf, und daß der, der es auszulegen hat, der Mensch, selbst ein Stück, ein ach wie winziges Stück dieses Weltalls ist und sich also in einer

Person zum Zeugen und Anwalt für beide Parteien, ja endlich auch noch zum Richter aufwerfen muß, er, der, wenn Gott ist, selbst nichts ist als ein Gebilde seines allmächtigen Schöpferwillens. Mit um so größerer Vorsicht gilt es den Anwalt im Interesse beider Parteien zu überwachen, daß er nicht durch sein Wünschen sich gefangen nehmen lasse und durch voreilige Schlußfolgerungen vereinzelte, aus dem Zusammenhang gerissene Aussagen des Zeugen je nach der eigenen Neigung zu Gunsten der Bekenner oder der Leugner Gottes verwerthe. Auf der einen Seite ist das Frieden suchende Herz betheiligt. In dem schweren Kampfe mit erbarmungslosen Naturgewalten und an den offenen Gräbern schaut es sehnend aus nach der helfenden Hand einer gütigen Vorsehung und nach einer Welt jenseit der Sinneserscheinungen, ohne Thränen und Leid. Dies sein heißes Verlangen sucht es bei der Auslegung mit in die Wageschale zu werfen. Von der anderen Seite erhebt sich die sinnliche Natur des Menschen. Sie will keine Gewißheit anerkennen, wo sie sich nicht durch unanfechtbare Sinneswahrnehmung unmittelbar überzeugen kann. Am ergreifendsten steht ihr das Wort zu Gebote, wenn sie, gebeugt unter den zermalmenden Schlägen des Schicksals, wohl an einen Helfer über den Sternen glauben möchte, aber, weil sie Hülfe und Frieden nur in der Abwendung des Erdenwehs sucht, nimmer über die Rede des Thomas hinauszukommen vermag: „Es sei denn, daß ich meine Finger lege in seine Nägelmale, und meine Hand in seine Seite, so will ich es nicht glauben." Sie ruft zum Eideshelfer den Forscher auf, der auch mit den weitreichendsten und feinsten Beobachtungswerkzeugen weder in den Fernen des Himmelsraums noch in den geheimnißvollen Welten des Unendlich-Kleinen Gott selbst oder eine Spur von ihm entdeckt habe. Mit dieser einseitigen Betonung unserer sinnlichen Erfahrung glaubt sie jeder weiteren Auslegung des Welträthsels überhoben zu sein. Schon, ehe sie den Zeugen gehört hat, steht ihr Urtheil fest: „Der Glaube an Gott und an irgend eine übersinnliche Welt ist in eine Linie mit den tausend anderen Geister- und Gespensterseherein zu setzen, die wieder und wieder als Betrug oder als das Erzeugniß überreizter Einbildungskraft entlarvt worden sind."

Und noch zwei andere Stimmen suchen von entgegengesetzten Seiten her die Auslegung der Zeugenaussage zu Gunsten hier das „Für", dort das „Wider" zu beeinflussen. Von der einen Seite ist es der Geistesträgheit, die gern auf dem Polster altgewohnter Vorstellung ausruht, so gar viel bequemer, überall da, wo die Arbeit des Forschens den natürlichen Zusammenhang des Geschehens noch nicht ermittelt hat, ein allmächtiges, alle Schwierigkeiten überbrückendes Wesen als Erklärungsgrund in die Lücke einzuschieben, als weiter zu forschen und über den Trümmern liebgewordener Ueberlieferungen in unermüdlichem Ringen durch immer neue Umformung unserer Glaubensvorstellungen unseren Glauben mit den Ergebnissen des Denkens in Einklang zu setzen. Von der anderen Seite schmeichelt unsere Eitelkeit so gern unserer Vernunft, als seien ihr keinerlei Grenzen gesteckt, und versucht sie dadurch, statt in besonnenem Gange Schritt um Schritt auf der Bahn zur Wahrheit vorwärts zu dringen, durch verwegene Schlüsse die Grenzen ihres Könnens zu überfliegen; und als hätte sie schon Alles durch ihre eigenen Gesetze erklärt oder als würde ihr doch binnen Kurzem die Erklärung nicht fehlen, vermißt sie sich stolz, über dem ganzen Gebiet des Seins und Werdens den Thron ihrer Alleinherrschaft aufzurichten, indem sie in vorschnellem Absprechen behauptet, daß ihr Denken keine Stelle für das Walten einer allweisen Allmacht übrig lasse, vor deren Himmelshoheit sie selbst sich demüthig beugen müsse. Durch den verwirrenden Einfluß dieser und anderer Stimmen, die nicht aus der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, sondern aus der Leidenschaft, Selbstsucht, Trägheit und Ueberhebung stammen, lassen wir uns bei der Auslegung des großen Zeugnisses, welches uns die Welt vorlegt, nur zu leicht zu Trugschlüssen verleiten. Ohne rechts und links zu sehen, folgen wir begierig einer vereinzelten Kette von Schlußfolgerungen und werden dadurch mit einer ähnlichen inneren Nothwendigkeit zu Selbsttäuschungen geführt, wie sie durch Sinneswahrnehmungen in ihrer Vereinzelung hervorgerufen werden, wenn wir sie nicht durch Vergleichung mit anderen Sinneswahrnehmungen berichtigen und ergänzen. Wir sehen das Firmament als wundervolles Gewölbe eines erhabenen Domes; wir glauben uns selbst zu bewegen, wenn wir unverwandt auf einen sich bewegenden Gegen-

stand außer uns blicken und können dieses Scheines trotz besseren Wissens uns gar nicht erwehren, wenn wir noch immer Sonne, Mond und Sterne, als bewegten sie sich und nicht vielmehr die Erde, auf der wir stehen, ihre Bahn am Himmel auf- und niederwandeln sehen; wir lassen uns durch die Luftschlösser der Fata morgana entzücken. So kann auch unser Denken uns leicht irre führen und wonnige Gefilde oder trostlose Abgründe schauen lassen, weil wir, durch irgend welche Zu- oder Abneigung bestochen, die Kette der Schlüsse nicht nach allen Seiten hin verfolgen und dadurch unsere Schlußfolgerungen wechselseitig an einander berichtigen und ergänzen. Mit dem Vorsatz, diese Gefahren stets im Auge zu behalten, wollen wir jetzt alsbald hören, was uns der hohe Zeuge, Welt genannt, auf die Frage, ob Gott sei, zu antworten weiß. Es wird zweckmäßig sein, zuerst die Welt, die Natur als Ganzes, den Menschen als Naturwesen mit eingeschlossen, zu befragen, und sodann uns selbst, unsere, des Menschen, Geistes- und Herzensanlage noch in ein besonderes Verhör zu nehmen.

A. Die Aussagen der Natur im Allgemeinen über das Dasein Gottes.

3. Das „Woher?"

Der Mensch wird durch eine unabweisbare Nöthigung seines Denkens dazu getrieben, für jedes Geschehen die Ursache und für jedes Ding den Entstehungsgrund, das „Woher?" zu suchen. Denn das trauen wir keinem Dinge zu, daß es nicht entstanden sein sollte; dazu sehen wir zu sehr an allen Dingen die Spuren des Werdens und Wiedervergehens. Dieselbe Anlage des Denkens, vermöge deren wir für alles Sein und Werden einen ursächlichen Zusammenhang und einen Grund des Gewordenseins voraussetzen, scheint uns mit einer gleichen inneren Nothwendigkeit zu der Vorstellung eines vernunftbegabten Wesens, das alle Dinge gemacht hat, also zu der Vorstellung Gottes hinanzuleiten. Denn sobald wir nur erst die Gesamtheit der Dinge als Ganzes, als Natur, als Welt erfaßt haben, so muß sich uns so gut wie für jedes einzelne Ding auch für dieses

Ganze die Frage nach dem Entstehungsgrund, nach dem „Woher?“ aufdrängen. Oder sollte, wenn doch jedes einzelne Ding erst geworden ist, das Ganze nicht geworden sein? Muß ich mir aber für dieses Ganze einen Entstehungsgrund, ein „Woher?“ denken, sollte ich mir nicht als solchen Entstehungsgrund, als solches „Woher?“ ein vernunftbegabtes Wesen, einen weisen Urheber vorstellen, zumal diese Natur so unzählige Merkzeichen eines zweckbewußten Schöpferwillens erkennen läßt? Diese Schlußreihe drängt sich so ungesucht auf, daß das kindlich unbefangene Denken gern schon in ihr einen ausreichenden Beweis für das Dasein Gottes erblickt und, schon hier ausruhend, siegesgewiß ausrufen möchte: „Auch die gesunde Vernunft mahnt uns, vor dem Schöpfer, der Alles so herrlich bereitet, demüthig niederzufallen; nur der Uebelwollende kann die Richtigkeit solchen Schlusses anzweifeln.“ Und dennoch wäre dieser Schluß allzu voreilig und der Sieg des Glaubens, den wir darauf allein gründen wollten, ein erträumter. Erneuter Kampfruf der Gegner stört uns gar schnell und unsanft daraus auf. „Wer heißt euch denn,“ so entgegnen sie, „der Forderung unseres Denkens, wonach jedes Ding seinen Entstehungsgrund haben muß, so unvollständig nachkommen und die Reihe seiner Schlußfolgerungen so vorzeitig und willkürlich abbrechen? Muß nicht jede Ursache selbst wieder ihre Ursache haben? Wer heißt euch denn auf einmal bei einem ersten Entstehungsgrund Halt machen und ihn für ein vernünftiges Wesen, einen persönlichen Urheber zu erklären? Warum soll denn der Entstehungsgrund, den ihr Gott nennt, nicht wieder seinen Entstehungsgrund, und dieser wieder den seinigen haben, und so fort bis ins Unendliche? Etwa, weil euer Denken zu kurzen Athem hat, um sich eine unendliche Reihe von Ursachen vorzustellen? Freilich reicht unsere schwache menschliche Vorstellungskraft nicht dazu aus, sich eine unendliche Zeit oder eine unendliche Zahl von Ursachen oder einen unendlichen Raum oder in ihm eine unendliche Zahl von Raum ausfüllenden Körpern vorzustellen. Aber wenngleich unsere Vorstellungskraft hierfür zu armselig ist, muß nicht unser Denken trotzdem zugeben, daß es das alles geben kann, ja, geben muß, sowohl die unendliche Zeit als die unendliche Kette der Ursachen und Wirkungen in der Zeit als den unendlichen Raum als die unendliche Zahl der einzelnen Dinge, die

den Raum ausfüllen, von dem unermeßlichen Heer der Riesenbälle, die den Aether durchkreisen, bis zu der noch unausdenkbareren Zahl der winzigen Stofftheilchen, die der Forscher als untheilbare Theilchen des unmeßbar Kleinen voraussetzt?"

„Und kommen wir denn", so höre ich sie ihre Gegenrede fortsetzen, „um diese Forderungen unseres Denkens herum, wenn wir versuchen, bei Gott als Anfangsursache und erstem „Woher?" stehen zu bleiben? Zugegeben: Gott hat Alles ins Dasein gerufen; es gab eine Zeit, in der es keine Welt gab; dann sprach Gott sein allmächtiges „„Werde!"", und damit war der Anfang alles Seins und Werdens gesetzt. Aber wie kam denn dieses allmächtige, allweise, ewige Wesen dazu, zu irgend einer Zeit einmal den Entschluß zu einer Weltschöpfung zu fassen, nachdem es doch vorher als dieses selbe allmächtige, allweise Wesen eine Ewigkeit lang dagewesen war, ohne eine Welt zu schaffen? Warum hat es diesen Entschluß vorher nicht gefaßt? Ewigkeiten ließ der Ewige vergehen, in denen er keine Welt schuf: da sprach er sein „„Werde!"" Muß ihn dazu nicht irgend etwas außer oder in ihm Liegendes veranlaßt haben? Außer ihm? So gab es ja noch etwas vor ihm, neben ihm und eigentlich über ihm, das ihn bestimmte, und er wäre nicht mehr der allmächtige Gott und die erste Ursache und alleiniger erster Entstehungsgrund. Auch müßte dieses Etwas außer ihm, das ihn zur Weltschöpfung bestimmte, selbst wieder sein „„Woher?"" und dieses wieder sein „„Woher?"" und so fort in unendlicher Kette haben, oder es müßte selbst ein willkürlich angenommenes erstes „„Woher?"", d. h. selbst Gott sein, und wir wären nicht um ein Haar breit weiter gekommen. Oder lag, was den Ewigen zur Weltschöpfung bewog, in ihm? So hätte ja eben dies in ihm Liegende schon früher, schon eine Ewigkeit lang wirken und ihn zur Weltschöpfung veranlassen müssen. Wenn es das eine Ewigkeit lang nicht that und dann auf einmal den Entschluß zur Schöpfung in ihm hervorrief, so muß wiederum irgend ein Etwas außer Gott, oder, da das vorhin schon abgewiesen werden mußte, in ihm vorhanden gewesen sein, das dieses in ihm Liegende erst wirksam machte, und so fort wieder in unendlicher Reihe der Ursachen und Wirkungen, nur mit dem Unterschiede, daß wir diese unendliche Kette der Ursachen und Entstehungsgründe jetzt in Gott

selbst hineinverlegt haben, ohne jedoch für ihre Vorstellbarkeit auch nur das Geringste gewonnen zu haben. Sollte sich diesen künstlichen Schlußreihen gegenüber nicht als weit einfacher die Annahme empfehlen, daß es eines ewigen Weltschöpfers nicht bedürfe, daß vielmehr die Welt selbst von Ewigkeit her da sei? Wenn Gott von Ewigkeit her sein kann, warum nicht auch die Welt? Zwar hört so die Kette der Ursachen und Wirkungen nicht auf, unendlich zu sein; aber sie vereinfacht sich doch. Denn es bedarf nirgends eines willkürlichen Haltmachens oder einer Unterbrechung der Schlußreihe, die Kette geht vielmehr in gleichmäßigem Verlauf rückwärts und vorwärts von Ewigkeit zu Ewigkeit weiter, ohne daß der stetige Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, wie unser Denken ihn fordert, jemals unterbrochen würde. Hier muß nicht etwa noch *vor* dem Dasein der Welt selbst eine von ihr verschiedene Ursache ihres Entstehens und zur Erklärung dieser Ursache wieder eine unendliche Kette von Entstehungsgründen angenommen werden. Nichts hindert uns, zu denken: der *Weltstoff* war von Ewigkeit her und war, gleichfalls von Ewigkeit her, vermöge seines innersten Wesens mit bestimmten Kräften ausgestattet. Durch die immerwährende Arbeit dieser von Ewigkeit her wirkenden Kräfte ist der Weltstoff von Ewigkeit her eine unendliche Reihe von Wandlungen und immer neuen Zuständen eingegangen und wird in alle Ewigkeit immer neue eingehen. Das „Woher?“ ist hiernach *der ewige Weltstoff* und *in ihm die ewige Weltkraft* und durch sie *die ewige Bewegung* des Weltstoffs, im letzten Grunde also nur ein Einziges: der von Ewigkeit zu Ewigkeit vermöge der ihm einwohnenden Kraft sich bewegende Weltstoff. Aus ihm kommt alles Sein und Werden, in ihn kehrt Alles zurück, um immer neuem Sein und Werden desselben Weltstoffs den Platz zu räumen. Für jede neue Wandlung des Weltganzen, für jeden neuen Gesamtzustand, für jedes einzelne Werden und für jedes einzelne Gewordene ist bei dieser Weltauffassung das „Woher?“ die unendliche Kette der vorhergehenden Weltwandlungen und Weltzustände von Ewigkeit her.

Wie einfach erscheint diese Welterklärung! Wohl schwindelt uns, wenn wir versuchen, sie durchzudenken; wohl ist unser Denkvermögen außer Stande, dies Unendliche auszudenken: doch Denkwidriges

scheint nicht darin enthalten zu sein. Wolltest du aber fragen, woher er selber sei — jener von Ewigkeit her sich bewegende, kraftbegabte Weltstoff, so würden die, welche auf ihn ihre Weltauslegung bauen, mit anscheinendem Rechte erwidern: „Darauf fordert das Denken keine Antwort. Zwar unbedingt wird erfordert ein ununterbrochener ursächlicher Zusammenhang alles Geschehens, alles Werdens, aller Veränderung. Jede Wandlung will ihre Ursache, jedes Gewordene sein „Woher?" haben, aus dem es geworden ist. Nicht aber wird erfordert, daß alles Seiende auch geworden sein muß. Wenn etwas von Ewigkeit her da war, sei es Stoff, sei es Kraft, sei es Bewegung, so hat das Denken für dieses Ungewordene keine Frage weiter; kein Denkgesetz zwingt uns, dafür noch ein „Woher?" zu suchen, so wenig für Stoff, Kraft und Bewegung, wie für einen ewigen, allmächtigen und allweisen Schöpfer. Nur das Eine ist dem Denken unbedingt gewiß: aus nichts wird nichts."

Das bestreitet nun allerdings auch der Glaube an einen Gott, der die Welt aus dem Nichts ins Dasein rief, recht verstanden, keineswegs. Nach diesem Glauben ist Gott mit seiner Allmacht von Ewigkeit her. Durch diese Gotteskraft, nicht durch das Nichts, ward Alles. Der Satz von der Weltschöpfung aus nichts will nur sagen, daß vor der Erschaffung der Welt nichts außer Gott vorhanden war. Auch dagegen hat das Denken keinen berechtigten Einwand, genau so wenig, wie gegen einen ewigen Weltstoff, der von Ewigkeit her zahllose Wandlungen einging. Ob es eine göttliche Allmacht giebt oder geben kann, die aus dem Nichts allein vermöge ihrer eigenen Kraft Welten schafft, das liegt außerhalb unserer Erfahrung, das Denken kann sich weder dafür noch dawider ein maßgebendes Urtheil gestatten, etwas Denkwidriges liegt nicht darin.

So stehen nach dem bisher Gesagten zwei Welterklärungen gleich möglich, aber auch gleich unerwiesen einander gegenüber. Die eine sagt: „Die Anfangsursache, das „Woher?" aller Dinge ist Gott, ein ewiges, allmächtiges, allweises Wesen, das allein durch seine Schöpferkraft allem Werden den Anfang gesetzt und den Antrieb zum Schaffen ausschließlich den unerforschlichen Tiefen seines eigenen Gotteswillens entnommen hat." Die andere sagt: „Das „Woher?" aller Dinge ist der von Ewigkeit in Bewegung begriffene kraftbegabte Weltstoff, aus dem durch

eine unendliche Kette von Wandlungen von Ewigkeit zu Ewigkeit die verschiedenen Daseinszustände der Welt hervorgegangen sind und immer wieder hervorgehen werden.“ Damit bei der ersten Welterklärung die Weltschöpfung nicht als eine plötzliche, unbegründete Willkürthat Gottes erscheine, für die man, um den Forderungen des Denkens gerecht zu werden, in Gott erst wieder eine unendliche Reihe von Ursachen annehmen müßte, kann man diese Auffassung noch dahin ergänzen, daß Gott von Ewigkeit her Welten geschaffen hat. Für jede neue dieser Welten wäre das „Woher?“ nächst dem alles Werden wirkenden und durchwaltenden Gott die jedesmal vorhergehende Welt. So sehr diese Annahme unsere Vorstellungskraft übersteigt, so liegt doch auch hierin nichts Denkwidriges. So hätten wir denn zur Erklärung des Welträthsels auf der einen Seite den von Ewigkeit her schaffenden Gott, auf der anderen den von Ewigkeit her vermöge der ihm einwohnenden Kräfte sich wandelnden Weltstoff. Welche von diesen beiden Auslegungen des Zeugnisses der Natur ist die rechte? Für den Weltstoff scheint zu sprechen, daß wir bei der Entscheidung für ihn als letztes „Woher?“ weder über das, was erklärt werden soll, die Natur selbst, noch über das Gebiet unserer Erfahrung, die Sinnenwelt, hinausgehen. Entscheiden wir uns dagegen für Gott als Welturheber, so steigen wir damit über den Kreis unserer Erfahrung, durch die Weltstoff und Weltkraft sich uns täglich greifbar und fühlbar als wirklich vorhanden aufdrängen, zu einem ganz neuen Gebiet, das jenseits unserer Erfahrung liegt, dem Gebiet des Uebersinnlichen empor.

Liegt nun irgend ein Etwas im Wesen der Natur selbst, das uns zu eben diesem Emporsteigen nöthigt, das uns zwingt aus der Sinnenwelt zu einer neuen übersinnlichen Welt, zu der Annahme eines unsichtbaren Gottes emporzugreifen, um die Natur uns zum Verständniß zu bringen? Das bloße Dasein der Natur genügt offenbar noch nicht als Beweis für das Dasein Gottes. Wohlan! Giebt es noch irgend ein Anderes, ein Etwas, das in der Beschaffenheit der Natur selbst liegen müßte, welches uns hindert, bei dem Weltstoff als letztem „Woher?“ der Natur uns zu beruhigen, und uns zwingt jenseit desselben ein höheres „Woher?“

in einem unsichtbaren, allweisen und allmächtigen Schöpfer zu suchen? Und wenn es ein solches Etwas in der Natur giebt, welches ist dieses Etwas?

4. Das „Wozu?".

Wenn die Welt „eine rohe, ungeordnete Masse" wäre, wenn sie dem „Chaos" gliche, aus welchem nach der Sage des griechisch-römischen Heidenthums die Götter die Welt bildeten, so möchte es schwerlich gelingen, den Nachweis zu führen, daß zur Erklärung solcher Welt die Annahme eines Schöpfers unentbehrlich sei. Im Gegentheil: eine so geartete Welt würde einem Schöpfer wenig Ehre machen, sie wäre mit der Vorstellung eines weisen Urhebers geradezu unvereinbar. Nun aber ist die Welt nicht ein unförmlicher Klumpen oder ein wirres Durcheinander, sondern sie ist, wie nach dem Vorgange der Alten der größte Naturforscher der Neuzeit sie genannt hat, ein „Kosmos", d. h. ein wohl geordnetes Kunstwerk, das sowohl als überschwänglich erhabenes Ganzes — als dieses All mit der leuchtenden Pracht seiner zahllosen Sonnen und Erden —, wie auch in seinen einzelnen Theilen und Theilchen bis in die zartesten Fasern des Unmeßbaren und Unwägbaren hinein, unserem Denken immer neue Bewunderung entlockt. Nicht nur fesselt uns ein ununterbrochener Zusammenhang von Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen bis in die verborgensten Tiefen, daß auch das Winzigste wie das Gewaltigste sein „Woher?" hat, daß das Fernste mit dem Nächsten durch bald offenbare bald geheimnißvolle, nur dem Ahnen sich halb enthüllende Fäden verbunden erscheint, und daß das Erkannte auf immer noch feinere, auch dem schärfsten Forscherauge sich entziehende Zusammenhänge schließen läßt. Nicht nur werden unsere Sinne gefangen genommen und wird doch zugleich unser Gemüth mit heiligem Sehnen über alle Schranken der Sinne in eine alle Vorstellung übersteigende Welt jenseits des Endlichen versetzt durch die bestrickende Schöne und unsagbare Erhabenheit, durch die unbeschreibliche Zartheit und erdrückende Uebergewalt, durch die trauliche Lieblichkeit und erschütternde Hoheit, durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und großartige Einfachheit all dieser Fülle

von Gestaltungen, Lichtern und Farben in ihren zahllosen Abstufungen. Nein, was uns noch mehr anzieht und sich um so mächtiger aufdrängt, je tiefer wir eindringen, das ist eine wundervolle Weisheit, die auf Schritt und Tritt mit immer neuen Zungen zu uns redet. Denn außer dem Zusammenhange der Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen zeigt sich auch überall ein Zusammenhang der Zwecke, denen das Gewebe des ursächlichen Zusammenhanges wie das Zusammenwirken der Handwerker und Arbeiter dem Plane des Baumeisters dienstbar gemacht zu sein scheint. Je eingehender wir die Natur beobachten, um so häufiger und unwiderstehlicher bemächtigt sich unser der Eindruck: die verschiedenen Wirkungen, welche das Getriebe all dieser mannigfachen Naturkräfte hervorbringt, sind nicht unvorhergesehene und ungewollte Ergebnisse blind arbeitender Gewalten, sondern sie sind das gewollte Werk eines zielbewußten Handelns. Zahllose kleine und große Ursachen und Wechselbeziehungen in vielverschlungener Verkettung scheinen durch eine vorausdenkende unsichtbare Vernunft als Mittel benutzt zu werden, um längst zuvor ersehene Zwecke zu Stand und Wesen zu bringen. Diese Zwecke stellen entweder selbst schon werthvolle Güter dar, wie leibliches und geistiges Leben und Lebensfreude, oder sie sind ihrerseits wiederum Mittel, um solche Güter zu erzeugen. Die Beschränktheit unserer Vernunft bringt es mit sich, daß viele dieser Zwecke sich ihr verhüllen. Aber in so vielen Fällen leuchtet es unserem Denken überwältigend ein, daß wir es hier nicht mit zweck- und sinnlosen Wirkungen gedankenlos arbeitender Stoffe und Kräfte, sondern mit der herrlichen Verwirklichung vorbedachter Zwecke und mit Bewußtsein erstrebter Güter zu thun haben; und aus dieser immer wiederholten Wahrnehmung heraus fragen wir unwillkürlich für jede, auch die scheinbar gleichgültigste, ja zweckwidrigste Naturerscheinung nicht nur nach einem „Woher?“, sondern auch nach einem „Wozu?“, nach einem Zwecke, nach einem Gut, das dadurch verwirklicht werden soll. Die Gesamtheit der Naturerscheinungen stellt sich uns daher einerseits dar als gewaltiges Ganzes zusammenwirkender und mit einander in unendlich mannigfaltigen Wechselbeziehungen stehender Ursachen, andererseits erblicken wir in ihr mit der gleichen unausweichlichen Denknothwendigkeit ein wohldurchdachtes, überaus kunstvolles Ganzes

mit einer unendlichen Zahl von Mitteln zur Verwirklichung einer ebenso unendlichen Zahl von Zwecken und Gütern. Und wie es uns treibt, für dieses Naturganze ein erstes „Woher?", eine Gesamtursache zu suchen, so können wir auch nicht anders, als für eben dieses Weltganze nach einem letzten „Wozu?", einem Gesamtzweck, einem höchsten Gut auszuschauen. Der Fromme findet es naturgemäß darin, daß das Allwesen, in welchem er das erste „Woher?" und das letzte „Wozu?" zugleich anbetet, seine Weisheit offenbare, in der Schöpfung ein Nachbild seiner Herrlichkeit zur Erscheinung bringe und die Geschöpfe liebevoll an dieser Herrlichkeit theilnehmen lasse. Wir unsererseits würden späteren Untersuchungen vorgreifen, wollten wir schon hier näher auf die Frage eingehen, welches jener letzte Zweck, jenes höchste Gut sei. Für uns genügt es an dieser Stelle, zum Ausdruck zu bringen, daß wir schon in dem „Gesamtwoher?" ein „Gesamtwozu?" als mitwirkend, ja maßgebend glauben annehmen zu müssen, das will sagen: das „Gesamtwoher?" scheint nicht nur eine äußerliche, mechanische, durch Stoß und Gegenstoß, Anziehung und Abstoßung wirkende Kraft eines vernunftlosen, lediglich raumausfüllenden Stoffes zu sein, sondern eine denkende, wollende, vorstellende Kraft oder ein denkendes, wollendes, vorstellendes Wesen, welchem die Kraft innewohnt, die Vorstellungen, deren Verwirklichung es erstrebt, d. h. seine Zwecke, Wesen und Gestalt gewinnen zu lassen, und das die Fülle seiner Gedanken durch die Erschaffung der Welt thatsächlich verwirklicht hat. Oder mit anderen Worten: die Welt ist allem Anschein nach das Werk eines weisen, allmächtigen Schöpfers. Und diese Wahrscheinlichkeit wird zur unbestreitbaren Gewißheit, sobald zugegeben werden muß, daß die Welt nicht nur ein in sich geschlossenes Ganzes von Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen ist, denen eine gemeinsame erste Ursache, eine Gesamtursache zu Grunde liegt, sondern daß sie eben so sehr ein in sich zusammenstimmender Kunstbau von Mitteln und Zwecken mit einem gemeinsamen letzten „Wozu?", einem Gesamtzweck ist, und daß jene Gesamtursache mit allen von ihr ausgehenden einzelnen Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen von vornherein als Mittel zur Verwirklichung dieses Endzwecks gedacht und gewollt war. Das ist also die Frage, ob dieses

Zugeständniß erzwungen, ob erwiesen werden kann, daß wir in der Welt ein Gewebe von vorbedachten Mitteln und gewollten Wirkungen oder Zwecken und in deren Gesamtheit wiederum das Mittel zur Verwirklichung eines Gesamtzweckes, eines letzten „Wozu?“ erblicken müssen.

Wir werden den Beweis am besten beibringen, wenn wir die Frage nach dem „Gesamtwozu?“ einer späteren Stelle vorbehalten und zunächst möglichst viele und zugleich möglichst allgemein verbreitete, für das Ganze charakteristische, zweckmäßige Einrichtungen in der Natur aufzuzeigen suchen. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um Einrichtungen, welche durch das mehr oder weniger bewußt zweckmäßige Handeln irgendwelcher selbst zur Natur gehöriger, vernunftbegabter Sinnenwesen, etwa der Menschen oder hochbeanlagter Thiere, herbeigeführt werden, sondern um solche, deren Zweckmäßigkeit sich nur aus dem absichtsvollen Thun einer unsichtbaren, jenseit der Sinnenwelt zu suchenden Vernunft erklären läßt. Denn die in der Natur selbst liegenden Ursachen machen wohl das äußere Entstehen, nicht aber die in der äußeren Erscheinung unverkennbar zu Tage tretende, auf Verwirklichung des Zweckes abzielende Absicht, den darin verkörperten Gedanken erklärlich. Ebenso selbstverständlich können als „zweckmäßige Einrichtungen“ nicht etwa Naturgebilde gelten, die zwar zur Verwirklichung irgend eines Zweckes vorzüglich geeignet erscheinen und auch thatsächlich von irgendwelchen Wesen dazu verwerthet werden, deren Brauchbarkeit für diesen Zweck sich jedoch als eine ungewollte Nebenwirkung der in Betracht kommenden natürlichen Ursachen völlig ausreichend erklären läßt und auch als solche erklärt werden muß, weil sie mit dem eigentlichen Wesen des ganzen Naturvorganges nichts zu schaffen hat und sich insofern als eine rein zufällige Begleiterscheinung desselben kennzeichnet. Der Knabe sitzt gern in der Verästelung eines Baumes, die wie zu dem Zwecke gemacht erscheint, in verborgener Abgeschlossenheit für ungestörte Beschäftigung eine Art von romantischem Sitz zu bieten. Wer wollte hierin eine „zweckmäßige Einrichtung“ und nicht vielmehr nur ein Spiel des Zufalls sehen? Es wäre merkwürdig, wenn die Neigung mancher Baumarten, bei ihrer Verzweigung die mannigfachsten Formen zu bilden, nicht auch einmal eine solche hervorbrächte, die einem Knaben die oben gedachte Freude bereitete. Oder hätte

sich Jemand den Zweck gesetzt, durch eine zauberische Farbenwirkung unsere Sinne gefangen zu nehmen und unser Gemüth in eine träumerisch überirdische, beseligende Stimmung zu versetzen, er hätte kaum etwas Zweckentsprechenderes dazu herstellen können, als die Grotte von Capri. Dennoch werden wir schwerlich die Behauptung wagen, daß die Entstehung der Grotte sich nur durch die Annahme erklären lasse: eine gütige Gottheit habe hier dem Menschen einen wundervollen Anblick bereiten wollen. Denn die rastlose Thätigkeit des Meeres bringt an manchen Arten des Gesteins im Laufe der Jahrtausende so verschiedengestaltige Aushöhlungen hervor, daß es wunderbar wäre, wenn dadurch im Zusammenhange mit den Farbenspiegelungen des südlichen Himmels und des benachbarten Meeres nicht überraschende, die menschlichen Sinne entzückende Naturschauspiele entständen. Erst, wenn anderswoher der Beweis erbracht ist, daß Alles durch einen Gott der Liebe bereitet sei, wird man auch hier die unsichtbare Hand dieser Liebe verehren. Weiter: zahlreiche Höhlen in den Kalksteingebirgen haben von je an Thieren und Menschen zweckmäßige Wohnungen und Schutz gegen die Unbill der Witterung gewährt. Aber die Formationsweise dieser Gebirge bringt es mit sich, daß sich in ihnen die verschiedenartigsten Zerklüftungen und Höhlungen bilden, auch an Stellen, wohin Thier und Mensch nie ihren Fuß setzen. Wer wollte es also als feststehend betrachten, daß sie durch das absichtsvolle Walten einer unsichtbaren Vernunft hergerichtet und nicht vielmehr von Hause aus als zwecklose Gebilde entstanden sind, wenngleich Thier und Mensch ihrerseits sie später für ihre Zwecke verwerthet haben? Nur wer schon im voraus überzeugt ist, daß das ganze Weltall dem „Werde!" eines liebevollen Schöpfers sein Dasein verdankt, wird geneigt sein, auch in der Höhlenbildung des todten Gesteins eine zweckmäßig fürsorgende Einrichtung dieses gütigen Gottes für schutzbedürftige Wesen anzuerkennen.

Wenn wir hingegen zweckmäßige Einrichtungen in der Natur aufzuzeigen suchen, um daraus das Dasein Gottes zu erweisen, so meinen wir damit solche Naturgebilde und Naturvorgänge, die dazu dienen, einen Zweck zu verwirklichen, der mit dem innersten Wesen und der ganzen Entwicklung dieser Gebilde und Vorgänge in un-

trennbarem Zusammenhange steht. Dieser Zweck muß sich so sehr als ein vorbedachter und gewollter aufdrängen, daß die Entstehung dieser Erscheinung ohne die bewußte Zweckthätigkeit einer übersinnlichen Vernunft schlechterdings unverständlich bliebe, weil die in der Sinnenwelt selbst liegenden Ursachen zwar vielleicht dazu ausreichen, den äußeren Vorgang, das mechanische Entstehen zu erklären, nicht aber eine Erklärung dafür geben, daß die Verkettung natürlicher Ursachen sich so wunderbar der unverkennbar beabsichtigten Verwirklichung dieses bestimmten Zweckes anschmiegt. Wir fragen dem entsprechend: Lassen sich zweckmäßige Einrichtungen in diesem Sinne in der Natur nachweisen?

5. Giebt es zweckmäßige Einrichtungen in der Natur, die auf das absichtsvolle Einwirken einer übersinnlichen Vernunft schließen lassen?

Wir bemerkten schon bei einer früheren Gelegenheit, daß Zwecke Güter darstellen, deren Verwirklichung durch ein vorbedachtes Handeln erstrebt wird. Der Werth dieser Güter liegt entweder unmittelbar in ihnen selbst oder mittelbar darin, daß sie ihrerseits wieder Mittel zur Verwirklichung anderer Güter, beziehungsweise Zwecke werden können. Dazu also, daß in einer Naturerscheinung eine zweckmäßige Einrichtung anerkannt werde, deren Entstehung auf die absichtsvolle Einwirkung einer übersinnlichen Vernunft schließen läßt, gehört als unentbehrliche Vorbedingung, daß mit dem Wesen dieser Erscheinung untrennbar die Erzeugung eines Gutes zusammenhängt, das werthvoll genug erscheint, um für die Zweckthätigkeit eines vernünftigen Wesens ein würdiges Ziel zu bilden. Je häufiger die Natur solche Güter hervorbringt, und je mehr die Erzeugung derselben als ihre Hauptwirkung und als ein charakteristischer Zug ihres Wesens angesehen werden muß, um so näher wird dafür die Erklärung liegen, daß die Erzeugung jener Güter der Zweckthätigkeit einer übersinnlichen Macht zuzuschreiben ist, welche die natürlichen Ursachen für ihre Ziele verwerthet. Nun bringt die Natur ein Gut, dessen Werth der Vernunft unmittelbar einleuchtet, allerorten in Fülle hervor. Es ist dasselbe, das wir schon einmal berührten. Soweit wir kurzsichtigen

Menschen von dem beschränkten Standort unserer Erdenheimat das unermeßliche Reich der Allmutter Natur zu überschauen und ihr das Geheimniß ihres Wesens abzulauschen vermögen, scheint ihr ganzes Getriebe im Großen wie im Kleinen auf dies Eine angelegt: leibliches und geistiges Leben und Lebensfreude ins Dasein zu rufen. Ueber die unabsehbare Oberfläche der Erde von Ost gen West, von Nord gen Süd, von den Schneefirnen des Hochgebirges bis zu den Fluthen und Abgründen des Ozeans breitet sie eine so mannigfache Welt des Werdens und der Werdelust aus; so unerschöpflich erweist sie sich dabei in dem Reichthum und der Verschiedenartigkeit der Formen, von der armseligen Flechte am Felsgestein bis zur stolzen Krone der himmelanragenden Eiche und zum anmuthigen Schirmdach des Palmbaums, von dem Leben und Weben im Schoße des Meeres bis zur farbenreichen und vielgestaltigen Bevölkerung des Urwalds, vom stillen Glühwurm im Grase bis zur Donnerstimme des Wüstenkönigs, bis hinauf zu dem Bändiger all der rohen Naturkräfte, dem denkenden Menschen: — dürfen wir nicht, so weit es unseren Erdball angeht, reiche Entfaltung des Lebens recht eigentlich wie als Hauptwirkung so auch als den charakteristischen Zug der gesammten Naturentwicklung bezeichnen? Wenn nun die neuere Forschung durch die Spektralanalyse immer überzeugender nachweist, daß auch die fernsten Sonnen unserer Erde verwandte Stoffe enthalten, sollte der Schluß zu kühn sein, daß, entsprechend der ähnlichen Grundlage des Stoffes, auch dieselbe Kraft und Neigung, Leben zu erzeugen, dem gesamten Weltall innewohnt? Und legt sich damit nicht zugleich als die einfachste Lösung des Welträthsels die Annahme überaus nahe, daß dieser allgemeine Zug der Natur kein zufälliger, sondern ein gewollter, daß diese ihre Hauptwirkung, das edle Gut des Lebens zu erzeugen, nicht das Ergebniß blind waltender Ursachen und Kräfte, sondern das wohlbedachte Werk eines weisen Werkmeisters ist, ja der Hauptzweck ist, welchem sein Allmachtswille all die zahllosen Kräfte und Hebel der Sinnenwelt als ebenso viele ungezählte Mittel dienstbar macht, — das große „Wozu?", in welches unter der gleichen unsichtbaren Leitung alle die vielverzweigten Kanäle des „Woher?" einmünden? Die weite Welt eine Werk- und Heimstatt des Lebens und der Lebensfreude — müssen

wir darin nicht allein schon einen würdigen Zweck für die schaffende und erhaltende Thätigkeit eines weisen und liebenden Schöpfers erkennen? Wie viel mehr, wenn wir die unendliche Mannigfaltigkeit in diesem Reiche des Lebens nach zwei Seiten hin, nach der Weite und nach der Tiefe oder Höhe, noch genauer ins Auge fassen! Das ist einerseits die unerschöpfliche Fülle der Gattungen und Arten neben einander und andererseits die reiche, himmelanweisende und doch auch wieder in unendlich winzige, geheimnißvolle Anfänge zurückführende Stufenleiter in der Kette der Wesen über und unter einander, von den unentwickelten, auch mit den schärfsten Gläsern kaum noch erkennbaren Keimen und Schleimbläschen, in denen der Forscher die Anfänge des Lebens ahnt, bis zu dem vielgegliederten Wunderbau, der dem Menschengeiste als Hülle und Werkzeug dient, von der an die Scholle gebundenen, empfindungslosen Pflanze bis zu dem frei sich bewegenden, empfindenden Thiere, von der mühsamen Wanderung der Schnecke im Staube bis zu des Adlers stolzem Sonnenflug, von der vernunftlosen Welt bis zu dem allmählichen traumhaften Aufdämmern seelischen Lichtes in der niederen und höheren Thierwelt, von den unbewußten und doch so staunenswerthen Kunsttrieben der Biene, der Ameise, des nestbauenden Vogels bis zu der an menschliches Ueberlegen gemahnenden List des Raubthiers, bis endlich wieder hinauf zu dem Menschen, der mit seinem nie rastenden Forscherſinn die Räthsel des Weltalls bis an die verborgenen Quellen des Daseins zu ergründen sucht. Ist es nicht, als habe eine unaussprechlich weise Vernunft aus väterlicher Liebe in diesem Weltall eine möglichst reiche Offenbarung ihrer eigenen Herrlichkeit ausgestalten und die hervorragendsten ihrer Geschöpfe dazu erziehen wollen, ihren Schöpfer jubelnd zu erkennen, gleichsam an sein Vaterherz zurückzukehren und als Nachbilder seines Wesens an seiner Gottesherrlichkeit theilzunehmen? Aber auch wer diesen Geistesflug an das Herz des Allvaters zu kühn findet, muß doch zugeben: ein reicher und tiefer angelegtes Kunstwerk und ein höherer Zweck, würdiger einer schaffenden höchsten Vernunft, ließe sich schwerlich ersinnen, als diese Fülle leiblichen und geistigen Lebens in diesem wunderbar planvoll angelegten, weltweiten und himmelhohen Nebeneinander und Uebereinander, Durcheinander und Füreinander der

zahllosen Wesen, denen allein die große und doch so winzige Erde zur Wohnstatt dient.

Eine tiefe, absichtsvolle Weisheit scheint sich auch darin kundzugeben, daß die niederen Stufen des Lebens durch die höheren keineswegs überflüssig werden. Jede Klasse, Gattung, Art und Stufe der Wesen behält, auch wenn sie von reicher ausgestatteten Arten und höheren Stufen weit überholt wird, in sich selbst und für das Ganze ihren besonderen Werth: in sich selbst als in sich abgeschlossenes harmonisches Kunstwerk, so wie durch die jeder Art und Stufe eigenthümliche Lebensbethätigung und — in der Thierwelt — Lebensfreude, für das Ganze, indem sie als Glied in der Gesamtheit aller Lebenserscheinungen den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Ganzen vermehrt und im Haushalt des Ganzen zur Erhaltung und Förderung anderer lebender Wesen und als Stoff für deren Lebensbethätigung verwerthet wird. Der besonderen Belege für diese Züge möchte es für den, dem es nicht an Sinn und Aufmerksamkeit für das Leben der Natur fehlt, kaum bedürfen. Sie begegnen uns auf Schritt und Tritt. Jede der unzähligen Moosarten, jede Alge, jedes Insekt mit seinen eigenthümlichen Wandlungen kann als Beleg gelten; die mannigfachen Wechselbeziehungen, in welchen die verschiedenen Arten und Stufen der Wesen zu einander stehen, geben unerschöpfliche Kunde davon. Wer kann diese weite Welt des Lebens betrachten, ohne die überschwängliche Herrlichkeit des Ganzen und zugleich die eigenartige Schöne jedes Einzelnen bis in die kleinste Faser und Zelle zu bewundern und ohne dabei der Vorstellung eines gewollten, (menschlich angesehen) überaus tief durchdachten, zweckvollen Zusammenhanges eine Berechtigung zuzuerkennen?

Aber „zweckmäßige Einrichtungen" kennzeichnen sich nicht nur durch die Zwecke, d. h. die Güter, deren Verwirklichung darin mit Erfolg erstrebt wird, sondern auch durch die Mittel, welche „dem Zwecke gemäß" gewählt und zu seiner Verwirklichung mit Vorbedacht in Thätigkeit gesetzt werden. Um insbesondere in der Natur das Vorhandensein zweckmäßiger Einrichtungen nachzuweisen, welche auf die zweckthätige Einwirkung einer übersinnlichen Vernunft schließen lassen, genügt es nicht, nur festzustellen, daß durch eine Anzahl von

Naturerscheinungen werthvolle Güter erzeugt werden, welche, wie das Leben und die Lebensfreude, als ein würdiges Ziel für die Zweckthätigkeit eines weisen Schöpferwillens gelten dürfen und, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wohl durch eine solche Thätigkeit entstanden sein *könnten*. Dieser bloßen *Möglichkeit* würden die Gottesleugner die andere entgegenstellen, die ihnen ebenso glaubhaft erscheint, daß nämlich jene Güter ohne irgend Jemandes Wollen ganz von ungefähr allein durch das Zusammentreffen zwecklos wirkender Naturursachen ins Dasein gerufen seien. Sie würden sich dazu für um so berechtigter halten, als es nicht nur Güter, sondern auch Uebel in der Natur giebt. Ja, je mehr wir die Lichtseiten der Natur hervorheben, um so mehr müssen wir auf eine ansehnliche Gegenrechnung ihrerseits gefaßt sein, die wir noch seiner Zeit zu besprechen haben werden. Dem Licht im Weltall werden sie den Schatten, den Gütern die Uebel, dem Leben den Tod, der Freude den Schmerz, dem Zweckmäßigen das Zweckwidrige in der Natur gegenüberstellen. Sie werden daraus den Schluß ziehen, daß das Licht so wenig wie der Schatten, die Güter so wenig wie die Uebel, Leben und Lebensfreude so wenig wie Tod und Schmerz, das Zweckmäßige so wenig wie das Zweckwidrige für die Einwirkung einer unsichtbaren Vernunft Zeugniß ablegen. Um so mehr müssen wir im voraus noch das andere Merkzeichen für das Vorhandensein zweckmäßiger Einrichtungen von der hier geforderten Art ins Feld führen. Wir müssen zeigen, daß die Erscheinungen der Natur nicht nur Güter aufweisen, welche sich dem unbefangenen Beurtheiler als ebenso viele verwirklichte Zwecke einer unsichtbaren Vernunft darstellen, sondern daß wir in diesen Erscheinungen auch ein so auffallendes Zusammentreffen der mannigfaltigsten Ursachen wahrnehmen, die sich von den verschiedensten Seiten her in der Erzeugung jener Güter vereinigen, daß wiederum der Unbefangene sich nicht dem Eindruck entziehen kann: „Diese Ursachen haben sich nicht von ungefähr, nur vermöge blind waltender Kräfte zur Herbeiführung gerade dieser Wirkung, zur Erzeugung gerade dieses segenbringenden Gutes zusammengefunden; sondern sie sind durch den weisen Allmachtswillen einer unsichtbaren Vernunft *mit Vorbedacht* diesem bestimmtem Zwecke *als Mittel* dienstbar gemacht worden.“ Dieser Eindruck wird um

so unabweisbarer sein, je mehr verschiedene und von einander unabhängige Ursachen für die Verwirklichung dieses Zweckes oder Gutes in Kraft treten mußten, und je mehr es sich dabei nicht etwa nur um eine einmalige außerordentliche Wirkung, sondern um eine stets wiederkehrende Ordnung handelt. Denn eine je größere Zahl der verschiedenartigsten Glieder die Kette der Ursachen zur Hervorbringung eines Gutes enthalten mußte, von je verschiedeneren Seiten her, durch je mannigfaltigere Kanäle diese verschiedenen Glieder herangeleitet und der Gesamtkette, dem Gesamtgewebe des ursächlichen Zusammenhangs eingefügt werden mußten, um so unabweisbarer drängt sich der Schluß auf: ist es denkbar, daß in dieser Kette, in diesem verwickelten Gewebe von all den für den Zweck unentbehrlichen Gliedern, Kanälen, Fäden und Fädchen nicht ein einziges gefehlt haben würde, wenn nicht eine weise, allmächtige Fürsorge die mannigfachen in Betracht kommenden Naturvorgänge absichtsvoll so geleitet hätte, daß sich das Gewebe lückenlos schloß? Allenfalls ließe sich selbst dies Unwahrscheinliche glaubhaft machen, wenn etwa nur ein einzelnes außerordentliches Zusammentreffen glücklicher Umstände vorläge. Denn welche wundersame Wirkung vermöchte das absichtslose Spiel des Zufalls nicht hervorzubringen? Aber wie, wenn die allerverwickeltsten Verflechtungen der Naturursachen sich täglich zur Erzeugung der wundervollsten Lebensgebilde erneuern? Und eben das ist das Bild, das uns die gesamte Natur bietet, wenn wir mit der Frage an sie herantreten: „Welche Ursachen sind es, die das Leben hervorbringen?“ Wir könnten die Frage sofort mit der anderen vertauschen: „Was giebt es wohl in der Natur, was nicht unmittelbar oder mittelbar seine Beisteuer dazu hergeben muß, um das edle Gut des Lebens zu erzeugen?“ Nicht weniger als Alles, darf man sagen, arbeitet dazu mit, und zwar nicht vermöge vereinzelter außerordentlicher Vorgänge, sondern vermöge der mannigfachsten Ordnungen, die von den verschiedensten Seiten her, gleichsam aus den Tiefen und aus den Höhen in einander greifen.

Wir gehen dabei vorläufig noch ganz über die ungelöste Frage hinweg, wo der geheimnißvolle Anfang des Lebens überhaupt, wo der verborgene Springquell zu suchen sei, da zuerst aus dem leblosen Stoffe der wundersame Strom des Lebens hervorquoll. Wir reden

hier nur von den Ursachen, Stoffen, Kräften und Ordnungen, welche täglich in rastloser Arbeit aus dem schon vorhandenen Leben immer wieder neues erzeugen und erhalten, bis es absterbend neuen Gebilden weichen muß.

Schon der Schleier, mit dem die Mutter Erde ihr Angesicht bedeckt, schon die feuchte Hülle, die sie über ihren Schoß breitet, sind wie darauf berechnet, ihren ungezählten Kindern, all diesen unermeßlichen Heerscharen des Lebens, so recht in ihrem eigensten Element die Wohnstätte zuzubereiten, um ihnen gerade die Stoffe zuzuführen, aus denen sich Alles, was lebt und athmet, in erster Linie zusammensetzt. Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, die Grundelemente jedes Pflanzen- und Thierleibes, sind auch die Stoffe, die in der Erdatmosphäre und in den Fluthen des Weltmeeres weit überwiegend hervortreten. Darin an sich läge ja freilich noch nichts, was über das blinde Walten rein mechanisch wirkender Naturursachen hinauswiese. Der Stoff ist in Hülle und Fülle da: warum sollte sich nicht daraus bilden, was aus diesen Stoffen zusammengesetzt ist? Aber wie kommt es, daß gerade die Stoffe, die für den Aufbau des Lebens unentbehrlich sind, und nicht statt ihrer andere, für das Leben unbrauchbare oder schädliche, vorherrschen? Wie kommt es, daß von diesen vier Lebensträgern auch nicht einer fehlt? Hat etwa die vernunftlose Natur es bedacht, daß wenn auch nur einer fehlte, nicht der kleinste irdische Lebenskeim entstehen könnte? Wie kommt es, daß diese vier Genossen sich fast allerorten in dem rechten, das Leben fördernden Mischungsverhältniß vorfinden, und daß es auch an anderen Stoffen, welche für die verschiedenen Arten der Lebewesen wichtig sind, wie Kalk, Kieselsäure, Phosphor, Schwefel u. a., fast nirgends mangelt?

Und doch kommen weit mehr noch, als die Stoffe selbst; die mannigfachen und wunderbaren Ordnungen in Betracht, welche zusammenwirken müssen, um diese Stoffe zu zwingen, daß sie immer neue Formen des Lebens eingehen. Was weiß die Sonne dort oben mit ihrer Strahlenkrone von dem kleinen Getriebe des Lebens hier unten auf dem winzigen Erdenball? Und doch — ohne den Segensgruß, den sie uns täglich durch die Ausstrahlung ihrer unerschöpflichen Licht- und Wärmefülle zusendet, würde auch nicht ein Gras-

halm noch Blättchen sprießen, noch ein armseliger Regenwurm seine feuchten Furchen durch den Staub ziehen, noch ein leiser Schatten aus der Pracht der Farbenwelt irgend eines Lebendigen Auge erfreuen. Hat die Erde Verstand und Liebe, um für die Erzeugung und Erhaltung all des bunten Lebens auf ihren Fluren Sorge zu tragen? Sie thut es, indem sie durch Drehung um ihre eigene Axe täglich einmal eine Zeit lang jeden Winkel ihrer Oberfläche mit Allem, was darauf lebt und webt, der Wohlthat des Sonnenscheins aussetzt und im heilsamen Wechsel, wiederum auf eine bestimmte Zeit, den verheerenden Wirkungen des Sonnenbrandes entzieht. Ist es nicht, als wenn sie, wie eine liebende Mutter, mit wohlbedachter Sorgfalt jedes ihrer Kinder täglich von Neuem dem belebenden Quell der Wärme und des Lichtes nahe brächte und mit der gleichen Sorgfalt wieder davon entfernte, um es ebenso vor dem Erstarren wie vor dem Verschmachten zu bewahren? Ohne diesen Wechsel von Tag und Nacht würde das Licht der Sonne auch nicht einen Pulsschlag des Lebens wecken, sondern auf der einen Seite der Erdkugel würde Alles in Nacht und Frost gebannt bleiben, auf der anderen jeder Lebenskeim, noch ehe er geboren wäre, verschmachten und verdorren. Dieser Wechsel beruht selbstverständlich auf unverbrüchlichen mechanischen Gesetzen. Aber schließt das aus, daß diese Gesetze durch das zweckthätige Walten einer ewigen Weisheit den Zwecken des Lebens dienstbar gemacht sind?

Betrachten wir ferner die Drehung der Erde um die Sonne. Jeder weiß, daß die Erdaxe zu der Ebene ihrer Bahn nicht senkrecht, sondern in einem Winkel von 66° 32′ steht. Aber die Wenigsten betrachten diese Thatsache unter dem Gesichtspunkte, auf den es hier ankommt: das ist nicht die astronomische Thatsache an sich, sondern die Wirkung, die aus dieser Thatsache hervorgeht, der *Wechsel der Jahreszeiten*. Leicht nehmen wir diesen als selbstverständlich hin, ohne bei unseren Klagen über die Unbilden und Launen der Witterung recht zu bedenken, wie groß, ja wie unentbehrlich für die ganze Welt des Lebens diese Wohlthat ist. Wie stände es denn um das Leben auf der Erde, wenn die Erdaxe eine andere Richtung hätte, als sie hat? Wir wollen dabei ganz von dem schlimmsten Fall absehen, daß etwa *ein* Pol der Sonne stets zugewandt, der andere stets von ihr

abgewandt wäre, das will sagen, daß die eine Halbkugel ewigen Sommer, die andere ewigen Winter hätte. Wir nehmen nur sozusagen den gelinderen, unserer Vorstellung auch näher liegenden Fall an, dessen Möglichkeit durch kein Naturgesetz ausgeschlossen sein dürfte, daß nämlich die Erdaxe mit der Erdbahnebene einen rechten Winkel bildete. In diesem Falle würde unter dem Aequator niemals die sengende Gluth des senkrechten Sonnenstrahls gemildert werden; die beiden Pole würden einen sich immer gleich bleibenden, völlig horizontalen und deshalb wenig wirksamen Sonnengruß erhalten; im Uebrigen würde in den beiden kalten Zonen ununterbrochen ein Mittelzustand zwischen dem gegenwärtigen Polarwinter und Polarsommer herrschen, der keine rechte Wärme und darum auch kein recht fröhliches Leben aufkommen ließe, wie es sich doch jetzt während des kurzen, aber zum Theil ziemlich warmen Polarsommers noch bis in hohe Breiten hinauf entfaltet. Selbst in den gemäßigten Zonen würden viele Pflanzen, die sich jetzt dort in Fülle ausbreiten, gar nicht zu gedeihen vermögen, weil nicht die genügende Wärme vorhanden wäre, um sie zur Reife zur bringen. Wie außerordentlich hingegen begünstigt die eigenartige Stellung der Erdaxe durch den heilsamen Wechsel der Jahreszeiten die Entfaltung des Lebens auf der ganzen Erde vom Aequator bis zu den Polen! Wie segensreich hat sich dieser Wechsel vor allem für die leibliche und geistige Entwicklung des Menschen, insbesondere in den gemäßigten Zonen, erwiesen! Die Unbill strenger Winter hat ihn gezwungen, alle Kräfte Leibes und der Seele aufzubieten und dadurch auch zu üben und zu entfalten, um seinen Platz zu behaupten, während ihm die Segensspenden der milderen Jahreszeiten die reichsten Hülfsquellen für eine blühende Cultur erschlossen haben. Wohlan! Wer hat der Erdaxe geboten, zur Ebene der Erdbahn sich sanft zu neigen und in scheinbarem Widerspruch mit der kreisartigen Pilgerfahrt des Erdenballes ihrer eigenen Richtung treu — sich selbst parallel zu bleiben, um ihre Pole wechselnd der Sonne bald zu- bald abzukehren und dadurch den wohlthätigen Wechsel der Jahreszeiten herbeizuführen? War es Zufall oder weise Absicht? Wenn es irgend etwas giebt, was in der Gottesverehrung heidnischer Kulturvölker neben vielem Abstoßenden mich zu ergreifen vermag, so ist es die dankerfüllte Freude, mit

der sie die Sonne feiern und jubelnd begrüßen, sei es, wenn sie goldig und purpurn aus dem Meere den neuen Tag heraufführt, sei es, wenn sie sich anschickt, nach des Winters bangen Nächten ihr Antlitz der Erde wieder voller zuzuwenden. Allein schon, wer diesem zwiefachen Wechsel des Lichtes und seinen Segnungen nachsinnt, dem, sollte man meinen, müßte die Ahnung von einem unsichtbaren gütigen Segensspender aufgehen, nur daß wir ihn geistiger, höher hinauf suchen als das Heidenthum, das sich noch von den Banden der Sinnenwelt gefangen nehmen ließ.

6. Vom Geiste Gottes, der auf dem Wasser schwebt.

Nächst dem Lichte und im engsten Bunde mit ihm und den heilsamen Ordnungen, die seinem Segen schaffenden Einfluß als Grundlage dienen, tritt noch eine andere Macht als kunstreiche Bildnerin und Pflegerin des Lebens hervor; und auch dieser Künstlerin ist es leicht anzumerken, daß sie zu ihrem sinnvollen Thun weder durch Eingebung eigener Weisheit noch durch blinden Zufall, sondern durch die zielbewußte Einwirkung eines weisen Schöpfergeistes angeleitet wird. Schon der zweite Vers des biblischen Schöpfungsberichtes weist darauf hin. „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser" — das ist wohl nächst dem ersten Allmachtswerde, das dem Lichte gilt, das tiefahnungsvollste Wort in jenem Berichte. Oder welche Naturgewalt gäbe sich in höherem Maße als das Wasser als unbewußte Werkmeisterin des Lebens im Dienste einer unsichtbaren Weisheit, eines geheimnißvoll das Universum durchwaltenden Allgeistes zu erkennen? Ob ich tief unten am Gestade des unermeßlichen Weltmeeres der immer gleichen und doch immer neuen Melodie der unabläßig rauschenden Fluth lausche, oder ob ich am Hange schneebedeckter Bergeshäupter im Tosen des Wildbachs, der Felsen unterhöhlend in die Tiefe stürzt, mich sinnend verliere: wieder und wieder ist es mir, als vernähme ich träumend, wie Wiederhall des Wortes von dem Geiste Gottes über den Wassern, wundersam ergreifenden Gesang der Jahrtausende von der Schöpfermacht des Ewigen, der durch der Wasser nie rastende Arbeit die Wunder des Lebens ins Dasein zaubert. Denn dem Wasser ist es

befohlen, allem, was da sprießt und athmet, Wiege und weiches Bett zu bereiten, und selber ihm Saft und Kraft des Lebens zu werden. Ohne diesen Lebenssaft würde keine Blüthe ihren Kelch dem Lichte öffnen, noch ein Insekt im Hauche des Sommerabends spielen, noch ein Mensch sein, dessen Geist die Frage nach Gott aufzuwerfen vermöchte. Im Wasser — in den Tiefen des Meeres haben Denker alter und neuer Zeit, von den frommen Sehern des Alten Bundes und dem Weisen von Milet bis zu den kühnen Propheten der natürlichen Schöpfungsgeschichte in unseren Tagen, die verborgene Wiege des Lebens geahnt. Wohnstatt und Bett allem Lebendigen zu bereiten, das ist das bedeutsame Werk, dem das Wasser noch heut, wie von der Urzeit her, mit unermüdlichem Fleiße obliegt. Zwar scheint seine Sinnesart oft mehr auf das Zerstören gerichtet. Felsen unterwühlt es in neckischer Kurzweil. Ja von den ewigen Bergesriesen ist keiner so unüberwindlich, daß nicht das Wasser bis in sein innerstes Mark ihm dränge und ihm Haupt, Schultern und Füße mit Trümmern, von seinen eigenen Grundfesten abgesplittert, wie mit zackigen Himmelsburgen oder mit gespenstischem Götterspielwerk übersäte. Und nicht selten verwandelt es mit jäher Gewalt weite Blüthengärten des Lebens in Wüsteneien. Aber im letzten Ziele betreibt es doch von Ewigkeiten her, selbst mitten in solchem Verheerungswerk, die Lösung der einen großen Aufgabe, die ihm durch einen unsichtbaren Willen aufgetragen zu sein scheint, das spröde, unfruchtbare Gestein zu zerkleinern, zu zerreiben und zu zerstäuben, bis es von den himmelhoch ragenden Kolossen der schneeigen Hochalp als Erdenstaub in mannigfachem Gemisch zu Thal steigt und als weiche Unterlage sprießenden Lebens sich zwischen die Felsen, in Klüfte und Gründe und an das Gestade und in die Tiefen des Ozeans lagert. Und wenn ihm die erste zarte Decke entkeimt ist, so muß das grünende Leben, selbst wieder zu Staube sich wandelnd, den Stoff zu neuen, noch fruchtbareren Mischungen des Erdreichs hergeben, bis der Urwald emporsteigt und mannigfachem Gethier Schutz und Nährstätte gewährt, bis endlich des Menschen Art die Wirren der Wildniß lichtet, und heerdenreiche Weiden und Korn tragende Fluren vor seiner Hütte sich ausbreiten. Ist es dir wohl schon einmal vor die Seele getreten, wenn du sinnend der mit immer

neuer Gewalt hervorstürzenden Brandung des schäumenden Gießbachs zuschauteſt und ſeinen Fluthen durch das Felsgeklüft der grauſigen Klam thalwärts zu folgen ſuchteſt, daß ohne eine vieltauſendjährige Arbeit des Waſſers von ähnlicher Art in allen Landen weder Wieſe noch Wald, weder Hütte noch Dorf, noch Stadt, da Menſchen wohnen, noch die fette Ackererde, die ihnen das Brod reicht, jemals geworden wäre? Wer, ſo fragen wir wieder, hat dem Waſſer ſo ſegensreiches Schaffen aufgetragen? Man entgegnet vielleicht, es ſei nun einmal die Natur des Waſſers, allerlei Stoffe in ſich aufzulöſen und zu miſchen und wiederum andere Stoffe zu durchdringen und dadurch Zuſammenſetzungen der Elemente zu bilden, die durch Zähigkeit und Biegſamkeit zugleich ſich eignen, die Erſcheinungen des Lebens zu erzeugen; es liege weiter in des Waſſers Art, zu unterwühlen, zu zertrümmern, zu zerkleinern und zu Staub zu zermahlen und ſo das fruchtbare Erdreich zu bereiten. Bei dem allen ſei es durchaus nicht nöthig, außer der mechaniſchen Wirkung des Waſſers noch irgend ein geiſtiges Moment als unſichtbare zweckthätige Urſache zur Erklärung herbeizuziehen. — Aber zuvörderſt iſt es doch ein überaus ſeltſames Zuſammentreffen, daß nicht nur dieſes für das Leben ſo unentbehrliche Element in ſolcher Fülle vorhanden iſt, und nicht ſtatt ſeiner unfruchtbare, das Leben ausſchließende Stoffe überwuchern, ſondern daß auch dieſer Lebenshelfer aus der Tiefe von allen Seiten Bundesgenoſſen vorfindet: hier den Luftkreis der Erde, dort aus fernen Himmelshöhen das Sonnenlicht und mit ihm in auffallendem Einverſtändniß den Erdball ſelbſt, der durch ſeine zwiefache Drehung den Wohlthaten des Lichtes die Bahn ebnet. Wohl gemerkt: keiner dieſer Faktoren durfte ausfallen, wenn auch nur ein Pulsſchlag des Lebens ſich regen ſollte. Alle dieſe Kräfte und Ordnungen haben ſich, wie auf Verabredung, vereint und wirken zu dem einen Ziele, Leben zu ſchaffen, harmoniſch zuſammen: gehört nicht ein ſtarker Glaube zu der Annahme, daß hier nur ein Spiel des Zufalls vorliege?

Indeß was in noch weit höherem Maße auf ein verborgenes planvolles Walten ſchließen läßt, das iſt auch hier wiederum nicht der Stoff des Waſſers und ſeine das Leben begünſtigende Beſchaffenheit für ſich allein. Das iſt weit mehr noch die heilſame

Ordnung, die dafür sorgt, daß dieses Lebenselement Jahr aus Jahr ein über alle Lande seine Segensquellen ausströmen läßt. Der Mensch muß öfter kunstvolle Riesenbauten aufführen, damit er die Schwere des Wassers zwinge, aus der Tiefe in hochgelegene Behälter emporzusteigen und von da aus seine Gärten zu berieseln oder sonst seinen mannigfachen Zwecken dienstbar zu werden. Wie fängt doch die Mutter Natur es an, die Trägheit des Wassers zu überwinden, vermöge deren es ausnahmslos der Tiefe zustrebt und in der Tiefe verharren würde, wenn keine nöthigende Gewalt es aus seiner Ruhe aufscheuchte? Wo sind ihre Wasserbehälter, und welches sind die Maschinen, durch die sie das Wasser zu ihnen hinaufhebt, damit es von da aus allerorten die dürstende Kreatur tränke? Den Vorgang kennen wir alle. Er ist so alltäglich, daß wir uns kaum noch dessen bewußt werden, eine wie verwickelte Ordnung ihn hervorrufen muß. Nur dadurch, daß das Wasser, von der Macht der Sonne emporgezogen, sich aus dem fließenden Naß in die leichten Luftgebilde des Wasserdampfes verwandelt, wird es in den Stand gesetzt, auf den Fittigen des Windes in Himmelshöhen über Thal und Berg dahinzuschweben, bis es, von kühleren Luftschichten erfaßt, in die ursprüngliche tropfbar flüssige Form zurückkehrt und als Thau und Regen die Fluren erquickt, um dann von Neuem dem Meere zuzurieseln und von da aus den segenspendenden Kreislauf zu wiederholen. Doch würde sein Segenswerk nur halb gethan sein, wenn es nicht oft noch eine weitere Wandlung einginge, ehe es aus der Höhe zur Tiefe heimkehrt. Zu schnell und ohne genügend nachhaltige Wirkung würde seine Wanderung über die Lande sich vollziehen. Statt der immer fließenden Quellen und Bäche, welche Jahr aus Jahr ein grünende Auen befeuchten, statt der stolzen Ströme, die dauernd Länder und Meere verbinden, gäbe es in weiten Länderstrecken nur vorübergehende Strudel und Wasserläufe, die, wenn die Wetterwolken sich entladen, gefahrdrohend anschwellen, um bald das ausgetrocknete Bett zurückzulassen. Nun aber zwingt der eisige Hauch des Hochgebirges die Wasser, die aus der Ebene leicht beschwingt aufstiegen, ihre fließende und luftige Gestalt aufzugeben und, in die starre Form zahlloser schimmernder Krystalle gebannt, sich auf den Kämmen und Gipfeln, in den Schluchten und Spalten

der Gebirgswildniß zu sammeln und zur weithin leuchtenden Pracht der Schneefirnen und Gletscher aufzuerbauen, um von da aus, wie aus gewaltigen Wasserbehältern, von unsichtbarer Geisterhand errichtet, durch unzählige Quellen und Rinnsale das ganze Jahr hindurch die Bäche und Ströme zu speisen und für Gras und Baum, Thier und Mensch Fülle des Lebens zu spenden. Wir fragen: Wer hat das Wasser so heilsamen Kreislauf gelehrt? Wars blinder Zufall, gewirkt durch ein vernunftlos waltendes Naturgesetz, oder wars der Geist Gottes, der auf dem Wasser schwebt? Gewiß, ein unverbrüchliches Naturgesetz ist es, was dem Wasser seine Wanderung vorschreibt. Naturgesetz begabt es, wie andere Stoffe, mit der Fähigkeit, die drei Daseinsformen einzugehen; Naturgesetz verleiht der Sonne die Kraft, es in Luft zu wandeln, und giebt den höheren Luftschichten den erkältenden Hauch, der die Wolken zwingt, die Bergeshäupter mit dem Schneekleid zu schmücken.

Aber wie kommt es, daß alle anderen Stoffe fast ausschließlich in einer jener drei Daseinsformen verharren, daß Stickstoff und Sauerstoff nur durch ganz besondere Veranstaltungen gezwungen werden können, flüssig oder fest zu werden, und die Metalle erst bei hohen Gluthen ihre feste Gestalt aufgeben, daß dagegen allein das Wasser, dieses unentbehrliche Element des Lebens, mit Leichtigkeit von dem flüssigen zum luftförmigen wie zum festen Zustande übergeht und dadurch in den Stand gesetzt wird, immer von Neuem segenbringend über die ganze Erde sich zu ergießen? Wenn bei anderen Stoffen, etwa bei Stickstoff und Sauerstoff oder bei den Metallen unter Voraussetzung einer gleichen Verbreitung eine gleiche Wandlungsfähigkeit und Wandlungsneigung wie bei dem Wasser vorhanden wäre, so würde bald genug die ganze Welt des Lebens vernichtet sein. Wäre nun wohl zu erwarten, daß ein Naturgesetz, welches weder selbst Vernunft hätte, noch das Werk einer vordenkenden Vernunft wäre, noch von einer solchen beeinflußt würde, so völlig von ungefähr in allen seinen Theilen, durch alle seine Folgen, wie wir es bereits an einer ganzen Reihe von Verhältnissen und Ordnungen beobachtet haben, sich wieder und wieder zu Gunsten nicht des Todes, sondern des Lebens entscheiden würde? Denn — das muß immer von Neuem hervorgehoben werden — nicht nur um

einen vereinzelten glücklichen Treffer für das Leben handelt es sich, sondern um ein vielmaschiges, mannigfach verschlungenes Gewebe begünstigender Umstände; auch nicht etwa nur um einmalige vorübergehende Vorkommnisse, sondern um den Einfluß bleibender Naturgewalten und dauernder Ordnungen. Keine einzige Masche dieses Gewebes dürfte ausfallen, keine dieser Naturmächte ihren Dienst versagen, keine dieser Ordnungen fehlen, ohne daß die ganze Welt des Lebens in Frage gestellt würde. Diese Naturmächte und Ordnungen liegen einerseits auf völlig verschiedenen und von Hause aus von einander unabhängigen Gebieten, wie die Beschaffenheit des Sonnenlichts, der Erdatmosphäre, des Wassers, oder wie die Bewegung der Erdkugel, und wirken doch von diesen verschiedenen Punkten her, zunächst selbständig jede an ihrem Theile und dennoch wie auf Verabredung, auf das eine Ziel hin, Leben zu gestalten. Diese Mächte und Ordnungen greifen andererseits in zahlreichen Wechselwirkungen in einander ein, aber wiederum nicht hemmend, sondern jede die andere in ihrer Arbeit zur Verwirklichung des gleichen Zieles fördernd; und wenn eine der anderen ihren Dienst entzöge, würde auch diese ihre Arbeit einstellen müssen. Nicht nur, daß die lebenweckende Wirkung des Lichts, wie wir oben sahen, erst durch die Doppelbewegung der Erde zu allen Theilen der Erdoberfläche in segensreichem Wechsel Zugang erhält! Sondern eben dieser Wechsel zwischen des Tages Hitze und dem kühleren Nachthimmel und dieser Wandel der Jahreszeiten giebt auch zu dem Kreislauf des Wassers immer von Neuem die unentbehrliche Anregung. Wo bliebe des Wassers emsige Arbeit, wo blieben seine befruchtenden Niederschläge, wo der Wolken Sammlung in Himmelshöhen, wo die mannigfachen Luftströmungen, die das Wasser in allen Formen über die Gefilde dahin tragen, wenn die Segensordnung unterbrochen würde, daß nicht aufhören soll Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, Samen und Ernte? Wenn wir dieses wundervolle Zusammenwirken all der mannigfachen Naturmächte und Ordnungen uns vergegenwärtigen, sollte da sich uns nicht die Frage aufdrängen: Was ist leichter zu glauben, daß ein vernunftloses Naturgesetz lediglich von ungefähr diese unendlich sinn- und zweckvolle Harmonie der verschiedensten Kräfte und Wirkungen hervorbringt, oder daß wir

das Naturgesetz selbst samt Allem, was da ist, als das Werk des großen Allgeistes anzusehen haben, der nicht nur über den Wassern schwebt, sondern mit seinen Allmachts- und Weisheitsgedanken die Welt durchwaltet, und dem auch sein Naturgesetz als Mittel dienen muß, seine Herrlichkeit zu offenbaren?

So legt sich uns von allen Seiten her die Ueberzeugung nahe, daß überall in der Natur eine bewußte Zweckthätigkeit zum Ausdruck kommt, welche alle Naturkräfte und -ordnungen dem einen Zwecke, der Erzeugung und Erhaltung des Lebens, dienstbar macht. Und doch haben wir bisher nur erst diejenigen Ursachen und Kräfte in Rechnung gezogen, die von außen her das Zustandekommen des Lebens ermöglichen. Noch sind wir gleichsam an der Außenseite des Lebens selbst stehen geblieben. Noch haben wir weder den mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens noch dem innersten Kern seines Wesens eine eingehendere Aufmerksamkeit zugewandt. Und doch enthüllt sich uns erst hierin die geheimnißvolle Zweckthätigkeit, die, wie der Blutumlauf und das Nervenleben den Leib, so die ganze Natur durchwebt und durchwirkt in ihrer großartigen Fülle und Wunderbarkeit. Eben hierauf haben wir deshalb noch unsere Blicke zu lenken.

7. Die Zweckthätigkeit in der Welt des Lebens.

Wem würde nicht das Herz weit und mit anbetender Bewunderung erfüllt, wenn er mit andachtsvollem Sinnen in deinen heiligen Tempel tritt, du räthselvolle, bestrickende Zauberwelt, die wir „Leben" nennen? Wie sollen wir doch dein Wesen mit unserem Denken erfassen, mit welchem Worte es erschöpfend zum Ausdruck bringen? Wer dich auch machte, oder was es auch sei, das dich ins Dasein rief, ein zarter, aber undurchdringlicher Schleier ist wie ein Frühlingshauch der Ewigkeit vom Himmel her über dich gebreitet. Kein menschlicher Verstand vermag ihn zu heben. Ja eben das ist deine unendliche Schöne, daß des Menschen Geist vor deinem keusch verhüllten Angesicht im Gefühl seiner Ohnmacht und zugleich in sehnender Ahnung eines Morgengrußes aus unsichtbaren Welten staunend stehen bleiben muß, gleich unfähig das Räthsel zu lösen, wie von immer neuen Versuchen der Lösung abzustehen. Aber wenn ich, ob

auch nur von Ferne an die Wahrheit rührend, soweit mein Denken dazu ausreicht, eine Antwort auf die Frage suche, was „Leben" sei, so vermag ich keine andere Antwort zu finden als die: das Leben ist eine „zweckmäßige Einrichtung" im höchsten Sinne des Wortes, gleichsam eine Verleiblichung des Zweckbegriffs, und jedes lebende Wesen eine besondere Art, diese Verkörperung darzustellen.

Diejenigen Naturordnungen, die wir bisher in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben, lassen sich nach dem hier gegebenen Zusammenhange doch nur in einem sehr weit gefaßten Sinne als „zweckmäßige Einrichtung" bezeichnen. Unter einer solchen verstehen wir im Allgemeinen ein in sich abgeschlossenes Ganzes, dessen einzelne Theile zur Verwirklichung eines gemeinsamen Zweckes zusammengefügt sind und in dieser Thätigkeit als Glieder dieses Ganzen ihren Werth, Sinn und Absicht erschöpfen. Zweckmäßige Einrichtungen dieser Art sind die Maschinen, welche der Mensch zur Erreichung seiner mancherlei Zwecke erfunden hat. Jene Naturordnungen dagegen, wie der Einfluß des Lichtes, die Doppelbewegung der Erde, die Zusammensetzung der Atmosphäre, der Kreislauf des Wassers, sind selbst nur einzelne Theile eines großen Ganzen, des Universums, und können nur als solche, wie in ihren Wirkungen, so in ihrer umfassenden Zweckthätigkeit begriffen werden. Die Förderung des Lebens, zumal auf der kleinen Erde, ist sicherlich nur *eine* Seite, vielleicht nur eine untergeordnete Seite dieser Thätigkeit. Auch liefert jede der genannten Ordnungen zur Verwirklichung dieses Zweckes nur einen einzelnen Beitrag. Im Unterschiede hiervon ist jedes lebende Wesen ein in sich abgeschlossenes harmonisches Ganzes; alle Theile bis in die winzigste Faser hinein arbeiten für *einen* Zweck und erschöpfen, solange sie jenem lebendigen Organismus angehören, in dieser Arbeit ihren Werth, Wesen und Absicht. Man könnte in diesem Zusammenhange wohl jedes lebende Wesen eine lebendige Maschine und jede Maschine eine künstliche Nachahmung des Lebens nennen. Und doch — welch eine unausfüllbare Kluft zwischen beiden! Die Maschine steht mit ihrem Zweck nur in einem völlig äußerlichen Zusammenhange; ihr Zweck liegt außerhalb ihrer selbst; sie stößt oder zieht die Last, die sie in Bewegung zu setzen hat, sie verarbeitet den Stoff, der ihr übergeben wird, ohne daß sie selbst in ihrem

Wesen davon berührt wird, es sei denn durch Abnutzung. Jedes lebende Wesen hingegen hat seinen Zweck in sich selbst; alle seine Theile haben, solange sie zu ihm gehören, keine andere Aufgabe als die, sein Leben zu erhalten, zu fördern, zu erneuern, in seiner Eigenart auszugestalten, seine verschiedenen Lebensäußerungen und Thätigkeiten zu ermöglichen, es zu vervielfältigen. Also jedes lebende Wesen ist zuvörderst sich selbst Zweck; es arbeitet in allen seinen Theilen nur für das eine Ziel, sich selbst immer von Neuem zu verwirklichen. Und noch ein Anderes: die Maschine wird von außen her in Bewegung gesetzt und dadurch erst zu ihrer Zweckthätigkeit veranlaßt. Das lebende Wesen hat den Antrieb zur Zweckthätigkeit aller seiner Theile in sich selbst. Von innen heraus kommen seine sämtlichen Lebensäußerungen. Zwar bedarf es zu seiner Erhaltung und zu seinem Wachsthum der Zuführung von allerlei Stoffen außer ihm. Aber dieser Stoffe bemächtigt es sich durch die Antriebe, die in ihm selbst liegen; diese Stoffe zwingt es durch seinen inneren Bildungstrieb, sich dem Gesetz seines eigenen Lebens gemäß umzuwandeln und seinen Zwecken dienstbar zu werden; diesen Stoffen prägt es vermöge einer wundersamen Zaubermacht eine ganz neue Beschaffenheit, entsprechend der Eigenart seines Wesens, auf. In sich selbst hat es seinen Zweck, in sich selbst die Kraft seiner Verwirklichung. So scheint es in Wahrheit die Verkörperung eines in ihm wirkenden Zweckgedankens zu sein.

Betrachten wir doch das Leben in seinen ersten Anfängen! Schaue das Samenkorn und die ersten Keime jedes einzelnen Wesens, dem der Hauch des Lebens innewohnt! Haben wir da nicht gleichsam vor uns den lebendigen, sich selbst verwirklichenden Zweckgedanken? Wohl wird der schlummernde Lebenskeim, daß ich so sage: dieser verborgene Zwecktrieb durch Wärme, Feuchtigkeit oder sonst eine Anregung von außen geweckt. Aber die Eigenart seines Wesens und Wirkens wird ihm nicht von außen gegeben, sie liegt in ihm. Vermöge dieser ihm einwohnenden geheimnißvollen Keimkraft sendet das erwachende unscheinbare Körnchen sehnend den ersten zarten Schößling durch die dunkle Hülle des Erdreichs nach oben dem Licht entgegen, streckt es zugleich die ersten Wurzelfäden nach unten, um hier die Stoffe des Ackerlandes, dort die Kraft des Lichtes und

den Hauch der Frühlingsluft sich zu eigen zu machen und in das Gesetz seines in ihm pulsirenden eigenartigen Lebens hineinzubilden. Denn mit nichten ist es nur ein Ansetzen von außen, eine mechanische Vergrößerung des Umfanges, sondern ein Werden und Wachsen von innen heraus durch einen dem Samenkorn einwohnenden inneren Lebenstrieb, der die von außen zugeführten Stoffe in neue, ihm verwandte Stoffe umschafft, um sich zu dem in ihm angelegten Lebensgebilde, zu dieser bestimmten Blume von dieser besonderen Gattung, Art, Spielart mit diesen bis in die kleinste Blattauszackung, Farbenschattirung und Geruchsnüance vorgebildeten Eigenthümlichkeiten auszugestalten. Und wolltest du noch nicht an eine vorausgedachte, beabsichtigte Entwickelung glauben, so belehrt dich der wunderbare Kreislauf des Werdens, den das Samenkorn und im Grunde, nur in mannigfach wechselnden Formen, jeder Lebenskeim durchzumachen hat. Hier, bei der Pflanze, zuerst der zarte Keimschößling, die kleinen Samenläppchen, so schwach und doch stark genug, die hemmende Erdkruste zu durchbrechen und selbst Steinchen zu heben, dann die eigentlichen, die Art kennzeichnenden Blätter und mit ihnen der Stengel, Stiel und werdende Stamm, weiter der Blüthen duftende Pracht und endlich die Frucht und wieder der Same, der den Kreislauf von Neuem beginnt! Dort, bei dem Insekt, das Ei, die Made oder Raupe, die Larve, Nymphe oder Puppe, und in der Puppe mit dem Farbenschmuck seiner Schwingen schon für sein munteres Spiel über der wonnigen Blumenwelt vorgebildet, nunmehr siegreich die Hülle von sich streifend, des Sonnenfalters anmuthige Lichtgestalt, dann wieder das Ei und Neubeginn desselben Zauberkreises! Nur verhüllter zeigt sich der entsprechende in sich selbst zurückkehrende Wandel in der Entwickelung der höheren Lebensstufen bis hinauf zur göttlichen Gestalt des Menschen. Da ist nicht nur ein Zunehmen von außen und endliches Zerfallen, um anderen, gleich äußerlich wachsenden, zufälligen Gebilden Platz zu machen. Nein, da ist nach einem vorbedachten Plane durch einen nimmer endenden, fruchtbaren Kreislauf die Erhaltung all der verschiedenen Arten in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, Wunderbarkeit und Schöne vorgesehen. Davon giebt gleich beredte Kunde, wie das Samenkorn und die Wandlung der Insekten, die Entstehung und

Fortpflanzung jedes Wurmes, die Lebensgeschichte jedes Vögleins von seiner wunderbaren Entwickelung im Ei bis zu seinem Sonnenfluge, Hochzeitssang und Nestbau, bis zu seinen Vater- oder Mutterſorgen zur Erneuerung seiner eigenen Geschichte in den zwitschernden Jungen. Dafür tritt ein als vornehmster Zeuge der Träger des geistigen Lebens, der durch Formen, verwandt denen der niedrigsten Thiere, hindurchgehen muß, um endlich doch durch den allgewaltigen Herrscherstab der Vernunft diese ganze Welt des Lebendigen unter seine Füße zu zwingen. Sie alle vereinen ihre Stimmen zu dem unwiderleglichen Beweise, daß hier nicht ein Zufall oder blindes Gesetz, sondern der großartige zielbewußte Schöpfergedanke einer ewigen Weisheit wirkt, dem gehorchend jedes einzelne dieser unzähligen Wesen in wohlgeordneter Wiederkehr sich beständig neu gebiert, um seinen Zweck in der Kette des Daseins zu erfüllen.

Oder wer legt in das Samenkorn, in jeden Lebenskeim diesen unwiderstehlichen, zweckvollen Schaffenstrieb? Haben diese zuerst schlummernden und dann allmählich erwachenden Keime in sich selbst Vernunft genug, um den ihnen innewohnenden Zweck ins Auge zu fassen und seine Verwirklichung so pünktlich und umsichtig zu betreiben? Wenn aber nicht: ist ihre räthselhafte Zweckthätigkeit, die so offenbar auf eine voraus denkende Vernunft schließen läßt, anders als daraus zu erklären, daß *in* ihnen und doch als eine von ihnen verschiedene, *über* ihnen waltende Macht eine alles Sein und Werden durchdringende Vernunft gestaltend thätig ist, daß in jedem Lebewesen der Schöpfer- und Zweckgedanke dieser Vernunft sich auf eine neue und eigenartige Weise verwirklicht, daß so in jedem Lebenskeim, der sich zu regen beginnt, schon ein Vorspiel dessen sich vollzieht, was tief ahnungsvoll der Evangelist, freilich in einem noch viel höheren Sinne, ausspricht: „Das Wort", d. i. der göttliche Schöpfergedanke, „ward Fleisch"?

Ja, der Zweckgedanke einer unsichtbaren Weisheit, die die Welt durchwaltet, baut sich Wohnungen im Erdenstaube aus Erdenstaub, den Erdenstaub durch Ewigkeitsgedanken beseelend und verklärend —: das ist es, was jedes kleinste Gebilde des Lebens bezeugt; und mit jeder Stufe aufwärts in der unendlichen Kette der Wesen wächst dieses Zeugniß an Kraft. Soll ich erst im Einzelnen den Wunder-

bau der unzähligen Gattungen und Arten beschreiben, damit er von der Weisheit, die sich darin ausprägt, immer überwältigendere Kunde gebe? Jede Pflanze als Ganzes und in jedem ihrer Theile, das ganze Heer der Thiere mit ihren mannigfachen kunstvollen Ernährungs-, Bewegungs- und Empfindungswerkzeugen und ihren staunenswerthen Kunsttrieben bringt immer neue Beiträge zu dem großen Wettgesang der Natur auf diese Weisheit. Viele Bücher ließen sich damit anfüllen, ohne daß je der Stoff erschöpft würde. Nur einzelne Belege mögen als Vertreter im Namen aller sprechen!

Wer sollte nicht eine beabsichtigte Vorrichtung in den feinen Härchen erblicken, welche die Füße der Biene umkleiden, um wie ein Körbchen den Blüthenstaub aufzunehmen und bei der Heimkehr durch Umstülpung oder mit Hülfe anderer Bienen sich in die Zelle zu entleeren? — Wer hat die Spinne gelehrt, ihr Gewebe mit diesen feinen und doch so zähen Fäden zu fertigen? Hat sie selbst so viel Verstand, um solche Meisterschaft in bewußter Berechnung zu üben? Aber wer rüstete sie damit aus? Und wer richtete den Bau ihres Leibes mit seinen Spinndrüsen und seiner Schleimabsonderung so kunstvoll her, daß unter ihrem Weben Hunderte zarter Schleimfädchen, die daraus hervorquillen, sich zu *einem* Faden vereinigen, der eben durch diese vielfältige Zusammensetzung Feinheit und Festigkeit zugleich erhält? — Unendlich viele Beispiele ließen sich aus dem Leben der Insekten wie der Weichthiere und höheren Thiere dem anreihen. Ein vielleicht nicht sehr bekanntes und, wie mir scheinen will, schlagendes möchte das folgende sein: es läßt sich bei der Verpuppung des prächtigen Schwalbenschwanzes beobachten; der übrigens mit der hier zu beschreibenden Art der Verpuppung nicht allein steht. Die Raupe kriecht, wenn sie zur Verpuppung reif ist, an einem Stengel oder Zweige oder auch an einer rauhen Fläche empor, läßt eine schleimartige Masse von sich und befestigt sich dann mit dem Kopfende nach oben und dem Schwanzende nach unten, nachdem sie letzteres etwas näher an das Kopfende herangezogen hat, so daß nun der Leib dazwischen halbbogenförmig von dem erwählten Stengel oder der stützenden Wand absteht. Nach einiger Zeit bemerkt man ein weißes Fädchen, welches sie, wie eine Oese, derartig um den abstehenden Leib gezogen hat, daß die beiden Enden

an dem sie tragenden Stützpunkt befestigt sind. Man fragt sich: wie war es ihr möglich, sich das Fädchen umzuschlingen und zu befestigen, und welchen Zweck hat diese Vorrichtung? Auf die erste Frage habe ich keine Antwort, weil ich trotz öfterer Beobachtung nie den Augenblick, in welchem die Raupe das Fädchen zog, abzupassen vermochte. Die Antwort auf die zweite Frage erhält man, sobald die Verpuppung eingetreten ist. Die Haut der Raupe liegt jetzt als ein winziges Etwas, in dem man sie kaum wieder erkennt, abgestreift am Boden. Wiederum fragt man sich vergeblich, wie die Raupe ihre Haut unter dem beschriebenen weißen Fädchen, das ihren Leib umschlang, ohne dieses zu verletzen, abstreifen konnte. Denn der Faden umschlingt unverändert, wie vorher den Leib der Raupe, so jetzt den der Puppe. Die letztere hat die Gestalt eines schrägen S. Das eine Ende ist das bisherige Schwanzende und hat seine frühere Lage nach unten behalten. Das andere ist das frühere Kopfende und ist zwar nach oben gerichtet, aber nicht mehr an den bisherigen Stützpunkt befestigt, sondern befindet sich, davon losgelöst, freischwebend in etwas schräger Stellung, so daß, weil nur durch den Befestigungspunkt am Schwanzende gehalten, die ganze Puppe herunterfallen müßte, wenn nicht durch das oben erwähnte ösenartige Fädchen, das um den Leib geschlungen ist, im voraus für einen neuen zweiten Stützpunkt gesorgt worden wäre. Wohlan! Was hat die Raupe zu dieser Vorsorge vermocht? Ihr eigener Verstand? Konnte sie so klar ihren kommenden Zustand vorausschauen? Bekundet sich nicht vielmehr wiederum hier eine unsichtbare Weisheit, welche in das vernunftlose Thier den Trieb zweckmäßigen Thuns hineinlegte? — Nicht minder wunderbar benehmen sich vielfach die Raupen der Dämmerungsfalter, z. B. des Lindenschwärmers. Wenn die Verpuppung naht und die etwa in einem Glase gefangen gehaltene Raupe zu fressen aufgehört hat, wird sie unruhig. Falls das Glas ohne Erde gelassen wurde, kriecht sie rastlos umher, bis sie ermattet und stirbt, ohne sich zu verpuppen. Giebt man ihr in genügender Menge Erde hinein, so gräbt sie sich mit staunenswerther Schnelligkeit ein, und man kann nun, wenn sie durch günstigen Zufall sich hart an der Seitenwand des Glases befindet, Folgendes beobachten: sie legt Schwanz- und Kopfende zusammen, formt sich dadurch eine länglich eirunde

Höhlung und befestigt die Wand derselben mit einem Schleim, den sie aus ihrem Körper absondert, so daß diese Wand, wie ein Gewölbe, gegen die nachfallende Erde widerstandsfähig wird. Dann erst umgiebt sie sich mit einem Gespinnst und verpuppt sich darunter. Dieselbe Wölbung, welche das unterirdische Bett der Puppe vor störenden Einflüssen von außen schützt, giebt hernach beim Auskriechen des Schmetterlings, der überdies mit starkem Leibe und kräftigen Füßen und Fühlern ausgestattet ist, dessen von innen kommendem Druck schnell nach, und der Falter dringt verhältnißmäßig leicht, ohne daß seine schönen Fittige verletzt werden, durch die Erdrinde an die lichte Oberwelt. Wir fragen wiederum: hat die Raupe mit klarer Ueberlegung der Puppe so zweckmäßig ihr Lager bereitet und sie dadurch vor dem Auge tückischer Feinde und vor schädlichen Einflüssen behütet, oder hat eine höhere Weisheit diesen unbewußten oder doch nur halb bewußten Zweckthätigkeitstrieb in sie hinein gelegt?

8. Der Bau des menschlichen Leibes als Zeuge einer zweckthätigen Weisheit in der Natur.

Und nun noch einen Blick auf die Krone aller Lebewesen! Wer wollte in dem Kunstbau, welcher der Seele des Menschen als Wohnung und Werkzeug dient, nicht die Spuren einer Weisheit erkennen, die alles menschliche Denken übersteigt? — In dem menschlichen Leibe greifen, sich wechselseitig ergänzend und bedingend, fünf oder man kann auch sagen: sechs überaus verwickelte Gebilde, theils weicheren theils festeren Gefüges, in einander. Jedes für sich allein schon stellt ein vollendetes Kunstwerk dar; in noch höherem Grade bekunden sie durch ihr Zusammen- und Ineinanderwirken eine so vielseitige, wunderbare Zweckmäßigkeit, daß wahrlich eine unendliche Voreingenommenheit dazu zu gehören scheint, um darin nicht das vorbedachte Werk eines allweisen Bildners zu bewundern.

Als Grundlage dient das Knochengerüst. Wie unnachahmlich vereinigt es in seinen zahllosen, vielgestaltigen Theilen, Gliedern, Gelenken, Knorpeln und Bändern Festigkeit und Beweglichkeit. Welchen Schutz gewährt die Wölbung des Schädels dem geheimnißvollen

Urfitz des Geisteslebens, dem zarten, so leicht verletzbaren Gehirn! Welchen Halt bietet der ganzen Gestalt die Wirbelsäule! Ihre eng in einander gepaßten Wirbel fügen sich zu jenem Pfeiler zusammen, der jetzt Centnerlasten trägt, jetzt trotzig sich jedem Ansturm von außen entgegenstemmt, von dem getragen das Haupt sich stolz himmelan hebt. Und doch hat dieser Pfeiler durch die Art seiner Zusammensetzung die Biegsamkeit, die dem ganzen Körper jede wünschenswerthe Wendung gestattet; doch vermag Dank der Beweglichkeit und Elastizität der Halswirbel das Haupt in weitem Winkel zurückzuschauen. Die Rippen umschließen panzerartig als schützender Brustkasten die edelsten inneren Theile des Leibes, fast die ganze für das Leben so unentbehrliche Werkstatt der Ernährung, Athmung und Blutbereitung; aber auch sie lassen der freien Athmungsbewegung den nöthigen Spielraum. Feste Grundsäulen bilden Schenkel- und Fußknochen, daß mit sicherem Tritt der Mensch sich mühelos die aufrechte Stellung giebt und dadurch all seinen Mitgeschöpfen schon äußerlich seinen Beruf zur Herrschaft über sie veranschaulicht. Und doch ermöglichen ihm die vielgestaltigen, bald kugel- bald scharnierartigen Gelenke und die bald stärkeren bald zarteren Knochen, Knorpel und Sehnen, die hier zusammenwirken, eine außerordentliche Fülle der verschiedenartigsten und kräftigsten Bewegungen. Wenn sich aber schon die Füße als unübertreffliche Kunstwerke erweisen, so werden sie doch an Beweglichkeit und Kraft noch von den Armen, Händen und Fingern übertroffen, in denen wir ganz unvergleichliche und furchtbar überlegene Werkzeuge vor allen anderen Erdenbewohnern voraushaben.

Die Zweckmäßigkeit, insbesondere die Beweglichkeit des Knochengerüstes kommt zur vollen Geltung erst durch das zweite Gefüge, das sich an jenes anheftet und es überkleidet. Es ist das Muskelgewebe. Das Fleisch der Wirbelthiere und des Menschen ist bekanntlich keine einförmige Masse, wie es leicht erscheint, sondern ein gar feines Gewebe, das in mannigfachen Faserbündeln und -strängen als Muskeln sich verbindend über die Knochen sich ausbreitet; jedem dieser Bündel und Stränge fällt seine eigenartige Aufgabe zu. Durch ihre Fähigkeit, sich zusammenzuziehen und wieder auszudehnen, vermögen sie die verschiedenen Glieder zu den mannig-

fachsten und kraftvollsten Bewegungen zu veranlassen. Wie zahllose und nachdrückliche Bewegungen führen wir allein mit unseren Händen und Fingern aus! Jedes Glied, jedes Knöchelchen hat seine besonderen Muskeln; sie alle insgesamt bilden wiederum ein kunstreiches, zweckvolles Ganzes, dessen Entstehung sich schwerlich ohne das Walten einer vordenkenden Vernunft erklären läßt.

Daß aber dieses Gewebe sich nicht abnutze, sondern der verbrauchte Stoff immer wieder ergänzt werde, dazu dient das dritte Gefüge, das vielverzweigte Netz der Adern, das den Umlauf des Lebenssaftes, des Blutes, durch den ganzen Körper bis in die kleinsten Theile vermittelt. Es ist wiederum ein Kunstwerk für sich, dieser Kreislauf vom Herzen zum Herzen mit seinem Doppelsystem von Schlagadern, welche allen Gliedern und Geweben des Leibes bis in die winzigste Faser, zuletzt durch die zartesten Gefäße, neue Stoffe zuführen, und von Blutadern, welche das verbrauchte Blut von allen Seiten wieder durch die Lungen und in die Centralbetriebsstätte dieses ganzen wunderbaren Pump- und Kanalisationswerkes, in das Herz, zur Erneuerung zurückleiten. Insbesondere mag noch auf eine höchst sinnvolle Vorrichtung an den Aederchen, welche das Blut von unten nach oben führen, hingewiesen werden. Diese sind im Stromlauf mit kleinen Klappen wie mit Rückstauen versehen. Bei jedem neuen Pulsschlag, der vom Herzen aus durch die Schlagadern und Haargefäße in die Blutadern weiter gegeben wird, stößt das Blut von unten her gegen diese feinen Deckelchen, die sich nach oben heben können; und das Blut strömt hierdurch von unten nach oben. Es würde jetzt, so bald die Wirkung des Pulsschlags nachgelassen hat, zurückströmen und nicht weiter nach oben dringen können, ja auf den Herzschlag hemmend zurückwirken, wenn nicht jene Deckelchen helfend einträten. Denn nun stößt das Blut, indem es zurückströmen will, von oben her gegen die letzteren, sodaß sie zurückfallen, den unteren Gefäßabschnitt schließen und das emporgeströmte Blut in dem benachbarten nächstoberen Abschnitt, in dem es sich befindet, festhalten, bis ein weiterer Pulsschlag von unten her nachstößt und das Blut durch die entsprechende Klappe in den nächsthöheren Theil treibt, wo sich der gleiche Vorgang wiederholt. Erst diese Vorrichtung, die ganz nach Weise eines wohlangelegten

Pumpwerks arbeitet, eröffnet dem Blute die Bahn auch in die oberen Theile des Körpers. Sollte nicht auch sie von einer zielbewußten Schöpfermacht Zeugniß ablegen?

Das vierte der Gefüge, aus denen sich der Bau unseres Leibes zusammensetzt, ist das Nervengewebe. Ihm fällt die Oberleitung des Ganzen anheim. Eine zweifache, sehr zweckmäßige Theilung tritt uns hier entgegen. Einerseits scheidet sich das Cerebrospinalsystem von dem Gangliennervensystem. Die Ausgangspunkte des ersteren sind Gehirn und Rückenmark. Es ist das kostbare Rüstzeug, durch welches der Geist den Leib beherrscht. Denn es sendet diejenigen Nervenstränge aus, welche den Geist befähigen, mit bewußtem Willen die Glieder in Bewegung zu setzen und durch die Vermittelung der Empfindungen von den Einwirkungen der Außenwelt Kenntniß zu nehmen und sich dadurch von der letzteren Vorstellungen zu bilden. Das Gangliennervensystem dagegen leitet die unwillkürlichen Bewegungen in den Eingeweiden, welche die Ernährung, den Blutumlauf und alle Funktionen zur Erhaltung des mehr vegetativen Lebens bedingen. Es ist bis zu einem gewissen Grade von dem Cerebrospinalsystem unabhängig und entzieht dadurch die von ihm ausgehenden Bewegungen dem Einfluß des bewußten Willens. Wie zweckmäßig, ja nothwendig ist diese theilweise Unabhängigkeit beider Nervensysteme von einander! Ohne sie würde der Wille gar oft störend in jene verborgene Thätigkeit eingreifen, welche für das Gedeihen des leiblichen Lebens unentbehrlich ist und keinen Augenblick unterbrochen, noch in ihrer Gleichmäßigkeit beeinträchtigt werden darf. Andrerseits laufen durch das gesamte Nervengewebe zwei Arten von Nervensträngen und -fasern in entgegengesetzter Richtung neben einander her: erstens die Bewegungsnerven, welche theils unter Leitung des Gangliennervensystems stehen, theils vom Centrum des Cerebrospinalsystems, dem Gehirn, aus die Befehle des Geistes den Gliedern überbringen und die Muskeln, Sehnen, Bänder und Gelenke veranlassen, diese Befehle auszuführen, zweitens die Empfindungsnerven, welche durch Vermittelung der Empfindungen und der mit ihnen in Verbindung stehenden Sinneswerkzeuge im engeren Sinne dem Geiste die Vorgänge an der Peripherie des Leibes berichten und ihn so auch zur

Wahrnehmung der Außenwelt befähigen. In seinem Herrscherſitz aber, dem räthſelvollen Labyrinth des Gehirns, thront der Geiſt und regiert, Befehle ausſendend und Nachrichten entgegennehmend, den ganzen Leib mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die um ſo bewundernswerther iſt, als das „Wie?“ und „Wodurch?“ dieſer ſeiner Regierungsthätigkeit ihm ſelbſt zum größten Theile ein unaufgeſchloſſenes Geheimniß bleibt. Es iſt der Mühe werth, ſich die Räthſelhaftigkeit der hier vorliegenden Thatſache recht klar vor Augen zu ſtellen. Der Geiſt veranlaßt durch ſeine Willensakte Arme, Hände, Finger, Füße, Kopf, Hals, Rumpf, Kehlkopf, Gaumen, Zunge, Lippen und alle die mannigfachen Theile dieſer und anderer Glieder und Körperabſchnitte mit Blitzesſchnelle zu Tauſenden der verſchiedenartigſten Bewegungen. Wie iſt ihm das möglich? Doch nur durch die leitenden Nervenſtränge und -faſern! Aber dazu muß er die Macht ſeines Willens auf diejenigen Nerven wirken laſſen, welche mit dem zu bewegenden Gliede oder Körpertheil in Verbindung ſtehen. Vermöge ſeiner Urtheilskraft muß er unter der Menge der Nervenſtränge, die von den Gliedern zum Gehirn leiten, die richtigen auswählen und dieſen durch ſeine Vorſtellungs- und Willenskraft irgend einen Eindruck ſeiner Willensvorſtellung mittheilen. Wie fängt er das an? Der Befehl des Geiſtes wird dem Gliede gleichſam wie eine telegraphiſche Depeſche zugeſandt. Aber das überhebt den Geiſt nicht der Aufgabe, die Depeſche zu ſchreiben und ſie an der richtigen Stelle aufzugeben. Man hat die Geſamtheit des Gewirrs unzähliger Nervenfaſern, die im Gehirn münden, nicht unpaſſend mit einer ſehr verwickelten Klaviatur verglichen. Wohlan! Dem Geiſte kann ſchlechterdings die Arbeit nicht erſpart werden, ſowohl für jede Willensäußerung die richtige Taſte auf dieſer Nervenklaviatur anzuſchlagen als auch in den Anſchlag den Inhalt ſeiner Willensvorſtellung hineinzulegen. Wir fragen: Wie bringt es der Geiſt zu Stande, die rechte Taſte anzuſchlagen und ihr in ſeinem Anſchlag die rechte Schwingung, ſo zu ſagen die rechte Seele mitzugeben, damit das betreffende Glied in der zu überſendenden Depeſche ebenſo wirkſam als ungefälſcht den Ausdruck ſeines Willens erhalte? Bewußt iſt ihm nichts, weder von dieſer ganzen labyrinthiſchen Nervenklaviatur im

Gehirn noch von ihrer Beschaffenheit oder der Bedeutung ihrer zahllosen Tasten noch von den Schwingungen oder Schwingungsarten, welche die Nerven durchzittern. Daran würde auch nichts geändert werden, wenn die Wissenschaft eine Arbeit bereits bis ins Kleinste vollendet hätte, die — mit welcher Kraft und welchem Scharfsinn auch immer — in Angriff zu nehmen sie kaum erst begonnen hat: festzustellen, welche Theile des Gehirns den verschiedenen Thätigkeiten des Geistes als Werkzeug dienen. Denn seine Willensakte vollzieht der Geist, ohne sich um die Feststellungen der Wissenschaft zu kümmern. Der Ungelehrteste vollzieht sie eben so leicht und sicher wie der Gelehrteste. Keine wissenschaftliche Aufklärung würde dem Geist diese Arbeit auch nur um eines Haares Breite erleichtern. Ohne sich über das „Wie?" klar zu sein, vollzieht er sie in der geheimnißvollen Dunkelkammer des Gehirns, indem er sich geschickter, als der größte Klaviervirtuose, seines ebenso unentwirrbar verwickelten als zweckmäßigen Instrumentes bedient, wie ein Schlafwandelnder. Unbewußt entlockt er durch dieses unvergleichliche Gedankeninstrument dem Körper ganze Welten von Bewegungen. Man denke nur an die Tonwelten, an die Fülle von Melodien, Harmonien, Klangfarben, Tempo- und Taktwechsel, welche der Violinvirtuose auf seinem Musikinstrument ins Dasein zaubert. Sie sind nichts als der Wiederschein der zahllosen Bewegungsakte und Bewegungsnüancen bis in unmeßbare Unterschiede, zu welchen der Geist des Künstlers durch sein Gedankeninstrument im Gehirn die Hände und Finger desselben angeleitet hat. Man denke an den unerschöpflichen Wort- und Formenreichthum der menschlichen Sprache und an die Mannigfaltigkeit in Stärke und Ausdruck der Stimme! Durch sein Nerveninstrument im Gehirn entlockt der Geist dem Kehlkopf, den Stimmbändern, dem Gaumen, der Zunge, den Zähnen und Lippen all diese zahllosen Bewegungen, die nöthig sind, um das Wunder der Sprache, diesen nie versagenden Spiegel unserer Gedankenwelt, hervorzubringen. Er spielt das Instrument, ohne sich dessen bewußt zu werden, wie er das vollbringe. Wohlan! Wer hat ihm das Instrument gebaut? Wer lehrt ihn, ohne Kenntniß vom Bau desselben sich in seinen Irrgängen zurecht finden und ohne ein Bewußtsein von dem „Wie?" solches Thuns es mit dieser unfehlbaren Sicherheit handhaben? Ist

wirklich, was die höchste Kunst erfordert, ohne das absichtsvolle Thun irgend einer vorausdenkenden Vernunft zu Stande gekommen?

Zu ganz ähnlichen Betrachtungen, wie die Einwirkung des Geistes auf die Bewegungsnerven, geben die Empfindungen und Wahrnehmungen desselben durch Vermittelung der Empfindungsnerven und der mit ihnen in Verbindung stehenden Sinneswerkzeuge Veranlassung. Auch über diesen Vorgang schwebt ein unaufhellbares Dunkel. Eine unendliche Stufenleiter und Fülle der verschiedenartigsten Empfindungen, Welten von Sinneseindrücken, Farben, Gestalten, Tönen, ja — durch die Lautverbindungen der Sprache — Gedanken der Mitmenschen werden durch die Empfindungsnerven von der Peripherie des Körpers her und aus dem Bereich der Sinneswerkzeuge dem Geiste auf seinem Herrscherthron im Gehirn zur Kenntniß gebracht. Gleich groß, wie bei der Thätigkeit der Bewegungsnerven, ist auch hier die Blitzesschnelle und Sicherheit der Verbindung zwischen Peripherie und Centrum. Auch die Erregungen der Empfindungsnerven, welche sich von der Peripherie des Körpers nach dem Centrum im Gehirn fortsetzen, kann man telegraphischen Depeschen vergleichen, nur daß hier die Richtung eine umgekehrte ist, wie bei den Bewegungsnerven: sie werden an der Peripherie von den Sinnesorganen oder den kleinen Büscheln, in welche die Empfindungsnerven unter der Oberfläche der Haut auslaufen, aufgegeben und müssen am Centrum vom Geiste gelesen werden. Aber unaufgeklärt bleibt auch dieser Vorgang. Wie bringt es der Geist zu Stande, die Depeschen zu lesen, d. h. all dieser Empfindungen und Sinneseindrücke bis in die feinsten Schattirungen und kleinsten Einzelheiten, die sich in den Schwingungen der entsprechenden Nervenfasern wiederspiegeln, sich bewußt zu werden? Er muß von der Erregung der Nervenfasern, die im Gehirn endigen, auf den Punkt an der Peripherie schließen, von dem die Erregung ausging; er muß ferner von der Art der Erregung oder Schwingung auf ihre Ursache schließen, die ihm dadurch gewordene Mittheilung deuten und so die mechanische Nervenschwingung in eine klare Empfindung oder Sinneswahrnehmung übersetzen. Die zahllosen Enden der Empfindungsnerven, die im Gehirn münden, bilden wiederum eine Art von unendlich zusammengesetzter Klaviatur, deren

Tasten durch die Einwirkungen der Außenwelt auf die Endpunkte der Empfindungsnerven an der Hautoberfläche oder in den Sinnesorganen angeschlagen werden; und der Geist hat die Aufgabe, aus der berührten Taste und aus der Art des Anschlags sich Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen von der Außenwelt zu schaffen. Er übt diese Thätigkeit, durch welche er die Eindrücke der Außenwelt in sich aufnimmt, mit derselben unvergleichlichen Fertigkeit, wie diejenige, durch welche er auf die Außenwelt bewegend einwirkt. Er spielt das Instrument, er liest von ihm ab wie aus einem Buche. Aber er thut es wiederum wie ein Schlafwandelnder, ohne jedes Bewußtsein von dem „Wie?" seines Thuns oder von der Beschaffenheit des Instrumentes in der Dunkelkammer des Gehirns. Wir stellen abermals die Frage: Wer baute ihm das Instrument? Wer lehrte ihn so wundersame Kunst? Ist das alles das Werk absichtslos waltender Naturkräfte?

Zu den genannten vier Gefügen, aus denen sich der menschliche Leib aufbaut, kommt als fünftes und sechstes noch das umschließende und abschließende der Haut, der Schleimhaut von innen und der Oberhaut mit ihren verschiedenen Schichten von außen. Gleichsam als Ausbuchtungen und Gebilde der Schleimhaut können die Eingeweide gelten; theils als gemeinsame Gebilde der Schleimhaut und Oberhaut, theils auch als solche der letzteren, noch besser als deren Thüren und Fenster lassen sich die Sinneswerkzeuge darstellen. Jedes dieser Organe drinnen und draußen ist ein Kunstwerk zusammengesetztester und sinnreichster Art. Die Eingeweide bilden als ein wohlgegliedertes Ganzes die große Werkstatt und Betriebsanlage für die Ernährung. Jedes einzelne derselben wirkt unmittelbar oder mittelbar durch einen eigenartigen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe mit; kein einziges dieser Organe von den edelsten bis zu den geringstgeachteten, welche die unbrauchbaren und verbrauchten Stoffe aussondern helfen, könnte ohne Beeinträchtigung oder Zerstörung des Ganzen entbehrt werden. Die Nahrungsstoffe wandern von der Speiseröhre durch die Reihe der eigentlichen Verdauungsorgane von einer Hand zur anderen, bis sie so weit verarbeitet sind, um als Theile des Blutes den verschiedenen Körpertheilen zugeführt und assimilirt zu werden. Diejenigen

Organe, welche nicht selbst Durchgangskanäle sind, fördern die Zersetzung durch Hinzufügung der nöthigen chemischen Substanzen. Die Lungen geben dem Blute den wichtigen Beisatz des Sauerstoffs, und das Herz treibt es als Nahrungsbringer durch den ganzen Körper. Wer wollte dieses ganze verwickelte Getriebe, das in allen seinen Theilen so ersichtlich dem einen bedeutsamen Zwecke der Ernährung dienstbar gemacht ist, für ein Werk des Zufalls halten?

Aus der Reihe der Sinneswerkzeuge mag hier nur Auge und Ohr und neben den Sinneswerkzeugen, als sich ihnen durch seine Gleichartigkeit anreihend, das Sprachorgan hervorgehoben werden. Wer möchte sich weigern, in ihnen zweckmäßige Einrichtungen im vollkommensten Sinne des Wortes anzuerkennen? Schon die Zwecke, denen sie dienen, — dem Geiste die reichen Welten, hier des Lichts, der Gestalten und Farben, dort des Schalles, der Laute, des Klanges und endlich des Gedankenaustausches durch die Sprache zu erschließen — rechtfertigen durch ihre Vielseitigkeit vorweg die Annahme, daß Werkzeuge, welche diese Aufgaben in so vollendeter Weise lösen, wie Auge und Ohr und der Kehlkopf im Bunde mit Gaumen, Zunge, Zähnen und Lippen, unmöglich nur das Erzeugniß vernunftloser Naturgewalten sein können. Und schon die oberflächlichste Betrachtung der genannten Werkzeuge selbst bestätigt diese Annahme. Zum Beweise dürfte ein Blick auf das Auge genügen. Wem in diesem Kunstbau nicht die Ahnung von einer absichtsvoll handelnden Schöpferweisheit aufgeht, den wird auch die Betrachtung der beiden anderen Organe schwerlich überzeugen.

Das Auge mit seinen zarten, leicht verletzbaren Gebilden wird, ohne in seiner Beweglichkeit beeinträchtigt zu werden, durch die feste Augenhöhle geschützt. Ihrer Oeffnung nach vorn ist uhrglasartig die flachgewölbte, durchsichtige Hornhaut eingefügt. Sie läßt wie ein Fenster die Lichtstrahlen durch und schließt dennoch das Auge gegen die Außenwelt genügend ab. Der Doppelvorhang des Augenlides und der Wimpern kann jeden Augenblick niedergelassen und aufgezogen werden, um störenden Einflüssen den Eintritt zu verlegen und dem Auge den Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe durch Zulassung oder Abwehr des Lichts zu ermöglichen, je nachdem die Strahlen desselben wohlthuend oder ermüdend oder durch Ueberfülle schmerzend wirken. Dennoch eindringende Stäubchen oder kleine

Insekten hilft die Feuchtigkeit entfernen, welche dem Auge durch einen seitlichen Kanal von den Thränendrüsen zugeführt wird. Hinter der Hornhaut liegt, den vorderen sichtbaren Theil des Auges von der größeren inneren Augenhöhlung abschließend, die undurchsichtige Iris oder Regenbogenhaut mit jener runden Oeffnung, die wir Pupille nennen. Dadurch werden die Lichtstrahlen, welche durch die Hornhaut in den vorderen Theil des Auges eintreten, gezwungen, ihren Weg durch die Pupille und die hinter ihr liegende Augenlinse zu nehmen, um von der letzteren gesammelt und, prismatisch gebrochen, auf eine Haut weiter hinterwärts ausgestrahlt zu werden, welche das Innere der Augenhöhlung überkleidet und selbst nach außen mit einer dunkel pigmentirten Haut überzogen ist. Die Augenhöhle mit der dunklen Innenwandung und der engen Oeffnung der Pupille nach vorn, durch welche die Lichtstrahlen auf jene Innenwand geworfen werden, um darauf das Bild des Gegenstandes, von dem sie ausgehen, in umgekehrter Ordnung wiederstrahlen zu lassen, ist das Urbild der sogenannten Camera obscura oder Dunkelkammer, deren sich die Optiker und Photographen so mannigfach bedienen. Ebenso ist die Augenlinse, die sich aus etwa sechshundert sechseckigen, durchsichtig gewandeten Röhrchen mit durchsichtiger Flüssigkeit in überaus kunstreicher und verwickelter Weise aufbaut, ihrer Form nach das Urbild der künstlich geschliffenen Glaslinsen, durch welche unsere Vergrößerungsgläser dem Auge zu Hülfe kommen. Die Abbilder verdanken dem bewußten, zweckmäßigen Handeln des Menschen ihre Entstehung: sollten die Urbilder ohne Einwirkung einer zweckbewußten Vernunft entstanden sein? — Der Augenlinse kommt bei Lösung ihrer Aufgabe noch ein Muskelapparat zu Hülfe, durch welchen die Pupille verengt und erweitert werden kann, um dadurch die Linse beziehungsweise das Auge der größeren oder geringeren Helligkeit und Entfernung des zu betrachtenden Gegenstandes anzupassen, also etwas Aehnliches zu thun, wie wenn wir ein Opernglas mit Hülfe der angebrachten Schrauben verschieden stellen. Die Linse liegt in dem gallertartigen Stoffe, der die Augenhöhle ausfüllt, dem sogenannten Glaskörper, gebettet und wird durch eine besondere Vorrichtung aus feinen Häutchen und Fäserchen in ihrer Lage festgehalten, ohne von ihrer Durchsichtigkeit einzubüßen. Die Haut, welche die

Augenhöhle überkleidet, besteht aus einer ganzen Anzahl von Häutchen, deren jedes ein kunstvolles Gewebe für sich ist und seine eigene Aufgabe hat. Unter diesen Hautschichten ist die wichtigste die Netzhaut, die netzartige Ausbreitung des Sehnervs, der vom Gehirn aus durch die Hinterwand der Augenhöhle in diese eintritt. Die überaus zahlreichen Enden der dichtmaschigen Verästelung laufen in kleine Gebilde aus, die jedenfalls dazu dienen, die verschiedenen Lichteindrücke aufzunehmen. Es sind die sogenannten „Zäpfchen" und „Stäbchen". Sie gruppiren sich am dichtesten um den nach innen liegenden Pol der Augenaxe, d. h. einer horizontalen Linie, welche man sich von der Hornhaut nach der Netzhaut durch den Mittelpunkt der Pupille gezogen denkt. Mit der Entfernung von dieser Stelle der Netzhaut nimmt die Zahl der Zäpfchen und Stäbchen und damit auch die Schärfe der Lichteindrücke ab. Daher ist diese Stelle um den inneren Pol der Augenaxe für das Sehen die günstigste. Ein besonderer Muskelapparat dient dazu, das Auge dem Gegenstande, den man sehen will, so zuzuwenden, daß die Lichtstrahlen, die von ihm ausgehen, um diesen günstigen Sehpunkt herum die Netzhaut möglichst senkrecht treffen. — Die gegebenen Züge sind nur die allerhervorspringendsten, welche für die planmäßige Einrichtung des Auges sprechen. Doch würde für den, auf den diese keinen Eindruck machen, ein weiteres Eingehen auf die Fülle von Einzelheiten, die noch beigebracht werden könnten, schwerlich von besserem Erfolge sein. Nur auf einen Punkt sei noch aufmerksam gemacht! Alle diese Herrlichkeit des Auges entwickelt sich, ehe der Mensch aus der dunkeln Werkstatt seines Werdens hervortritt und die Welt des Lichtes erschaut. Das fertige Auge erst nimmt diese Welt in sich auf und ist im voraus vollkommen für sie eingerichtet. Vom Lichte abgesperrt, von Nacht umfangen, wurde es mit den kunstvollsten Vorrichtungen für die Aufnahme der hehren Lichtwelt ausgestattet, auf sie beziehen sich ausschließlich bis in das Einzelste alle seine Theile. Und alle diese unzähligen Beziehungen sollen allein durch den Einfluß eines absichtslos waltenden Naturgesetzes zusammengetreten sein, um dies wundervolle Organ zu schaffen, das jene Zauberwelt uns erschließt? Wer mag das glauben?! —

Zusammenfassend überblicken wir noch einmal jene sechs Gefüge,

aus denen sich der Menschenleib aufbaut, samt allen den kunstreichen Organen für die Ernährung, die Sinneswahrnehmung und die Sprache, die sie mit einschließen. Jedes für sich ist ein labyrinthisches Kunstwerk und ein bis zu einem gewissen Grade in sich abgeschlossenes Ganzes. Und diese alle nun greifen in einander und verweben und verschmelzen sich zu einem noch kunstvolleren Ganzen, nicht nur nicht sich gegenseitig störend, sondern sich wechselseitig bedingend, ergänzend, gestaltend, vollendend zu jenem Wunderbau, der in so sicherer, mannigfaltiger, zweckentsprechender Weise dem Menschengeist als Hülle und Werkzeug dient, ja, der durch den Spiegel des Auges uns seelenvoll anblickt, „wie ein Gebild aus Himmelshöhn". Wer wollte hier nicht eine zweckbewußt waltende unsichtbare Schöpferweisheit anbeten? — Wenn dennoch menschlicher Scharfsinn das alles ohne eine solche erklären zu können vermeint, muß es uns da nicht vorkommen, als werde der Mensch in seiner Klugheit so fein, daß er sich selbst in ihren Maschen verstrickt und sein Geistesauge gegen die klar zu Tage liegende Wahrheit, gegen das unmißverständliche Zeugniß unbestreitbarer Thatsachen verschließt?

Und dennoch: „Gemach! gemach!" wird uns von beachtenswerther Seite zugerufen. „Alles, was du nur aus einer bewußten, zweckthätigen Schöpferweisheit erklären zu können glaubst, erklärt heute die siegreiche Wissenschaft allein aus den Wirkungen eines bewußtlosen, jedem absichtsvollen Thun völlig fremden, unabänderlichen Naturgesetzes." Es ist insbesondere die „natürliche Schöpfungsgeschichte" oder „Entwicklungslehre", in welcher das ganze Rüstzeug dieses Beweises gegen den Glauben an das Dasein Gottes seinen Sammelpunkt und, wie es scheinen könnte, eine unwiderstehliche Kraft der Ueberzeugung für alle vorurtheilslosen Denker gefunden hat. Hören wir diese neueste Auslegung des Welträthsels ohne Gott und ohne die Anerkennung einer bewußten Zweckthätigkeit in der Schöpfung.

9. Die natürliche Schöpfungsgeschichte oder die Entwicklungslehre.

In der „natürlichen Schöpfungsgeschichte" oder der „Entwicklungslehre" scheint dem Glauben an das Dasein Gottes in der That

ein außerordentlich gefährlicher Gegner erwachsen zu sein. Die alte Erklärung der Weltentstehung durch die Schöpferthätigkeit eines allmächtigen Gottes mit ihren einzelnen Schöpfungsakten, wie sie uns die biblische Schöpfungsgeschichte in ihrem Sechstagewerk veranschaulicht, ersetzen die Vertreter der natürlichen Schöpfungsgeschichte durch eine ganz neue natürliche Erklärung, die sich durch den Vorzug einer großartigen einheitlichen Auffassung der Natur und ihres Werdens zu empfehlen scheint. Diese Welterklärung ist angebahnt durch ahnende Geistesblitze eines Kant und Göthe und die scharfsinnigen, wenn auch zum Theil noch etwas phantastischen Ausführungen des Franzosen Lamarck. Sie hat eine feste Grundlage erhalten durch die praktischen Versuche des Engländers Darwin, durch künstliche Züchtung an Hausthieren und Pflanzen den Nachweis zu führen, daß die Unterschiede der Gattungen und Arten in der Pflanzen- und Thierwelt keine unabänderlichen und ursprünglichen, sondern fließende und allmählich gewordene sind, daß daher die Entstehung einer Gattung und Art aus der anderen und zuletzt aller Gattungen und Arten aus einer einzigen gemeinsamen Urart durch allmähliche Uebergänge denkbar, ja wahrscheinlich ist. Diese Welterklärung ist endlich von Ernst Haeckel in Jena zu einem umfassenden System herausgebildet, durch seine Theorien über die Entwicklung der Formen in der Natur (Morphologie) und über die Entwicklung der Lebewesen (Biologie) sowie durch seine Forschungen über die niedrigsten Stufen der Lebewesen näher begründet und in seinem Monismus als naturphilosophische Weltanschauung zusammengefaßt worden. Welches nun ist der genauere Inhalt dieser natürlichen Entwicklungslehre?

Sie nimmt an, daß sich die Welt, wie sie gegenwärtig ist, ohne das Zuthun eines zweckbewußten Schöpferwillens nach unabänderlichen Gesetzen aus einem einfachsten Urstoff durch die Kräfte, die diesem inne wohnten, entwickelt hat. Die Entwicklung ging nicht sprungweise, sondern allmählich vor sich. Ein gleichzeitiger Beobachter hätte die Veränderungen nicht in höherem Maße wahrnehmen können, als wir gegenwärtig die allmählichen Umbildungen in der Natur, an denen es auch heut nicht fehlt, wahrzunehmen vermögen. Auch für die Veränderungen und Unterschiede, welche wegen ihrer Größe sich jetzt wie eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Urzustand und

die Welt der Gegenwart zu schieben und die Entstehung der letzteren aus dem ersteren schlechterdings auszuschließen scheinen, darf dennoch diese Entstehung durch fast unmerkliche Uebergänge von einem Zustand zu dem anderen festgehalten werden, weil man dabei nicht nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, nicht einmal nach Jahrtausenden und Millionen von Jahren, sondern nach Zeiträumen zu rechnen hat, für welche unserer Vorstellungskraft jedes Maß fehlt. Welche Gegensätze zwischen zwei Zuständen wären da so groß, daß für einen allmählichen Uebergang des einen in den anderen die Zeit nicht ausreichte oder daß ein solcher Uebergang nicht denkbar wäre? Der Urstoff, aus dem alles geworden ist, war eine unendlich große, durch den grenzenlosen Weltenraum verbreitete Masse von unzähligen Atomen, d. h. unendlich kleinen, selbst nicht weiter theilbaren Stofftheilchen. Diese Atome sind zu denken als ausgestattet mit einfachsten Kräften, etwa mit der Kraft, sich wechselseitig anzuziehen und abzustoßen. Von Ewigkeit her bewegten sie sich um eine gemeinsame Axe und bildeten zusammen eine unermeßliche, den Weltenraum erfüllende Kugel. Als heut noch vorhandene Spuren von dieser Atomenmasse in ihrer ursprünglichen einfachsten Gestalt könnten jene Nebelflecke gelten, welche man mit Hülfe unserer Riesenteleskope in weiten Himmelsfernen entdeckt hat und nicht wie die Milchstraße in Sternenhaufen auflösen kann, die man daher für Weltstaubmassen — werdende Sternensysteme — hält. Vielleicht zeugen auch die feinen Stofftheilchen der Kometen davon, daß etwas jenem ursprünglichen Weltenstaube Verwandtes noch in der Gegenwart den Himmelsraum durcheilt. Die Kraft der Atome, sich einander anzuziehen und abzustoßen, sorgte ebenso für ihr Beieinanderbleiben, wie sie ihrer Neigung, immer dichter zusammenzutreten, Schranken setzte. In ähnlicher Richtung wirkten noch zwei andere Kräfte, welche durch die Bewegung sämtlicher Atome um eine gemeinsame Axe zur Erscheinung kommen mußten. Einerseits nämlich war die Bewegung jedes Atoms um so schneller, je weiter es von der gemeinsamen Axe entfernt lag, da es in der gleichen Zeit einen um so größeren Kreis zu beschreiben hatte. Je schneller die Kreisbewegung war, um so stärker mußte das Gesetz der Centrifugalkraft wirken, d. h. die Neigung eines sich schnell im Kreise bewegenden Gegenstandes, sich statt in

kreisförmiger, in gradliniger Richtung oder mit anderen Worten, in der Richtung der Kreistangente fortzubewegen und sich dadurch immer weiter vom Kreismittelpunkt zu entfernen. Nach diesem Gesetz der Centrifugalkraft mußte demnach mit der zunehmenden Entfernung von der Axe in den Atomen eine immer größere Neigung hervortreten, sich von der Gesamtmasse abzulösen und sich in dem unendlichen Weltenraum zu verlieren. Dieser centrifugalen Neigung hielt jedoch eine entgegengesetzte mehr oder weniger das Gleichgewicht. Je mehr nämlich jedes Atom von der Axe entfernt war, um so mehr Atome lagen zwischen ihm und der Axe, um so weniger dagegen auf der Außenseite der ganzen Atomenkugel. Von um so mehr Atomen wurde es mithin nach der Innenseite angezogen, ihm also eine Neigung mitgetheilt, dem Mittelpunkt der Kugel zuzustreben. Das war dieselbe Kraft, vermöge deren jeder Gegenstand auf der Erdkugel dem Mittelpunkt der Erde zustrebt. Sie ist uns bekannt als Centripetal- oder Schwerkraft, durch welche die Körper am Erdboden festgehalten werden oder, wenn sie unter der Einwirkung anderer Kräfte sich davon losgelöst haben, wieder zur Erde fallen. Durch die entgegengesetzten Wirkungen hier der Centrifugal- dort der Centripetalkraft konnte es geschehen, daß diejenigen Atome, welche der Axe am nächsten lagen, sich vermöge der Centripetalkraft noch dichter um die Axe scharten, und daß umgekehrt die entferntesten Atome vermöge der Centrifugalkraft in der bisherigen Entfernung verharrten oder sich noch weiter von der Mitte entfernten und sich dadurch von der Masse der der Axe näher liegenden Atome loslösten. Die entferntesten lagen in dem Kreis, der in gleicher Entfernung von den beiden Polen die Außenseite der gesamten Kugel umlief, d. h. in dem Aequator derselben. Diejenigen Atome, welche sich am nächsten um diesen gruppirten, konnten sich von der Masse der der Axe näher gelegenen als ein gewaltiger Ring abheben, der unter Beibehaltung der bisherigen Bewegung sich weiter um die Axe der Gesamtkugel drehte. So zerlegte sich die ganze Atomenmasse in einen kugelförmigen Kern, der sich ebenfalls weiter um die bisherige Axe drehte, und in einen Ring, der sich um diesen Kern und mit ihm um die bisherige Axe bewegte. Eine ähnliche Erscheinung zeigt noch heut der Saturn mit seinem Ringe.

Statt solches Atomenringes, der den ganzen bleibenden Kern der Atomenkugel concentrisch umkreiste, konnten sich aber auch kleinere Massen von Atomen an der Außenseite von der Gesamtkugel loslösen. Diese natürlich nur vergleichsweise kleineren, in der That noch immer riesengroßen Atomenmassen behielten dann gleichfalls die bisherige Bewegung um die Axe der Gesamtmasse bei und umkreisten demzufolge auch den bleibenden kugelförmigen Atomenkern in kreisförmiger Bahn, nur daß sich ebenso wie sich die Kugelform der Gesamtmasse an den Polen in Folge der Drehung abplattete, auch die Kreisbahn zu einer bald mehr bald minder gestreckten Ellipse gestaltete. Die gleichen Verhältnisse, namentlich die gleiche Bewegung mußten die Atome, welche sich gemeinsam von der Gesamtmasse loslösten, dazu führen, sich zusammenzuballen und sich rotirend um eine nur ihnen gemeinsame Axe zu gruppiren. Durch die Bewegung um die letztere nahmen sie zusammen die Gestalt einer abgeplatteten Kugel an, welche sich einerseits um ihre eigene Axe, andererseits um die Gesamtmasse aller Atome beziehungsweise um den in der Mitte dieser Gesamtheit gebliebenen kugelförmigen Kern bewegte. Da haben wir in der Mitte einen Centralweltkörper, den Kern der ursprünglichen Gesamtmasse des Weltstoffs, und kleinere Himmelskörper, welche diesen Centralkörper umkreisen, also etwas ganz unserem Planetensystem Entsprechendes, nur in noch unendlich größerem Maßstabe. Derselbe Vorgang aber, der die Gesamtmasse in einen Centralkörper und umkreisende kleinere Weltkörper auflöste, konnte wiederum jeden dieser kleineren Weltkörper in einen kugelförmigen Kern und umkreisende Ringe oder noch kleinere umkreisende kugelförmige Körper, so zu sagen, in Sonnen, Untersonnen, Planeten und Trabanten oder Monde zerlegen, nur daß sich dieser Vorgang je nach den wechselnden Bedingungen in mannigfach verschiedenen Formen vollzog.

Weitere Veränderungen entstanden dadurch, daß die Atome durch die Schnelligkeit der Bewegung in heftige Wärme- und Lichtschwingungen, auch elektrische Vibrationen versetzt wurden. Die Gesamtmasse sowohl wie die kleineren Atomenbälle wurden dadurch in glühende und leuchtende Gasmassen verwandelt. Durch Ablösung kleinerer Atomenmassen von der Gesamtmasse und durch ihre Zu-

sammenballung zu selbständigen Weltkörpern trat Abkühlung und Verdichtung ein; aus glühenden Gasmassen wurden flüssig-glühende Riesenbälle, die sich allmählich mit immer noch sehr heißen, aber vergleichsweise kühleren Schichten und weiterhin festeren Schlacken, endlich zum Theil mit einer immer dichter und dicker werdenden festen Rinde bedeckten. So entstanden feste und nicht mehr selbstleuchtende Planeten und Monde, wie sie sich im Mars und in unserer Erde mit ihren beiderseitigen Monden darstellen.

So etwa denken sich die Vertreter der natürlichen Schöpfungsgeschichte die Entstehung und Entwicklung des Universums aus den einfachsten Urzuständen zu seiner gegenwärtigen Gestalt mit seinen Nebelflecken, Milchstraßen, Sternenhaufen, Sonnen-, Planeten- und Mondsystemen — eine Entwicklung, angeblich hervorgerufen allein durch ein blind waltendes Naturgesetz ohne Gott und ohne zweckbewußte Schöpferthätigkeit und Schöpferweisheit.

Wie nun hat sich auf dieser Grundlage die vielgestaltige Welt des Lebens entfaltet? Wir sind bei Beantwortung dieser Frage auf die Betrachtung der Erde beschränkt, weil uns für andere Weltkörper die Erfahrung fehlt. Höchstens können wir aus den Ergebnissen der Spektralanalyse, nach welcher das ganze Universum aus verwandten Stoffen zusammengesetzt zu sein scheint, die Vermuthung entnehmen, daß auch auf anderen Weltkörpern, sobald ihr Gesamtzustand dazu herangereift ist, wenn auch nicht dieselben, so doch analoge Erscheinungen des Lebens nach entsprechenden Entwicklungsgesetzen stattfinden. In der Erklärung aber für die Entstehung der verschiedenen Arten von Lebewesen auf der Erde haben die Vorkämpfer der natürlichen Schöpfungsgeschichte erst ihren ganzen Scharfsinn zur Geltung gebracht, weil sie hier ihrem System einen weit breiteren Untergrund sicherer Forschungsresultate zu geben vermögen. Versuchen wir uns dasselbe auf diesem Gebiete in großen Zügen zum Verständniß zu bringen!

10. Die Entwicklung des Lebens auf der Erde nach der natürlichen Schöpfungsgeschichte.

Wie schon bemerkt, gestaltete sich der Zustand der Atome und Atomengruppen in der Gesamtmasse des Urstoffs je nach der größeren

oder geringeren Schnelligkeit der Bewegung sehr verschieden. Es entstanden verschiedene Schwingungszustände, zahllose Abstufungen, Arten und Schattirungen der Wärme-, Licht- und elektrischen Schwingungen. Hier trat eine größere, dort eine geringere Verdichtung ein. Immer mannigfaltiger wurden die Verhältnisse, immer reicher entwickelten sich die Unterschiede in der Zusammensetzung der Atomengruppen und der aus diesen entstandenen Stoffen und Stoffmischungen, bis sich im Wesentlichen diejenigen Stoffe gebildet hatten, aus denen das Weltall und insbesondere unsere Erde heut zusammengesetzt ist. Vermöge der Schwerkraft strebten die schwereren Stoffe dem Mittelpunkt zu, während die leichteren sich davon entfernten. Die allerleichtesten und in sich am losesten zusammenhängenden, d. h. die luftförmigen Stoffe scharten sich als äußerste Hülle um den dichteren Kern; auf der Erde und den anderen Weltkörpern, die bereits mit einer festeren Rinde umgeben waren, lagerte sich diese Lufthülle oder Atmosphäre um die feste Oberfläche. Die Hauptbestandtheile der Erdatmosphäre waren Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Diese vier waren zugleich die Grundstoffe für alles Lebendige auf unserem Weltkörper. In Luftform erschien der Kohlenstoff, wie es scheint, nur in chemischer Verbindung mit dem Sauerstoff als Bestandtheil der Kohlensäure. Andererseits verband sich der Wasserstoff gern mit dem Sauerstoff als Wasserdampf. Je stärker die Erde sich abkühlte, um so größere Massen von Wasserdampf verwandelten sich in die tropfbar-flüssige Gestalt des Wassers; um so übermächtiger ergossen sich tropfbar-flüssige Niederschläge über die feste Erdoberfläche; um so dauernder füllten sie als Weltmeere oder kleinere Gewässer die Vertiefungen des Erdbodens aus.

Mit der Bildung des Meeres mochte auch die Entstehung des Lebens beginnen. Der Zustand der Stoffe wird sich damals von dem der Gegenwart hauptsächlich noch durch einen höheren Wärmegrad und eine stärkere elektrische Spannung unterschieden haben. Dadurch wurden weit mehr als jetzt neue Lösungen und Mischungen, Zersetzungen und chemische Verbindungen begünstigt. Durch die Kraft des Wassers, andere Stoffe in sich aufzulösen, und durch die Kraft des Kohlenstoffs, Mengen von Wasser und von Stoffen, die darin aufgelöst sind, aufzusaugen, konnten unter Mit-

wirkung von Stickstoff und Sauerstoff am Meeresboden, wo das Wasser und andere Stoffe sich berühren, bei den damaligen günstigen Wärme- und Elektricitätsverhältnissen Stoffverbindungen ins Dasein gerufen werden, welche eine gewisse Neigung der Theile, bei einander zu bleiben, mit einer beschränkten Verschiebbarkeit derselben, eine gewisse Zähigkeit und Widerstandskraft gegen Einflüsse von außen mit einer wiederum beschränkten Fähigkeit, fremde Stoffe in sich aufzunehmen und aufzulösen, einen gewissen Grad von Festigkeit mit einer immerhin noch großen, jede Starrheit ausschließenden Beweglichkeit vereinigten. Solche Stoffverbindungen besaßen eine der wichtigsten Eigenschaften, die wir an lebenden Wesen wahrnehmen. Sie vermochten ein in sich abgeschlossenes und dennoch bewegliches Ganzes zu bilden, das ebenso im Stande war, zerstörende Einwirkungen der Außenwelt abzuwehren, als Theile derselben in sich hineinzuziehen und zu Theilen seiner selbst zu verarbeiten. Der Engländer Huxley war es, der zuerst die Vermuthung aussprach, daß durch Stoffzusammensetzungen von solcher Beschaffenheit aus dem Meeresgrunde endlich ein schleimartiges Stoffgebilde hervorgegangen sei, dem die primitivsten Eigenschaften lebender Wesen innewohnten. Huxley nannte dieses schleimartige Gebilde „Bathybius", zu deutsch „Urschleim". Die Annahme, daß ein solcher Urschleim als Urgrund alles Lebens am Meeresboden jemals vorhanden gewesen sei oder noch sei, beruht nicht auf sicherer Beobachtung oder wissenschaftlich erwiesenen Thatsachen, sondern auf einer Vermuthung oder Hypothese. Die Wahrscheinlichkeit derselben zu untersuchen, haben wir hier, wo es zuvörderst nur auf eine möglichst übersichtliche Darstellung des ganzen Systems ankommt, noch keine Veranlassung. Nach dieser Hypothese wären aus dem Urschleim die ersten und einfachsten Lebewesen hervorgegangen. Man nennt sie ihrer Einfachheit wegen Moneren. Sie waren weder Pflanze noch Thier, sondern Vorahnen sowohl der Pflanzen als Thiere und sind als einfache winzige Schleimpartikelchen ohne jede Gliederung oder Verschiedenheit ihrer Theile zu denken. Sie hatten die Fähigkeit, durch Ausdehnung der Peripherie Fortsätze zu bilden und wieder einzuziehen, auch wohl die ganze Schleimmasse dem Fortsatz nachzuziehen und so mit ihm wieder zu vereinigen, sich also auf diese Weise fort-

zubewegen. Damit verband sich leicht die Fähigkeit, mit Hülfe mehrerer Fortsätze fremde Stoffpartikelchen in ihrer Nachbarschaft zu umschließen und in sich aufzunehmen, um sie dann durch chemische Einwirkung in Bestandtheile ihrer selbst zu verwandeln und sich dadurch zu vergrößern. Da hätten wir denn vor uns die primitivsten Erscheinungen der Fortbewegung, der Ernährung und des Wachsthums. Wenn diese Schleimwesen eine gewisse Größe erlangt hatten, konnten sich bei Bildung größerer Fortsätze diese durch ihre eigene Schwere vom Gesamtkörper durch Abschnürung ablösen und so selbständige Schleimwesen, neue Moneren werden. Das war die einfachste Weise der Vermehrung oder Fortpflanzung. Dem Abkömmling wurde dabei dieselbe Beschaffenheit, wie sie dem Stammwesen eigenthümlich war, mitgegeben, da ja beide aus gleichem Stoff bestanden. Hier liegt vor uns die einfachste Weise der Vererbung von Eigenschaften des Stammwesens auf den Abkömmling.

Andererseits konnten Unterschiede zwischen den zahllosen Moneren, die aus dem Urschleim hervorgingen, nicht ausbleiben. Schon in der ersten Generation war die Stoffzusammensetzung, wenn auch durchgehends gleichartig, so doch schwerlich bei allen Gliedern schlechthin dieselbe. Kleinere oder größere Abweichungen hinsichtlich der Stoffe, welche sie in sich aufnahmen, also hinsichtlich der Ernährung waren unvermeidlich. Sie mußten noch weitergehende Ungleichheiten nach sich ziehen. Besonders waren weit von einander entlegene Wohnsitze mit ihren verschiedenen Ernährungsverhältnissen und sonstigen Unterschieden geeignet, in dieser Richtung zu wirken. Ungleiche Nahrung bewirkte mit den Unterschieden in der Stoffzusammensetzung der kleinen Schleimkörperchen auch anderweite Ungleichheiten, z. B. verschiedene chemische Eigenschaften, und dadurch eine größere oder geringere Disposition und Fähigkeit, diesen oder jenen Nahrungsstoff in sich aufzunehmen und sich zu assimiliren. Auch die so entstandenen Unterschiede vererbten sich, da ja die Fortsätze, die sich als selbständige Moneren oder Abkömmlinge von der Stamm-Monere ablösten, die veränderte Stoffzusammensetzung der letzteren theilten. Die Bewegungsfähigkeit und vermöge dieser die Auswanderung einer Monerengruppe von einem Wohnsitz zum anderen, vielleicht auch ein gewaltsames Verschlagenwerden in weit entfernte Gegenden und

anders geartete Oertlichkeiten durch irgendwelche große Umwälzungen konnte diese Unterschiede erheblich steigern. Für die veränderten Verhältnisse werden nicht alle Wesen, die ihrem Einfluß unterworfen wurden, gleich günstig disponirt gewesen sein. Die weniger günstig disponirten, d. h. die, welche sich für die veränderte Nahrung und die neuen Einflüsse minder zugänglich zeigten und die Veränderungen minder gut ertrugen, werden mehr die früheren Eigenschaften bewahrt haben, aber oft auch verkümmert sein oder sich doch nicht so kräftig entwickelt haben und nicht zu so ausgiebiger Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften gelangt sein wie die, welche sich mehr von den neuen Verhältnissen beeinflussen ließen und sie besser ertrugen, dadurch aber auch allerlei Aenderungen an ihren Eigenschaften erfuhren. Sie gediehen besser, pflanzten sich zahlreicher fort und vererbten ihre Eigenschaften in einer größeren Schar von Abkömmlingen. Das will sagen: die den früheren Verhältnissen entsprechenden Eigenschaften der minder günstig für die neuen Einflüsse disponirten Moneren wurden in nicht so vielen Exemplaren vererbt wie die durch die neuen Verhältnisse erzeugten und angepaßten Eigenschaften der für diese neuen Verhältnisse besser disponirten Moneren. So wuchs eine neue Generation heran, deren Eigenschaften für die neuen Verhältnisse besser paßten, als die der früheren. Auch unter den Abkömmlingen dieser neuen Generation werden Unterschiede hervorgetreten sein: vermöge des Gesetzes der Vererbung wird auch in der neuen Generation das eigenthümliche Wesen der älteren nicht sogleich völlig verschwunden sein; einige Abkömmlinge der ersteren werden mehr, andere weniger davon erhalten, die einen stärker, die anderen schwächer die für die neue Generation zweckmäßigen Eigenschaften entwickelt haben. Wiederum werden die, welche am wenigsten von den Eigenschaften der älteren Generation bewahrten und am stärksten die vortheilhafteren Eigenschaften der neuen ausprägten, sich den anderen in Wuchs, Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften überlegen gezeigt haben, und so fort von Geschlecht zu Geschlecht. Auf diese Weise paßten sich die Abkömmlinge der neuen Generation der neuen Umgebung von Geschlecht zu Geschlecht mehr an, bis durch solche Anpassung unmerklich aus der alten Art eine ganz neue Art entstand, in der die Eigenschaften der alten völlig

verschwunden waren und ganz neue Eigenthümlichkeiten, wie sie den veränderten Verhältnissen entsprachen, hervortraten. Diese Anpassung hatte nach der Entwicklungslehre ihren Grund nicht darin, daß die betheiligten Lebewesen darauf ausgegangen wären, oder daß irgend Jemand, der über ihnen waltete, in bewußter Einwirkung in ihr einen vorbedachten Zweck verfolgt hätte, sondern nur darin, daß die Glieder und Abkömmlinge der neuen Generation die neuen Verhältnisse besser ertrugen und sich deshalb kräftiger entwickelten und in zahlreicheren Exemplaren zur Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften gelangten, als die der alten, und daß unter den Gliedern und Abkömmlingen der neuen Generation immer wieder die sich den anderen in gleicher Richtung überlegen zeigten, deren Eigenschaften thatsächlich der neuen Lage am meisten angepaßt waren. Das ist das berühmte Gesetz der Anpassung, bei welcher also jede absichtliche Einwirkung ausgeschlossen gedacht wird. Neben dem Gesetz der Vererbung wird es von den Vorkämpfern der natürlichen Schöpfungsgeschichte als Haupthebel für die Entwicklung des Lebens auf der Erde dargestellt. Durch diese beiden Gesetze glauben sie es erklären zu können, wie ohne das Zuthun eines bewußten Schöpferwillens aus den einfachsten Anfängen des Lebens, aus einer einzigen Art von Lebewesen die unendliche Mannigfaltigkeit von Gattungen, Arten, Unterarten und Spielarten entstehen konnte, die uns jetzt mit berechtigtem Staunen erfüllt. Durch das Gesetz der Anpassung erhielten die ursprünglichsten und einfachsten Wesen neue Eigenschaften; durch das Gesetz der Vererbung pflanzten sich diese neuen Eigenschaften fort: so entstanden durch die Verbindung beider Gesetze nach und nach in unmerklicher Abstufung unzählige neue Arten. Die Entwicklung konnte um so unmerklicher vor sich gehen, je weniger die Zeiträume, die dafür in Anspruch genommen wurden, durch irgend eine Grenze beschränkt gedacht zu werden brauchen.

Anfangs bestanden also zwischen den alten und neuen Arten beliebig zahlreich anzunehmende Zwischenstufen. Aber nun kam ein besonderes Gesetz hinzu, welches nicht nur im Allgemeinen die Entstehung neuer Arten fördern half, sondern auch bewirkte, daß viele der ursprünglich vorhandenen Zwischenstufen und damit die

erklärenden Uebergänge von einer Art zur anderen verloren gingen, und daß in Folge dessen die Kluft zwischen den verschiedenen Arten weit augenfälliger wurde und jetzt dem oberflächlichen Beobachter leicht unüberbrückbar erscheint. Dieses Gesetz ist das der natürlichen Zuchtwahl im Zusammenhange mit dem vielgenannten Kampf ums Dasein. Der letztere besteht nicht vornehmlich darin, daß die verschiedenen Arten sich unmittelbar einander bekämpfen und zu vernichten suchen. Zwar ist auch dieser direkte Kampf unter Umständen nicht ausgeschlossen. Im Allgemeinen aber ist der Kampf ums Dasein etwas Aehnliches wie das, was wir im modernen Verkehr der Völker und der einzelnen Menschen „Konkurrenz", d. h. Wettbewerb um die Existenzmittel nennen. Er beruht darauf, daß die Vermehrung der Lebewesen fast durchweg im Mißverhältniß zu den vorhandenen Ernährungsmitteln steht. Die Nachkommenschaft ist meist so zahlreich, daß nur ein kleiner Bruchtheil derselben genügenden Unterhalt finden kann. Wenn in unserem menschlichen Verkehrsleben für irgend einen Geschäfts- oder Berufszweig zu viele Konkurrenten vorhanden sind, so können nicht alle bestehen oder einen auskömmlichen Unterhalt erlangen. Die, welche mit den vortheilhaftesten Eigenschaften für die gegebenen Verhältnisse ausgestattet sind, werden die minder günstig ausgestatteten aus dem Felde schlagen. Sie bewirken, auch ohne es zu wollen, einen größeren oder geringeren Mißerfolg und unter Umständen den Untergang der schwächeren Mitbewerber oder zwingen diese, andere Existenzmittel zu suchen. Sie besiegen sie „im Kampf ums Dasein". Ganz ähnliche Folgen treten ein, wenn die Nachkommenschaft irgend einer Art von Lebewesen zu zahlreich ist, als daß alle Glieder derselben hinreichende Nahrung finden könnten. Diejenigen Exemplare, deren Fortkommen durch ihre Eigenschaften unter den gegebenen Verhältnissen am meisten begünstigt wird, werden sich der vorhandenen Existenzmittel bemächtigen und sie den minder günstig gearteten Exemplaren entziehen. Auch ohne es zu wollen, werden sie dadurch bewirken, daß diese verkümmern oder untergehen und nur zum geringeren Theile zur Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften gelangen. Also werden die, welche auf diese Weise durch ihre vortheilhafteren Eigenschaften im Kampfe ums Dasein den Sieg

erringen, ihre Eigenschaften in einer größeren Anzahl von Abkömmlingen vererben, als die weniger vortheilhaft begabten. Letztere werden allmählich aussterben, es sei denn, daß sie einen Ausweg finden. Bei der Konkurrenz im menschlichen Verkehr zeigt sich ein Ausweg, den wir die unterliegenden Mitbewerber häufig mit Erfolg einschlagen sehen. Wer in dem einen Geschäfts- oder Berufszweig nicht ausreichende Existenzmittel findet, der wendet sich einem anderen, minder besetzten oder einem solchen zu, für welchen er sich besser eignet. Ganz Aehnliches nehmen wir in dem Wettbewerb der Lebewesen überhaupt wahr. Wenn irgend eine Art von Lebewesen eine so zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt, daß nicht alle Glieder derselben hinreichende Nahrung finden, so verkümmern allerdings viele von ihnen und sterben allmählich aus. Aber es kommt auch vor, daß einige von ihnen dem Untergange entrinnen, indem sie ihre Ernährungsweise ändern. Entweder suchen sie dieselbe Nahrung auf anderen Gebieten, vielleicht durch Auswanderung; oder sie bedienen sich, um dieselbe Nahrung zu erlangen, anderer Mittel; oder sie gewöhnen sich allmählich an etwas andere Nahrungsstoffe. Je mehr sie dadurch von ihren glücklicheren Mitbewerbern abweichen und ihre Eigenschaften in dieser Richtung ausgestalten und vererben, um so weniger werden sie und ihre Nachkommen von ihren bisherigen Mitbewerbern etwas zu fürchten haben oder durch deren Vermehrung beengt werden, um so mehr werden sie aus dem Kampf ums Dasein mit diesen ausscheiden und friedlich neben ihnen gedeihen. Mit anderen Worten: je verschiedenere Eigenschaften zwei Arten entwickeln, die aus derselben Stammart hervorgingen, je verschiedeneren Verhältnissen sie sich dadurch anpassen, um so weniger sind sie sich wechselseitig hinderlich, um so besser können sie ohne Kampf neben einander bestehen. Je ähnlicher sie sich dagegen bleiben, um so heftiger muß der Kampf ums Dasein zwischen ihnen entbrennen, um so sicherer muß er dazu führen, daß die eine der beiden Arten verkümmert und ausstirbt. Das muß zur Folge haben, daß unter einer Anzahl von Arten, Spielarten, Daseinsstufen oder Daseinsschattirungen, die einer gemeinsamen Stammart entsprangen, diejenigen, welche sich am meisten unterscheiden, die größte Aussicht auf längeren Bestand neben einander haben, während sie gemeinsam durch

ihr bloßes Umsichgreifen absichtslos dahin wirken müssen, daß die Zwischenstufen allmählich verschwinden, und daß so die Brücke der Uebergänge zwischen ihnen gleichsam abgerissen und die Geschichte ihrer Entstehung aus derselben Urart verdunkelt wird. Hierin erblicken die Vorkämpfer der Entwicklungslehre einen Hauptgegenbeweis gegen den scheinbar schwerwiegenden Einwand, daß sich vielfach die Zwischenstufen zwischen den Arten, deren Abstammung von einander oder von einer gemeinsamen Stammart behauptet wird, nicht mehr genügend aufzeigen lassen. Diese Zwischenstufen sind vermuthlich in Fülle vorhanden gewesen, aber durch das eben dargelegte unverbrüchliche Gesetz im Kampf ums Dasein mußten sie mehr und mehr aussterben.

Den ganzen Vorgang, welchen nach dem Gesagten der Kampf ums Dasein zur Folge hat, die Entstehung neuer Arten aus einer gemeinsamen Stammart und die immer schärfere Scheidung derselben unter allmählicher Beseitigung der Zwischenstufen hat man „natürliche Zuchtwahl" genannt und diesen Vorgang dadurch mit dem verwandten der sogenannten „künstlichen Zuchtwahl" im Vergleich gestellt. Mit letzterem Namen bezeichnet man bekanntlich das Verfahren unserer Gärtner und Thierzüchter, durch welches sie in der Nachkommenschaft von Pflanzen und Thieren bestimmte erwünschte neue Eigenschaften einzubürgern und zuletzt ganz neue Spielarten, ja feste Arten hervorzubringen wissen. Sie wählen zur „Züchtung" immer nur solche Exemplare aus, welche die erstrebten Eigenschaften in besonders hohem Maße besitzen und schließen alle anderen geflissentlich davon aus. Durch ununterbrochene Fortsetzung dieses Verfahrens von Geschlecht zu Geschlecht gelingt es, neue Arten mit den überraschendsten Eigenthümlichkeiten zu schaffen. Zuerst traten diese Eigenthümlichkeiten nur vereinzelt und in kaum merklichen Anfängen auf. Aber sie wurden durch ausschließliche Zulassung zur Fortpflanzung vererbt und prägten sich in einzelnen Exemplaren der folgenden Generation schon schärfer aus. Auch diese schärfere Ausprägung wurde durch ausschließliche Zulassung bei der Weiterzüchtung vererbt und steigerte sich vielleicht wieder in einzelnen Exemplaren der neuen Generation und so fort, bis sich eine völlig neue Art,

öfters mit den staunenswerthesten Seltsamkeiten, herausgebildet hatte. Die Stelle, welche bei der künstlichen Zuchtwahl Gärtner und Thierzüchter einnehmen, versieht bei der natürlichen Zuchtwahl der Kampf ums Dasein. Er läßt durch eine Art von unbeabsichtigter, aber durch die Macht der Konkurrenz unausweichlicher Auswahl zu ausgiebiger Fortpflanzung und Vererbung nur Exemplare mit solchen Eigenschaften zu, welche für die gegebenen, beziehungsweise so oder so veränderten Verhältnisse vortheilhaft sind. Durch Fortsetzung dieses absichtslosen, aber darum nicht minder wirkungsvollen Verfahrens werden jene Eigenschaften von Geschlecht zu Geschlecht schärfer ausgeprägt, während die weniger vortheilhaften Eigenschaften mehr und mehr verschwinden. Den Vorsprung aber, den die künstliche Zuchtwahl durch die größere Konsequenz absichtsvollen Handelns voraus hat, holt die natürliche durch die Länge unbegrenzter Zeiträume wieder ein.

In der Vererbung und Anpassung, in dem Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl sind bereits die Haupthebel aufgezeigt worden, durch welche die Vertreter der natürlichen Schöpfungsgeschichte die Gesamtentwicklung des Lebens von den einfachsten Anfängen bis zu seiner gegenwärtigen Mannigfaltigkeit, von Urschleim und Monere bis aufwärts zum Menschen ohne Zuhülfenahme eines zweckbewußten Schöpferwillens erklären zu können glauben. Die Gründe, die sie dafür beibringen, möglichst unparteiisch zu Worte kommen zu lassen, ist für den eigentlichen Zweck aller vorliegenden Erörterungen, für die Beantwortung der Frage, ob die Natur zweckmäßige Einrichtungen enthalte, welche auf die Einwirkung eines zweckbewußten Schöpferwillens schließen lassen, schlechterdings erforderlich. In diesem Zusammenhange waren vorstehende Ausführungen unentbehrlich. Dagegen würde es außerhalb unseres Zweckes liegen, wollten wir allzu genau darauf eingehen, wie wir uns nach der in Rede stehenden Theorie die Entwicklung der Lebewelt in ihren einzelnen Stufen und Verzweigungen vorzustellen haben. Hier dürfte der folgende kurze Umriß genügen:

Durch chemischen Austausch mit den umgebenden Stoffen in Wasser und Luft umkleidete sich die Monere, wo die Verhältnisse

es begünstigten, mit einem zarten Häutchen. So entstand ein bereits abgeschlossenes, widerstandsfähigeres Wesen. Es war die Zelle, zuerst ohne Kern, dann in sich steigernder Zusammensetzung mit einem Kern, d. h. einer kleinen Verdichtung in der Mitte. Die Poren der Haut gestatteten Einsaugung von umgebenden Stoffen, also Vergrößerung, welche durch Abschnürung stärker anschwellender Theile zur Fortpflanzung und wegen der Gleichheit des Stoffes in der Stammzelle und in dem abgelösten Theile zur Vererbung der Eigenschaften von jener auf diesen führte. Aus den Einzelzellen entstanden durch chemische Wechselwirkung und engeren Zusammenschluß mehrerer untereinander Zellengruppen, d. h. Lebewesen, in denen viele Zellen ein in sich fest verbundenes Ganzes bildeten. In den letzteren verhielten sich die Zellen unter einander bald mehr als gleichartige, einander ebenbürtige Bestandtheile, bald so, daß eine Mehrzahl schwächer begabter Zellen zu einer Minderzahl vortheilhafter begabter Zellen oder auch zu einer einzigen höher ausgebildeten Zelle in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß trat. Chemische Verschiedenheiten in der Zusammensetzung der Zellenhaut wirkten dabei mit. Wir erhalten so zwei Arten von mehrzelligen Wesen, die einen gleichsam mehr republikanisch, die anderen mehr oligarchisch oder monarchisch geordnet. Diejenigen Einzelzellen, aus denen die republikanisch geordneten Zellengruppen hervorgingen, waren die Stammeltern der Pflanzen; die, aus denen die oligarchisch und monarchisch geordneten Zellengruppen hervorgingen, waren die Stammeltern der Thiere. So scheiden sich die Erstlinge der Lebewelt, die weder Pflanzen noch Thiere waren, die sogenannten Protisten, in Urpflanzen und Urthiere. Die Herrschaft gewisser Zellen über die anderen in den Erstlingen der Thiere beruhte bereits auf einer geistigen Ueberlegenheit, auf der stärkeren Ausprägung einerseits des Empfindungsvermögens und andererseits der Willenskraft, deren Steigerung zugleich die größere Neigung und Fähigkeit zu freierer Bewegung nach sich zog. Doch wird angenommen, daß auch in den Pflanzen ein unbewußtes Empfindungsvermögen und ein unbewußter Wille und im Zusammenhange damit auch ein gewisses Maß von freiem Bewegungsvermögen nicht ausgeschlossen, daß also der ursprüngliche einheitliche Zusammenhang

sämtlicher Lebewesen auch hier gewahrt sei. Man macht in dieser Beziehung beispielsweise auf die Ranken vieler Pflanzen aufmerksam, welche, wenn sie über ihren bisherigen Stützpunkt hinausgewachsen sind, einen Kreis in der Luft beschreiben, bis sie den unbewußt gesuchten neuen Anhalt zum Emporranken finden. Besonders weist man auch auf die sogenannte „Venusfliegenfalle", die Dionaea muscipula, hin. Sie hat zusammenlegbare Blätter, die an der Innenseite mit einem Stachel und kleinen Drüschen versehen sind. Bei der leisesten Berührung durch ein Insekt klappen die Blätter zusammen, schließen es ein, tödten es mit Hülfe des erwähnten Stachels und öffnen sich erst wieder, wenn sie es mittels der Blattdrüsen zersetzt und seine organische Substanz aufgesogen haben. Bemerkt mag übrigens schon hier werden, worauf später noch ausführlicher zurückzukommen sein wird, daß selbst der kleinste Ansatz zu geistiger Entwicklung auch im Pflanzenreich und schon in den niedrigsten Thieren allerdings nur erklärt werden kann, wenn bereits die Atome, ob auch in noch so unscheinbaren Anfängen, geistig begabt gedacht werden, wenn also schon in der Kraft der Atome ein geistiges Moment vorausgesetzt wird.

Im Thierreich nun bildet sich diese seelische Anlage allmählich besondere Werkzeuge, zuerst in den Nervenzellen, sodann in den Sinnesorganen. Wir übergehen, um sofort hieran anzuknüpfen, die reiche Ausgestaltung des Pflanzengeschlechts und die Verzweigung der niederen Thiere in den Reichen der Weichthiere, der Insekten, der Krustenthiere u. s. w., weisen auch auf die Scheidung in zwei Geschlechter bei Pflanzen und Thieren, auf welche wir bei einer anderen Gelegenheit noch werden zurückgreifen müssen, hier nur beiläufig hin und verfolgen ausschließlich den Hauptstrang der Gesamtentwicklung aufwärts zum Menschen. In den Würmern, in deren schlauchartiger Form mit Oeffnung nach beiden Enden die einfache Grundform für die nachher so verwickelte Gestalt des menschlichen Leibes gegeben ist, bildet sich ein Nervenstrang an der Rückenseite. Aus diesem Ansatz zum Rückenmark gestaltet sich allmählich die Wirbelsäule, zuerst o h n e den Aufbau des Schädels, wie in dem sogenannten Lanzettfischchen (Amphioxus), das deshalb als Mittelglied zwischen den wirbellosen und den Wirbelthieren angesehen wird, dann

mit Schädelbildung und der dadurch bedingten Concentration des Seelenlebens. Und nun steigt die Linie aufwärts durch das Heer der Fische und Amphibien unter Abzweigung der Vögelklasse bis zu den Säugethieren und endlich durch das Geschlecht der Halbaffen und Affen bis zum Menschen. Und hier ist die Entwicklung an einem Punkt angelangt, der für unsere ganze religiöse Auffassung und insbesondere für die Kernfrage, ob Gott sei, von so großer Wichtigkeit ist, daß wir auf ihn noch ausführlicher eingehen und mit Bezug darauf die ganze Entwicklung noch einmal überschauen müssen. Um was es sich handelt, ist die Entstehung des Menschen.

11. Der Ursprung des Menschen nach der natürlichen Schöpfungsgeschichte.

Darwins und Haeckels Lehren würden nie ein so großes Aufsehen gemacht, noch einen so gewaltigen Sturm der Entrüstung heraufbeschworen haben, wenn ihre Begründer sich mit der allgemeinen Behauptung hätten begnügen können, daß sich das Universum in seiner jetzigen Mannigfaltigkeit aus unzusammengesetzten Stofftheilchen, und das Heer der Lebewesen mit dem unerschöpflichen Reichthum der Arten, den es gegenwärtig aufweist, aus einer einzigen Urform entwickelt habe. Nun aber ist die unvermeidliche Folge dieses Satzes, daß auch der Mensch als — das letzte und vollkommenste — Glied in der Reihe dieser Entwicklung zu betrachten und also sein Stammbaum von dem Geschlecht der Thiere, insonderheit der Affen herzuleiten sei. Diese Konsequenz ist es, welche nicht nur das tiefste Empfinden des stolzen Menschheitsbewußtseins in allen seinen Fibern empört, sondern auch die heiligsten Güter des Menschenherzens, die Grundsäulen der Religion und Sittlichkeit, in Frage zu stellen scheint. Das ist noch das Geringste, daß der Mensch in dem grinsenden, zähnefletschenden Zerrbilde seiner selbst den Blutsverwandten anerkennen soll, und daß es uns in dieser Hinsicht doch nur eine geringe Beruhigung gewährt, wenn man uns versichert: es sei ja nicht die Meinung, daß der Mensch in gerader Linie von einem der jetzt lebenden menschenähnlichen Affen, von dem Orang-Utang, Schimpanse oder Gorilla abstamme; es sei viel wahrschein-

licher, daß beide, Mensch und Affe, von einer gemeinsamen, weniger abschreckenden, edleren Urform ihren Ursprung genommen haben, und daß sich von da aus ein Zweig aufwärts bis zum Menschen hinauf entwickelt habe, der andere dagegen durch Verkümmerung abwärts bis zum häßlichen Affen hinabgestiegen sei: die Blutsverwandtschaft mit dem letzteren wird uns dadurch doch nicht abgenommen! Indeß noch viel entwürdigender erscheint es uns, daß mit der Abstammung des Menschen aus dem Thiergeschlecht, aus welchem Zweige desselben auch immer, der herrliche Satz fallen müßte, welcher den Kern- und Höhepunkt unserer biblischen Schöpfungsgeschichte bildet: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde". Auf diesen Satz hat das Christenthum seine beseligende Lehre gebaut, daß wir Gottes Kinder sind. Auf ihm beruht das A und O christlicher Religion und Sittlichkeit, wonach Gott unser Vater ist und wir als Ebenbilder und Kinder Gottes uns unter einander lieben sollen. Beruht alle Entwicklung auf dem Kampf ums Dasein, so scheint damit an die Stelle der Liebe das Recht der Faust oder der überlegenen Klugheit, immer aber der Selbstsucht zu treten, die sich auf Kosten der schwächeren Mitbewerber ausbreitet. Fällt nicht mit dem Glauben, daß wir Ebenbilder und Kinder Gottes sind, weiter auch unsere köstlichste Hoffnung, der Ausblick auf Unsterblichkeit und Wiedersehen? Endlich aber: wenn die Bibel in einem so grundlegenden Satze wie dem, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, irren konnte, in welchem kann sie nicht irren? Wo bleibt also das Ansehen der Schrift? Wo bleibt überhaupt, wenn auch der Mensch ohne das Zuthun eines Schöpfers geworden ist, der Glaube an die Schöpfung und das Dasein Gottes selbst?

Wer wollte es hiernach den Anhängern christlicher Religion und Sittlichkeit verargen, wenn sie eine Lehre, von der sie so verderbliche Folgen fürchten, aufs Aeußerste bekämpfen? Nur die allerzwingendsten Beweise könnten zur Annahme derselben berechtigen. Das legt uns die Pflicht auf, vor dieser letzten Konsequenz der Entwicklungslehre, wonach der Mensch ein Abkömmling der Thiere sein soll, noch einmal Halt zu machen und die Vorkämpfer dieser Lehre alles Ernstes zu fragen, mit welchem Rechte sie durch so grundstürzende Neuerungen unsere ganze bisherige Weltanschauung zu erschüttern wagen.

Es kann sich dabei nicht etwa nur darum handeln, nachdem wir die Entwicklungslehre im Allgemeinen — nur den Menschen ausgenommen — zugegeben hätten, nun noch den letzten Schritt vom Affen oder einem verwandten Thier zum Menschen zu beanstanden. Dieser Schritt ist im Vergleich mit der Entwicklung von der Monere bis zum höheren Wirbelthier hinauf zu klein, als daß, wer den Anfang zugestanden hätte, sich gegen den letzten Schritt noch mit Erfolg auflehnen könnte. Es handelt sich vielmehr darum, noch einmal in umfassender Gesamtüberschau zu prüfen, ob denn wirklich eine unabweisbare Nöthigung zur Annahme der Entwicklungslehre überhaupt vorliegt. Was wir bisher darüber gehört haben, scheint doch wohl höchstens ausreichend, um sie erklärlich zu machen, also ihre Möglichkeit, vielleicht ihre Wahrscheinlichkeit zu erweisen. Aber reicht es auch aus, um dem folgerichtigen Denken ihre Annahme abzuzwingen, d. h. die unweigerliche Nothwendigkeit der umstrittenen Lehre zu erweisen? Daß Anpassung und Vererbung, daß der Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl mancherlei Veränderungen in der Gestaltung der Arten hervorrufen können, ist durch unbestreitbare Thatsachen festgestellt. Aber reichen diese Thatsachen auch dazu aus, um alle die riesengroßen Unterschiede zwischen den zahlreichen Arten sowohl der Pflanzen als der Thiere hinreichend zu erklären? Die Wissenschaft hat schon öfter durch übertriebene, einseitige Anwendung eines an sich richtigen Grundsatzes geirrt und sich durch eine Gegenströmung auf ihrem Wege ergänzen und berichtigen müssen. Könnte dergleichen nicht auch hier vorliegen? Mechanische Wandlungen, bloße Formenveränderungen mögen durch Anpassung und Vererbung sich erklären lassen! Veränderung einer Art durch Steigerung der Kraft, der Größe oder anderer äußerer Vorzüge mag aus dem Kampf ums Dasein und aus der natürlichen Züchtung hervorgehen! Aber lassen sich auf diesem Wege auch die geistigen und insbesondere die moralischen Vorgänge erklären? Läßt sich daraus auch nur die Pracht der Farben, die Anmuth der Formen, die herzbewegende Schönheit des Gesanges, kurz alles das begreifen, was keinerlei Vortheil für den Kampf ums Dasein zu gewähren scheint, wohl aber die Weisheit, Güte und Herrlichkeit des Schöpfers

in helles Licht stellt, weil er dadurch nicht etwa seinen Geschöpfen neue Waffen im wechselseitigen Vernichtungskriege in die Hand giebt, sondern ihr Herz erfreut und den Sinn für edlere Welten in ihnen weckt? Läßt sich daraus verstehen, daß die Entwicklung einen so großartigen Aufschwung von den einfachsten zu den mannigfaltigsten, von den niedrigsten zu den höchsten, von den unvollkommensten zu den vollkommensten Bildungen genommen hat?

Hier muß vorweg bemerkt werden, daß die Entwicklungslehre die Erklärung für die erste Entstehung des geistigen Lebens schlechterdings schuldig bleibt. Wo sie dieselbe scheinbar erklärt, setzt sie die ersten Keime immer schon voraus. Sie erklärt nirgends die Entstehung weder des Willens noch einer einzigen Empfindung. Sie sucht die Entstehung und allmähliche Vervollkommnung der Sinnesorgane, d. h. ihrer äußeren Formen, Gehäuse und Theile aufzuzeigen und verständlich zu machen. Sie zeigt uns die ersten Grübchen, in denen sich das Auge bildet, die ersten Knorpel, aus denen sich das Ohrgehäuse aufbaut. Sie spricht uns auch von Lichtschwingungen des Aethers und von Schallwellen der Luft, welche die Wahrnehmungen in jenen Organen hervorrufen. Aber sie sagt uns nirgends, wie die mechanische Lichtschwingung und Schallwelle nun wirklich zur Licht- und Schallempfindung wird, mit anderen Worten, wie die Sinneswahrnehmung, dieses nimmermehr nur mechanische, äußere, sondern innerliche, geistige Ding zu Stande kommt. Sie läßt uns vermuthen, daß alle Sinnesvermögen aus einem einzigen allgemeinen, noch unentwickelten, unbewußten, traumartigen Wahrnehmungsvermögen hervorgegangen seien, welches weder schon Sehen noch Hören noch Riechen u. s. w., sondern ein noch unbestimmter allgemeiner Sinn für die Eindrücke der Außenwelt überhaupt war. Aber wie dieses selbst entstanden sei, verschweigt sie aus guten Gründen, oder sie leitet es aus der geistigen Begabung der Atome selbst ab, ohne doch diese Begabung zu erklären. Dieses Unvermögen der Entwicklungslehre, die Anfänge des Geisteslebens zu erklären, muß hier schon hervorgehoben werden, und wir werden daran erinnern, wenn wir zur Schlußrechnung unserer ganzen Betrachtung über diese Lehre schreiten.

Freilich, wenn man die ersten Anfänge als gegeben voraussetzt, so möchten der Erklärung für die Weiterentwicklung bis zum Seelenleben des Menschen hinauf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen. Der kleinste Vorsprung an geistiger Kraft bot im Kampfe ums Dasein einen so wesentlichen Vortheil, daß jeder Fortschritt auf diesem Gebiete durch Anpassung, Vererbung und natürliche Zuchtwahl in den folgenden Generationen zu immer neuer Steigerung in der gleichen Richtung führen mußte. Und so ungeheuer auch der Abstand zwischen thierischem Empfinden und menschlichem Bewußtsein, zwischen den Ansätzen und der noch halb traumartigen Bethätigung der Verstandesanlage in den höchsten Wirbelthieren und dem menschlichen Denken, zwischen den leisen Anklängen an unser sittliches Leben bei den Thieren und des Menschen Gewissen und Sittlichkeit auf den Höhepunkten ihrer Entfaltung bleiben mag: schon die allerschwächsten Anfänge, vollends das erste Wollen und Empfinden schließen die unentwickelten Keime für alle die verschiedenen Seiten des Geisteslebens, wie sie im Menschen zur Erscheinung kommen, bereits mit solcher Nothwendigkeit in sich, daß die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Auswachsens jener Keime zur menschlichen Vernunft, zumal durch eine unendlich lange Kette der Zwischenglieder hindurch, schwerlich wird in Abrede gestellt werden können. Zu gewaltig erscheint bei richtiger Würdigung der Einfluß, den die natürliche Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein gerade auf die Ausgestaltung innerer, seelischer Vorzüge üben muß.

Außerordentliche Bedeutung gewinnt hier im Zusammenhange mit dem allmählichen Erwachen des seelischen Lebens noch ein neuer Hebel, den die Scheidung in zwei Geschlechter der Entwicklung einfügte. Das ist die geschlechtliche Zuchtwahl. Bei dem Kampf ums Dasein und bei der natürlichen Zuchtwahl wurde der Wettbewerb der Männchen und Weibchen um einander fortan ein stark hervortretendes Moment. Diejenigen Exemplare, welche mit den überlegeneren Eigenschaften ausgestattet waren, errangen auch hier den Sieg über die minder günstig ausgestatteten und kamen nicht nur häufiger zur Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften, sondern gewannen dafür auch die vorzüglicheren Exemplare

des anderen Geschlechts. Bei dieser Art der Zuchtwahl mußte sich ein ganz eigenartiger Einfluß geltend machen, sobald das seelische Leben seine Schwingen stärker zu regen begann. Jetzt kam es nicht mehr nur auf größere Kraft und Geschicklichkeit an, um den Mitbewerber um das andere Geschlecht zu verdrängen, sondern in erster Linie auch auf den Eindruck, den Männchen und Weibchen in diesem Wettbewerb auf einander machten. Wohl fielen auch jene Eigenschaften, welche unmittelbare Vortheile im direkten Kampfe gewährten, in die Wageschale, aber die Entscheidung lag ebenso häufig bei den unzähligen Eigenschaften, die erst mittelbar durch den Eindruck auf das Empfindungsvermögen, den Geschmack, das ästhetische und — bei höheren Stufen — in gewissem Sinne selbst das moralische Urtheil des umworbenen Geschlechtes wirkten. Das Männchen mit mächtigerer Mähne, stolzerem Geweih, prächtigerem Federschmuck, gewaltigerer oder ansprechenderer Stimme oder dasjenige, welches durch Tapferkeit, Stärke oder sanftmüthiges Wesen mehr Vertrauen einflößte, gewann den Sieg. Seine Eigenschaften vererbten sich in reicherem Maße. So werden durch die geschlechtliche Zuchtwahl Eigenschaften hervorgerufen und zur stärkeren Ausprägung gebracht, welche im Kampfe ums Dasein keinen unmittelbar praktischen Nutzen in sich zu schließen scheinen. Sie sind vielfach ästhetischer und unter Umständen sogar moralischer Natur und wirken zum Theil erst mittelbar durch die Anziehungskraft, die sie auf das umworbene Weibchen oder Männchen im Zusammenhange mit dem seelischen Leben, man muß in gewissem Sinne sagen: durch das Urtheil des umworbenen Theiles üben.

Oder giebt es dennoch ein Gebiet, das aller jener Erklärungen spottet? Ist es etwa doch das, welches von jeher als die unübersteiglichste Kluft zwischen Mensch und Thier angesehen worden ist, wohin das Thier, an den Staub gebannt, dem Menschen nimmer folgen kann, und durch das der Mensch der Gottheit verwandt wird? Ist es dennoch das geistige, insbesondere das sittliche Leben des Menschen, welches der Ableitung aus thierischen Anfängen unbeugsam widerstrebt? Ist nicht Alles, was oben für das Vorhandensein von ersten Keimen dieser geistigen und sittlichen Welt schon im Thiere gesagt wurde, was in ihm dem menschlichen Denken

verwandt scheint oder an sittliche Eigenschaften des Menschen erinnert, einfach auf einen rein mechanischen Trieb, auf den Instinkt zurückzuführen? Ein solcher mag durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl oder andere vielleicht rein mechanische Ursachen bis zu Erscheinungen gefördert werden, die uns in Erstaunen setzen. Aber kann er jemals, durch eine wie lange Kette von Jahrtausenden auch immer, aus dem rein mechanischen Gebiet zum geistigen und moralischen Leben emporsteigen? Denkt ein Thier wirklich? Unterscheidet es, ob auch in noch so traumhafter Weise, dennoch in Wahrheit Gutes und Böses? In der That giebt es eine ganze Reihe von Gewohnheiten der Thiere, die einem zweckbewußten, vernünftigen, ja sittlichen Handeln überaus ähnlich sehen und doch, wie es scheint, ausschließlich auf körperliche Ursachen zurückgeführt werden können. Wie unterscheidet sich denn instinktmäßiges und zweckbewußtes, vernünftiges Handeln? Das instinktmäßige Handeln ist von Hause aus auch ein zweckmäßiges. Aber das handelnde Wesen folgt dabei nur einem unwiderstehlichen Naturtrieb; es weiß nichts von dem Zwecke oder der Folge seines Thuns. Die Handlungsweise, zu welcher es durch seinen Instinkt angeleitet wird, entspricht ganz bestimmten, ursprünglich gegebenen Verhältnissen und erweist sich ihnen gegenüber als höchst zweckmäßig. Aber weil das Thier nicht mit vernünftiger Ueberlegung, sondern nur unter dem Einfluß eines anscheinend rein mechanischen Triebes handelt, behält es seine Handlungsweise bei, auch wenn die Umstände sich so verändert haben, daß diese Handlungsweise dadurch zweckwidrig wird. Das Hühnerküchlein wird mit dem Instinkt geboren, sich durch Scharren Nahrung zu verschaffen. Es beginnt zu scharren bald nachdem es dem Ei entschlüpft ist. Für den Zustand der Freiheit ist dieser Instinkt höchst zweckmäßig. Aber es scharrt auch, wenn der Mensch ihm sein Futter hinstreut und verscharrt es öfter zu des Menschen Verdruß. Sogar die sonst so verständige Glucke kann es nicht lassen, zu scharren, auch wenn reichliches Futter hingestreut ist. Wenn sie irgend dabei dächte, würde sie sich durch die Erfahrung belehren lassen, daß sie ihren Zweck, ihren Kindern Nahrung zu verschaffen, geradezu vereitelt. Hier erkennen wir einen Trieb, der jetzt wenigstens völlig mechanisch zu sein scheint und vielleicht in den Verhältnissen des Knochen-

gefüges und der Sehnen, Muskeln und Nervengewebe seinen Grund hat. Es mag unausgemacht bleiben, ob diese Verhältnisse der natürlichen Zuchtwahl oder der allmählichen Einwirkung eines ursprünglich zweckbewußteren Handelns seitens weit zurückliegender Vorfahren, das sich zuletzt als mechanische Gewohnheit vererbte, oder endlich der Mitgabe eines zweckbewußten Schöpferwillens zu danken sind. Jetzt scheint jedenfalls vernünftige Ueberlegung bei Anwendung jenes Triebes in vielen Fällen ausgeschlossen.

Aber handeln denn die Thiere immer so mechanisch, ohne den veränderten Umständen Rechnung zu tragen? — Ich bemühe mich, ein junges Hühnchen durch Futter so an mich zu locken, daß ich es greifen kann. Ich sehe, wie es genau jeder meiner Bewegungen folgt und berechnet, wie weit es seinem Begehren nach den hingestreuten Körnern nachgeben darf, ohne sich fangen zu lassen. Ist das Instinkt oder nicht vielmehr Ueberlegung, die dem menschlichen Denken wenigstens verwandt ist?

Unser Stubenhündchen begehrt Einlaß in mein Zimmer; es schlägt leise an, um sich bemerklich zu machen. Ich pflege ihm sonst daraufhin zu öffnen. Diesmal stelle ich mich taub, um zu beobachten, wie es weiter seinen Zweck verfolgen werde. Es bellt lauter; es scharrt an der Thür; es wirft sich winselnd mit der ganzen Wucht seines Körpers dagegen. Als auch das vergeblich ist, geht es durch den Korridor, um nachzusehen, ob es durch eine andere Thür den Zugang finden kann. Dasselbe Thierchen wärmt sich, während wir unseren Morgenkaffee trinken, vor der noch offenen Thür des brennenden Ofens in unserem Frühstückszimmer. Aber wenn die Thür geschlossen wird, bettelt es mit Knurren, Winseln und Geberden um Einlaß in mein Studierzimmer, wo um diese Zeit das Feuer noch zu brennen pflegt. In allen diesen Fällen ändert das Thier sein Verfahren nach den Umständen. Charakterisirt es nicht dadurch sein zweckmäßiges Handeln als etwas, was über den Instinkt hinausgeht und sich unserem Denken annähert? In Wahrheit wird kein Unbefangener, der mit einigem Verständniß Thiere beobachtet, daran zweifeln, daß sie eines gewissen Grades von Ueberlegung fähig sind. Wird aber auch nur der niedrigste Grad zugestanden, so kann kaum mehr die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, daß sich dieser

niedrige Grad durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl im Laufe vieler Jahrtausende bis zum menschlichen Denken entwickeln konnte. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß schon der Instinkt nur *scheinbar* schlechthin mechanisch ist. Er setzt als Grundlage unweigerlich das Empfindungs- und Begehrungsvermögen voraus, und beides schließt in sich einen wenn auch noch so dunkeln Ansatz zum Vorstellungs- und Schlußvermögen, also zu den ersten Elementen des Denkens.

Schwerlich liegt es auf dem Gebiete des *sittlichen* Lebens anders. Manches, was daran anzuklingen scheint, mag auf Instinkt und körperliche Anlagen zurückzuführen sein. Die Pflichttreue, mit welcher die Vögel brüten, kann mit körperlichen Reizen zusammenhängen, die durch die Brutarbeit Stillung und Befriedigung finden. Bei Eifersucht und Zorn können ebenfalls sinnliche Erregungen stark im Spiele sein. Auch *das* ist zuzugeben, daß von einer irgendwie klar bewußten Unterscheidung zwischen Gut und Böse oder von „Gewissen" im höheren, wirklich sittlichen Sinne beim Thiere nicht die Rede ist. Was etwa bei Hausthieren bisweilen wie *böses Gewissen* aussieht, dürfte lediglich *Furcht* in Erinnerung an früher empfangene Strafe sein. Aber ist die *Aufopferung*, deren die Thiermutter für ihre Jungen, der Hahn für sein Hühnervölkchen, das Leitthier für seine Herde, der Hund für seinen Herrn fähig ist, in *keiner* Weise mit der sittlichen Hingabe des Menschen verwandt? Es ist wahr: klare sittliche Grundsätze leiten auch hierbei das Thier nicht; es folgt traumartigen Gefühlen. Aber *wie viele Menschen* handeln denn mit vollem Bewußtsein nach klaren sittlichen Grundsätzen? Wie viele der edelsten *menschlichen* Handlungen gehen nicht sowohl aus *bewußtem* sittlichem Urtheil hervor, als aus dunkeln Gefühlen in den Tiefen des Herzens oder aus einem Drange der Begeisterung, über dessen Gründe sich der Thäter selbst nicht deutlich Rechenschaft zu geben vermag! Und dennoch werden wir nicht anstehen, in solchen Handlungen beredte Zeugnisse sittlicher Tüchtigkeit zu erblicken. Bildet doch die *Aufopferungsfähigkeit* ein wesentliches Stück der Sittlichkeit! Beginnt diese doch erst da, wo der Mensch über den selbstischen Kampf ums Dasein hinaus wächst, indem er sich bereit zeigt, nicht für den eigenen Vortheil,

sondern für Andere Opfer zu bringen. In der Aufopferungsfähigkeit der Thiere liegen also die ersten zarten Keime *socialer Tugenden*, und im Laufe der Jahrtausende und Jahrmillionen können sich diese Keime durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl zu der so unendlich viel höheren sittlichen Anlage, wie sie den Menschen adelt, ausgestaltet haben. Wollen wir über die Möglichkeit so schlechthin absprechen?

Aber freilich, sollte uns die bloße *Möglichkeit*, und wäre es selbst ein gewisser Grad von *Wahrscheinlichkeit*, welche sich für die Abstammung des Menschen aus dem Thierreich geltend machen ließe, zur Annahme dieser Behauptung berechtigen? Steht dabei nicht zu viel für unseren inneren Menschen auf dem Spiel? Dürfen wir uns durch eine bloße Hypothese die Grundlage unseres sittlichen und religiösen Lebens, den *göttlichen* Ursprung des Menschengeschlechts unter den Füßen wegziehen lassen? Mit anderen Worten: Wir bedürfen zur Annahme jener Behauptung einer *unvermeidlichen Nothwendigkeit*. Das führt uns zu der Frage, ob die Entstehung sämtlicher Lebewesen aus einer Urform des Lebens und insbesondere die Abstammung des Menschen aus dem Thierreich *erwiesene Thatsache* oder *nur unerwiesene Hypothese* sei?

12. Ist die Entstehung sämtlicher Lebewesen aus einer gemeinsamen Urform des Lebens und insbesondere die Abstammung des Menschen aus dem Thierreich erwiesene Thatsache oder nur unerwiesene Hypothese?

Wenn Wissenschaft überhaupt die schwierige Frage nach der Entstehung der verschiedenen Arten von Lebewesen und insbesondere nach dem Ursprung des Menschen zu beantworten vermag, so bieten sich vornehmlich *drei* Zweige derselben dar, von denen eine Auskunft darüber erhofft werden darf. Es ist *zuerst* die *vergleichende Biologie*, d. h. die vergleichende Kunde von den *jetzt* vorhandenen Lebewesen, sowohl der Pflanzen (*vergleichende Botanik*) als der Thiere (*vergleichende Zoologie*), insbesondere, soweit es den Ursprung des Menschen angeht, die vergleichende Kunde von dem

Bau der jetzt lebenden Wirbelthiere mit Einschluß des Menschen (vergleichende Anatomie). Es ist zweitens die Paläontologie, d. h. die Kunde von den Wesen früherer Zeiten, und drittens die Biogenie, d. h. die Lehre über die Entwicklung der einzelnen Lebewesen von ihren ersten keimartigen Anfängen bis zu ihrer vollen Ausbildung. Die Stärke der Entwicklungslehre und ihrer Behauptung, daß auch der Mensch dem Thierreich entstamme, beruht darauf, daß jede dieser drei Wissenschaften für sich allein schon schwerwiegende Zeugnisse dafür ablegt, und daß vollends die augenfällige Uebereinstimmung aller drei einen dauernden Widerspruch dagegen unmöglich zu machen scheint.

Die bloße Aneinanderreihung der verschiedenen Arten von Lebewesen nach ihrer Verwandtschaft von den niedrigsten bis zu den höchstentwickelten Stufen des Pflanzen- und Thierreichs an der Hand der vergleichenden Biologie legt die Annahme der Entstehung aus einer gemeinsamen Urform des Lebens fast zwingend nahe. Wer ferner unter Leitung der vergleichenden Zoologie und Anatomie eine Reihe von Skeletten aus allen Gattungen und Arten der Wirbelthiere, wiederum nach dem Grade der Verwandtschaft geordnet, durch die ganze Stufenleiter derselben hindurch von den niedrigsten Fischen und Amphibien bis zu den Vierfüßlern, Halbaffen und Affen hinauf eingehend betrachtet und zuletzt ein menschliches Skelett daran anreiht, der wird sich kaum des Eindrucks erwehren können: durch sie alle, den Menschen eingeschlossen, geht ein starker gemeinsamer Zug hindurch; und die Kluft zwischen dem Knochenbau des Menschen und dem des höchstentwickelten Affen ist keineswegs größer, sie ist im Gegentheil weit kleiner, als die zwischen dem Knochenbau des Affen und dem der niedrigsten Wirbelthiere, der Amphibien und Fische oder gar des Lanzettfischchens. So viel edlere Formen auch schon das Knochengerüst des Menschen im Vergleich mit dem des Affen zeigt: in keinem Theile ist der Unterschied so groß, daß nicht trotz desselben eine Verwandtschaft auch hier erkennbar wäre, daß nicht jedes einzelne kleinste Bruchstück des Affenskeletts sich im menschlichen Skelett wieder auffinden ließe, und umgekehrt. Dieser Eindruck wird sich verschärfen, wenn man zur Vergleichung ein Skelett aus einer der am tiefsten stehenden Menschen-

rassen auswählt. Die Aehnlichkeit zeigt sich selbstverständlich nicht nur im Knochengerüst, sondern auch im ganzen inneren und äußeren Aufbau- und Ausbau, im Blutumlauf, im Muskel- und Nervengewebe, selbst das Gehirn und — bei aller Grimassenhaftigkeit des Affen — die Geberden und den Gesichtsausdruck, ja die dem Menschen eigenthümlichen Krankheitserscheinungen nicht ausgeschlossen. Gewiß tritt das Großhirn bei dem Menschen weit mächtiger hervor; gewiß ist bei dem Affen Vieles nur als Stumpf und Ansatz da, was bei dem Menschen zu hoher Vollkommenheit ausgestaltet ist. Aber was wollen alle Unterschiede zwischen den tiefststehenden Menschen und den höchststehenden Affen besagen im Vergleich mit den Unterschieden zwischen dem letzteren und dem niedrigsten Wirbelthier oder vollends zwischen dem Affen und dem armseligen Wurm? Diese Aehnlichkeit springt mit so überwältigender Macht in die Augen, daß sie dem menschlichen Denken wieder und wieder die Frage aufdrängen wird, ob sie wirklich ohne ursächlichen Zusammenhang, allein durch den Rathschluß eines allmächtigen Schöpferwillens entstanden sei, dem es gefallen hat, zwei so ähnliche Gattungen von Wesen nach einander zu schaffen, ohne die eine für die Entstehung der anderen zu verwerthen, oder ob nicht viel natürlicher diese Aehnlichkeit durch die Entstehung der einen Gattung aus der anderen ihre einfache und unabweisbare Erklärung erhalte.

Diesem Zeugniß der vergleichenden Biologie und Anatomie tritt bestätigend eine unanfechtbare Urkunde zur Seite: eine Denkschrift, in den Tiefen der Erde niedergelegt. Das sind die Zeugnisse, welche die Erdrinde über die Lebewesen vergangener Jahrtausende und Jahrmillionen enthält. Die Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, diese Denkschrift zu entziffern, ist die Paläontologie. Freilich sind es nur Bruchstücke, aus denen sie versuchen muß, die durch spätere Umwälzungen vielfach zerstörte oder doch unleserlich gewordene Urkunde wieder zusammenzusetzen, und ihre Aussagen darüber sind das Werk fehlbarer Menschen. Wenn einst die volle Wahrheit an den Tag kommen wird, so werden gar manche ihrer jetzigen Behauptungen wie luftiger Nebel zerrinnen; und schon nach Jahrzehnten wird das kommende Geschlecht vielleicht dies und das belächeln, was jetzt von scharfsinnigen Forschern für unumstößliche Wahrheit ge-

halten wird. Indessen das wird doch mehr Einzelheiten treffen. Denn der klugen Dolmetscherin jener wundersamen Gottesschrift stehen so viele Thatsachen zur Verfügung, aus denen sie ihre Aussagen aufbaut, und die große Summe dieser Aussagen erhält durch jene Thatsachen wieder und wieder von allen Seiten her eine so überzeugende Bestätigung, daß an ihrer Richtigkeit im Allgemeinen nicht mehr gezweifelt werden kann. Die Zeichen jener Schrift sind uns bekanntlich in den Spuren längst vergangener Pflanzen- und Thierwelten gegeben, welche in den verschiedenen Schichten der Erdrinde entdeckt worden sind. Theils sind es wirklich noch vorhandene Ueberreste von früheren Pflanzen und Thieren, wie Pflanzenfasern, Kohlenschichten, versteinerte Baumstämme oder Thierskelette, auch wohl ganz oder bruchstückweise erhaltene Thierleiber, theils Abdrücke von Pflanzen und Thieren in den Erd- und Gesteinschichten, die sich durch Verhärtung und Versteinerung der vom Meer abgelagerten Schlammmassen gebildet haben.

Durch die Forschungen in diesen Erd- und Gesteinschichten mit ihren Todtengebeinen und Grabdenkmälern, welche sich die Lebewesen längst entschwundener Zeiten durch die Abdrücke ihrer Leibesformen errichtet haben, sind für die Entwicklungslehre zwei Thatsachen mit kaum anzuzweifelnder Gewißheit festgestellt. Zuerst hat sich die Annahme, daß sich die Entwicklung der Lebewesen auf der Erde erst im Laufe von unausdenkbar langen Zeiträumen vollzogen habe, aus der Stellung einer bloßen Hypothese zu der eines wissenschaftlich erwiesenen, allgemein anerkannten Lehrsatzes erhoben. Wie die Schwesterwissenschaft der Paläontologie, die Geologie, d. h. die Kunde von der Bildung der Erdrinde, es zur Genüge dargethan hat, legen die Formationen der Erdrinde in allen Gegenden der Erde von den Cordilleren bis zu den Kohlenbecken Englands und Deutschlands, von den Gebirgen und Seen Skandinaviens bis zum kalkreichen Jura und zu den himmelhoch aufgethürmten Steinschichtungen der Hochalp einstimmiges Zeugniß dafür ab, daß sich die Schichten der Erdrinde von den tiefsten bis hinauf zu der Alles deckenden Ackererde erst in Zeiträumen, für deren Ausdehnung uns jedes Vorstellungsmaß fehlt, übereinander aufgebaut haben können. Wie

vieler Jahrtausende bedurfte es, damit, was bisher als fester Boden hoch über den Meeresspiegel emporragte und einer Welt von Pflanzen und Thieren zum Wohnplatz gedient hatte, bis unter den Meeresspiegel sank! Wie vieler Jahrtausende bedurfte weiter jede Schlammschicht, die sich darüber legte, um sich auszuwachsen und dann zu Stein zu verhärten! Wie viele neue Jahrtausende mochten vergehen, ehe, was einst Festland war und dann Meeresgrund ward, sich wieder über den Meeresspiegel erhob, um von Neuem Festland zu werden und von Neuem — wieder auf Jahrtausende hinaus — ein neues Geschlecht von Pflanzen und Thieren zu tragen! Welcher Zeitraum wäre lang genug, damit dieser Vorgang sich so oft wiederholen konnte, wie er sich in der Zahl der Erd- und Gesteinschichten abzeichnet! Die Pflanzen- und Thiergeschlechter, welche einst in diesen Schichten ihr Grab fanden, haben also vor vielen Jahrtausenden, ja Jahrmillionen gelebt. Für die Entwicklung ihrer Nachkommen und für die Entstehung neuer Arten und Gattungen unter denselben ist mithin in der That ein unbegrenztes Zeitmaß gegeben.

Als zweites sicheres Ergebniß der Forschungen über die Spuren ausgestorbener Lebewelten in den Tiefen der Erde darf es angesehen werden, daß in den frühesten Zeitaltern die einfachsten, in den späteren, allmählich aufsteigend, die höheren, und zuletzt diejenigen Formen des Lebens auftreten, welche denen der Gegenwart am nächsten kommen. Vermöge einer gleichmäßigen, überall wiederkehrenden Ordnung in der Aufeinanderfolge läßt sich schon an den Erd- und Gesteinsarten erkennen, welche Schicht einem früheren, und welche einem späteren Zeitalter zuzuweisen ist. Die aufgefundenen Arten von Lebewesen vertheilen sich über diese Schichten in der Weise, daß die Vertreter der niedrigsten Entwicklungsstufen in den tiefstliegenden, also ältesten, die der höheren unter allmählichem Aufwärtssteigen in den darüber liegenden, also jüngeren Schichten gefunden werden. In den ältesten Schichten fehlen die höheren Formen; diese treten erst weiter aufwärts zuerst vereinzelt, später zahlreicher auf, während die niedrigeren Formen der älteren Schichten in den jüngeren mehr und mehr ausfallen. Die ausgestorbenen Arten zeigen eine Stufenleiter der Entwicklung von den niederen zu

den höheren Formen, ganz entsprechend der Stufenleiter, welche uns die vergleichende Biologie und Anatomie an den jetzt lebenden Arten aufweist, ja es finden sich unter den ausgestorbenen Arten einige Uebergangsformen zwischen niederen und höheren Stufen, die in der Gegenwart nicht mehr vorkommen. So dürfen die Saurier als Zwischenstufen theils zwischen den Fischen und Amphibien theils zwischen diesen und den Vögeln gelten. Ueberreste von Menschen treten nur in der jüngsten hier in Betracht kommenden Periode auf, und auch da nur so vereinzelt, daß sich die Zahl der Funde fast auf den vielbesprochenen Schädel der Neanderhöhle bei Düsseldorf beschränkt.

Folgt nicht aus diesem späten Auftreten des Menschen und aus jener Uebereinstimmung in der Stufenleiter der Lebewesen mit kaum anzuzweifelnder Gewißheit, daß die jetzt neben einander fortlebenden Stufen und Arten nicht nur nach einander, sondern auch aus einander entstanden sind und daß auch der Mensch von dieser Entwicklung nicht ausgenommen werden darf? Kann uns dazu, ihn aus der Reihe der anderen Lebewesen herauszulösen, etwa der Umstand berechtigen, daß uns auch die Paläontologie bis jetzt keine Zwischenstufen zwischen Affen und Menschen, neben dem menschenähnlichen Affen keinen Affenmenschen aufgewiesen hat? Die Vorkämpfer der Entwicklungslehre vermuthen, daß solche in Ländern gelebt haben, die jetzt vom Meere bedeckt sind. Man mag diese Vermuthung wegen Mangels an beweisenden Thatsachen in Zweifel ziehen. Aber es ist schon früher dargelegt worden, daß der Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Vernichtung der Zwischenstufen führt. Auch ist die Aehnlichkeit zwischen dem menschenähnlichsten Affen und dem Menschen groß genug, um sie als genügend beweisende Zwischenstufe zwischen dem Menschen und dem niedriger stehenden Affen oder gar den anderen Wirbelthieren gelten zu lassen.

Das übereinstimmende Zeugniß der vergleichenden Biologie einerseits und der Paläontologie andererseits erhält noch eine wesentliche Unterstützung durch die Biogenie oder (in ihrer Anwendung auf Thiere und Menschen) Embryologie. Die Bio-

genie erforscht die Entwicklung des einzelnen Lebewesens von seinen ersten Keimen bis zur Vollendung seiner Ausgestaltung. Auf Grund dieser Wissenschaft hat Haeckel den Satz aufgestellt, daß jedes einzelne Lebewesen in gedrängter Zeit die Hauptstufen derjenigen Entwicklung durchmacht, welche die Gattung und Art desselben durchzumachen hatte, um sich von den einfachsten Anfängen oder Urgattungen und Urarten zu ihrer gegenwärtigen Form auszugestalten. Der Mensch entwickelt sich wie jedes andere Lebewesen, insbesondere jedes höhere Wirbelthier, aus der schleimartigen Monere und Zelle zum mehrzelligen und wurmartigen Wesen, weiter zum fischähnlichen Wesen mit Wirbelsäule zuerst ohne, dann mit Schädel, endlich zur Form des höheren Wirbelthieres, zuletzt eines solchen, das dem Affen sehr nahe kommt, bis er als Mensch aus seiner geheimnißvollen Verborgenheit an das Licht des Tages hervortritt. Man hat im Einzelnen diesen oder jenen Punkt in den Aufstellungen Haeckels angefochten. Wir können indeß den Streit über diese Punkte hier auf sich beruhen lassen. Denn die Entscheidung darüber ändert jedenfalls nichts an der Thatsache, daß die Formen, die der werdende Mensch nach einander annimmt, ehe er das Licht der Sonne schaut, den Formen der werdenden höheren Wirbelthiere auf den entsprechenden Stufen auffallend ähnlich sehen und, je weiter man in der Entwicklung bis zu den ersten Keimen zurückgeht, sich um so weniger von den Formen selbst der niederen Thiere unterscheiden lassen.

So weisen die drei Wissenschaften, die vergleichende Biologie, die Paläontologie und die Biogenie übereinstimmend auf den einen Punkt hin, daß wir nicht nur alle anderen Arten von Lebewesen, sondern auch den Menschen mit ihnen von einer gemeinsamen Stammform herzuleiten haben.

Sie finden eine Bundesgenossin in einer vierten Wissenschaft, in der Philosophie, der Wissenschaft vom menschlichen Denken. Das menschliche Denken sucht mit einer Nothwendigkeit, die in seinem eigenen Wesen liegt, einen einheitlichen ursächlichen Zusammenhang in allem Werden und Sein. Jedes Denken ist die Zusammenfassung irgend einer Vielheit von Erscheinungen unter einen gemeinsamen Begriff und ein gemeinsames Gesetz, und führt endlich zu einer einzigen großen, alles Werden und Sein

in sich begreifenden Gesamteinheit. Die menschliche Vernunft wird nie aufhören, für die gesamte Welt nach einem gemeinsamen Ursprung — nach einem gemeinsamen Urstoff, einer gemeinsamen Urkraft und einem gemeinsamen Grundgesetz auszuschauen. Deshalb stimmt sie dem Streben der Naturwissenschaft, die Entwicklung aller Dinge aus einem einfachsten gemeinsamen Urgrund herzuleiten, von vorn herein zu.

Lange, ehe Darwin seine praktischen Versuche der künstlichen Zuchtwahl machte, hat der Denker Kant die Behauptungen, die Darwin und Haeckel später naturwissenschaftlich zu erweisen suchten, aus philosophischer Denknothwendigkeit vorausgenommen. Ohne die wichtigen naturwissenschaftlichen Unterlagen, über welche jene verfügten, wagte er es bereits, die einheitliche Entstehung der Welt aus einer unermeßlichen Atomenmasse und die Abstammung aller Lebewesen aus einer gemeinsamen Urart als höchst wahrscheinlich hinzustellen.

Versuchen wir auf Grund des Gesagten eine Antwort auf die Frage, ob die Entwicklungslehre, insbesondere die Abstammung des Menschen aus dem Thierreich, nur eine unerwiesene Hypothese oder das gesicherte Ergebniß aus erwiesenen Thatsachen sei, so werden wir zwar anerkennen müssen: ein unbedingt zwingender Beweis ist nicht erbracht. Einen solchen zu erbringen, ist auch überaus schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich. Dazu würde es nicht einmal ausreichen, wenn etwa wirklich irgendwo im Schoß der Erdrinde einige oder selbst beliebig viele Exemplare menschenähnlicher Affen und affenähnlicher Menschen gefunden werden sollten. Denn wie viele der Uebergangsarten auch vorhanden wären, wer will beweisen, daß eine dieser Arten von der anderen, und von der höchststehenden zuletzt der Mensch abstammen müsse, und daß nicht vielmehr der allmächtige Schöpferwille nach seinem Wohlgefallen alle diese Arten ohne ursächlichen Zusammenhang untereinander unmittelbar aus dem Staube erschaffen habe? Ein einwandfreier Beweis wäre erst geliefert, wenn von bestimmten aufzeigbaren einzelnen Menschen, Menschengruppen, Menschenfamilien, -stämmen oder -rassen an der Hand wissenschaftlich festgestellter Thatsachen erwiesen werden könnte, daß ihr Stammbaum von bestimmten aufzeigbaren Affen-

ahnen durch eine lückenlose Kette aufzeigbarer Zwischenglieder herzuleiten sei.

Aber die drei Wissenschaften der vergleichenden Biologie, der Paläontologie und Biogenie weisen durch ihre übereinstimmenden Zeugnisse im Verein mit der Philosophie mit so überwältigender Wahrscheinlichkeit auf diese Hypothese hin, daß wir uns dem Endergebniß nicht entziehen können: zwar ist es nur eine Hypothese, aber nicht eine völlig unerwiesene, sondern eine solche, welche auf einer unweigerlichen Forderung unseres Denkens beruht.

Was bleibt hiernach für die Vertheidiger des Glaubens an das Dasein Gottes übrig? Sollen sie die Augen gegen jene Denknothwendigkeit verschließen? Sollen sie das Licht der menschlichen Vernunft für so sehr von der Sünde verdunkelt erklären, daß auch die scheinbar berechtigtsten Forderungen der Wissenschaft für eitle Selbsttäuschung zu nehmen seien? Mit solcher willkürlichen Achterklärung der Wissenschaft werden sie den Gang derselben nicht aufhalten und ihren täglich wachsenden Einfluß auf die ganze Anschauungswelt, auch auf das Gemüthsleben und das religiöse Vorstellen und Empfinden immer weiterer Kreise nicht abdämmen. Sie werden damit die Wissenschaft nur in einen verderblichen Widerstreit gegen die Religion drängen. Sie werden bei Vielen, die die Wahrheit suchen, auch wenn sie von Hause aus Freunde der Religion sind, wenig Glauben finden, wohl aber gar Manchen von ihnen in das religionsfeindliche Lager treiben, weil er gegenüber jenem vermeintlichen Zwiespalt zwischen Religion und Wissenschaft fürchten wird, die Religion nur auf Kosten seines Denkens und seiner Wahrhaftigkeit festhalten zu können. Wie also? Da wir nun einmal gezwungen sind, die hohe Wahrscheinlichkeit der Entwicklungslehre anzuerkennen: sollen wir die heilige Sache der Religion verloren geben? Wäre wirklich kein anderer Ausweg zu finden? Steht es denn in der That von vorn herein unumstößlich fest, daß die Entwicklungslehre, wenn sie recht verstanden wird, dem Dasein Gottes widerspricht? Wie, wenn es nur voreilige Schlußfolgerungen wären, welche ihr den Schein dieser Religionsfeindschaft aufgedrängt haben? Sollte es nicht der Mühe werth sein, ehe wir in dem Kampf für den Glauben die Waffen strecken, zuvor noch die Frage aufzuwerfen,

ob die Entwicklungslehre so ganz unzweifelhaft ein Zeugniß wider das Dasein Gottes ist? Sehen wir uns dieselbe darauf noch einmal näher an!

13. Ist die natürliche Schöpfungsgeschichte ein Zeuge wider das Dasein Gottes? — Natürliche und biblische Schöpfungsgeschichte.

Schon der bloße Versuch, die natürliche Schöpfungsgeschichte gegen den Verdacht zu vertheidigen, daß sie dem Glauben an das Dasein Gottes widerstreite, wird vielen Freunden der Religion wie ein Angriff auf diese selbst erscheinen. So verbreitet und eingewurzelt ist die Meinung, daß jene Lehre, besonders die damit verbundene Behauptung, daß der Mensch aus dem Thierreich stamme, die Grundpfeiler der Religion umstürze. Und doch muß in dem eigensten Interesse der letzteren der Versuch gemacht werden. Es ist stets bedenklich, wenn die Vorkämpfer des Glaubens irgend eine Behauptung der Wissenschaft, insbesondere der meist mit erwiesenen Thatsachen rechnenden Naturwissenschaft für unvereinbar mit der Religion erklären. Wenigstens sollten sie solches Urtheil so lange zurückhalten, als sich jede Wissenschaft auf das ihr eigenthümliche Gebiet beschränkt. Die Naturwissenschaft hat es mit der Sinnenwelt oder mit der Welt der Erscheinungen und ihren Veränderungen zu thun. Nimmer kann sie sich das Recht verkümmern lassen, auf diesem Gebiete so weit zu forschen, als menschlicher Verstand mit Hülfe menschlicher Sinneswahrnehmung und all der Werkzeuge reicht, die er sich selbst zu schaffen weiß. Erst wenn sie darüber hinaus in das übersinnliche Gebiet emporgreift und über dieses ihr fremde Gebiet aus ihren Erfahrungen voreilige Schlüsse zieht, hat die Religion das Recht, ihr ein Halt zuzurufen. Will aber die Religion der Naturwissenschaft das Recht der Alleinherrschaft auf dem dieser zu eigen gehörigen Gebiete der Sinnenwelt bestreiten, indem sie irgend eine Behauptung derselben auf diesem Gebiete als religionsfeindlich brandmarkt, so wird die Naturwissenschaft die Waffe leicht umkehren und gegen die Religion wenden. Auch die Lehre des Copernikus, daß die Erde sich um die Sonne drehe und daß die

Drehung des ganzen Firmaments um die Erde auf Täuschung durch den Augenschein beruhe, wurde einst von den Hütern der Frömmigkeit, auch von den Reformatoren, als eine widergöttliche Behauptung verworfen: denn sie widerstreite der Bibel. Und in der That sind die Verfasser der heiligen Schrift völlig von der Vorstellung der Alten beherrscht, daß die Erde den Mittelpunkt des Weltalls bilde. Aber die Lehre des Copernikus ist heute durch unanfechtbare Beweise jedem Zweifel entrückt. Könnten nicht nunmehr die Vertreter der Wissenschaft die Vertheidiger der Religion mit der Rede in die Enge treiben: „Ihr habt Recht, die Lehre des Copernikus steht mit Bibel und Religion in unversöhnlichem Widerspruch. Einer von beiden muß weichen. Copernikus' Weltanschauung kann nicht mehr bestritten werden, also muß Bibel und Religion fallen" —? Könnte nicht der Zeitpunkt kommen, in welchem auch Darwins und Haeckels Lehren ihrem naturwissenschaftlichen Gehalt nach so klar erwiesen werden, daß auch die befangenste Voreingenommenheit sich nicht mehr gegen ihre Richtigkeit verschließen kann? Wenn nun jetzt fort und fort behauptet wird, daß jene Lehren die Religion umstürzen, dürften sich die Vertreter der letzteren wundern, wenn die Vertreter der Entwicklungslehre ihnen immer siegesgewisser zurufen: „Ihr habt Recht. Unsere Lehre und die Religion können nicht miteinander bestehen. Einer muß weichen. Die Entwicklungslehre könnt ihr nicht mehr aus den Angeln heben. Wohlan! so habt ihr selbst der Religion das Urtheil gesprochen" —?

Nun, zum Heile der Menschheit hängt der Fortbestand der Religion nicht ausschließlich von der Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit ihrer Vertheidiger ab! Die Lehre des Copernikus besteht, aber mit ihr auch die Religion! Ist es also wohlgethan, daß, so oft neue Lehren der Wissenschaft auftauchen, die scheinbar oder wirklich dem Buchstaben der heiligen Schrift widersprechen, übereifrige Freunde der Religion, wie die Jünger im Schifflein vor dem hereinbrechenden Meeresungestüm, den Schreckensruf ausstoßen: „Herr, hilf uns, wir verderben!" und dadurch das Schiffsvolk, d. i. die Menge der Gläubigen, in Verwirrung setzen und vielleicht Manchen verleiten, voreilig das Schiff zu verlassen, oder mit anderen Worten: an seinem Glauben irre zu werden? Sollten sie nicht lieber die

Mahnung des Herrn beherzigen: „Ihr Kleingläubigen! Warum seid ihr so furchtsam?“ Sollten sie nicht lieber mit dem festen Blick unerschütterlichen Glaubens zu den ewigen Himmelshöhen der echten Religion emporschauen und in der Gewißheit, daß echte Religion und echte Wissenschaft sich niemals widersprechen können, durch Klärung des Urtheils über die berechtigten Forderungen beider das Schifflein der Kirche durch die drohende Wogenbrandung des Zweifels hindurchsteuern helfen? Sollten wir nicht in dem vorliegenden Falle, anstatt die natürliche Schöpfungsgeschichte vorschnell der Religionsfeindschaft anzuklagen, lieber noch einmal ernstlich prüfen, ob sie denn wirklich so völlig unvereinbar mit den Grundwahrheiten der Religion sei, wie ihr nachgesagt wird?

Schon ein Umstand könnte das Gegentheil hoffen lassen: der Denker Kant hat sie zuerst ahnend angedeutet und war trotzdem durch seinen Beweis des Daseins Gottes aus den Forderungen der praktischen Vernunft einer der geisteskräftigsten Vorkämpfer des Glaubens an einen weisen und allmächtigen Schöpferwillen.

Wohlan! Weshalb soll denn die natürliche Schöpfungsgeschichte dem Dasein Gottes widerstreiten? — Zunächst einfach deshalb, weil sie sich mit der Schöpfungsgeschichte der Bibel nicht in Einklang setzen läßt! Und allerdings, wenn wir den biblischen Schöpfungsbericht als eine unverbrüchliche Lehrsatzung, an der jeder Buchstabe von Gott eingegeben ist, festhalten wollen, so können er und die natürliche Schöpfungsgeschichte nicht mit einander bestehen. Alle Ausgleichungsversuche kennzeichnen sich als, ob auch oft sehr fein gesponnene, doch unhaltbare Gewebe, die vielfach von vornherein das Vorurtheil durchscheinen lassen, daß jedes Wort der Bibel ein Werk des heiligen Geistes sei und deshalb durch kein noch so unbestreitbares Ergebniß der Wissenschaft in Frage gestellt werden dürfe. Schon der vierte Schöpfungstag macht hartnäckig alle jene Versuche zu Schanden. Daß Sonne, Mond und Sterne erst am vierten Tage, also nach der Erde, geschaffen werden, beruht unzweifelhaft auf der überwundenen Vorstellung der Alten, daß die Erde im Mittelpunkt des Universums liege und daß das Firmament sich um sie drehe. Das Universum ist nach dieser Weltanschauung nur der Erde und im letzten Endzweck nur der Menschen wegen da.

Ihretwegen sind all die Lichter am Himmel, das große zur Erleuchtung des Tages, die anderen zur Erleuchtung der Nacht und zu Zeichen für Tage, Monde und Jahre gesetzt. Man kann von den Frommen jener Zeiten, in denen die Schriften des Alten Bundes geschrieben wurden, nach dem damaligen Stande menschlicher Erkenntniß nichts Anderes erwarten. Sollte dadurch unsere Ehrfurcht vor ihrem tieffrommen Sinn und ihrem klaren Blick beeinträchtigt werden, mit dem sie inmitten heidnischen Aberglaubens alles Sein und Werden auf den allmächtigen Willen eines unsichtbaren, allweisen Schöpfers zurückführten? Oder müßten wir deshalb unfromm sein, weil wir erkannt haben, daß die Erde sich um die Sonne dreht und im Weltall, wie ein winziger Tropfen im Ozean, verschwindet? Sollte es uns gottloser und nicht vielmehr nur demüthiger machen, wenn wir in Folge dessen dem Menschen, wiewohl er auch so noch die Krone der Erdenwesen bleibt, doch nicht mehr die Stelle des vornehmsten Geschöpfs im unermeßlichen Universum zuzuerkennen vermögen?

Auch die Vollendung der Schöpfung in sechs Tagen läßt sich nach den Thatsachen, welche die Geologie uns mittheilt, nicht mehr aufrecht erhalten. Denn danach sind von dem Auftreten der ersten Pflanzen und Thiere bis zum Erscheinen des Menschen nicht Tage, sondern Jahrtausende und Jahrmillionen vergangen. Es hilft nichts, auf Bibelstellen wie die zu verweisen: „Vor dir sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache", oder: „Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag" (Ps. 90, 4; 2. Petr. 3, 8) und auf Grund solcher Stellen die Schöpfungstage für beliebig lange Schöpfungsperioden zu erklären. Zu unmißverständlich beschließt der Verfasser den Bericht von jedem der sechs Tagewerke mit der Bemerkung: „Und es ward Abend und es ward Morgen, der erste, zweite, dritte Tag u. s. f." Wer aus Abend und Morgen den ersten, zweiten Tag u. s. f. werden läßt, der meint nicht unendliche Perioden, sondern Tage mit Aufgang und Niedergang.

Aber verliert denn die biblische Schöpfungsgeschichte sofort ihren unvergleichlichen Werth, wenn wir einräumen müssen, daß ihr ewiger Gehalt in dem Gewande menschlich fehlbarer, jetzt überwundener Vorstellungen eines ausgelebten Zeitalters einhergeht? Sind wir

Kinder des Neuen Testaments wirklich an jeden Buchstaben des Alten oder überhaupt an irgend einen Buchstaben gebunden? Sollten wir nicht endlich über jene mechanische Eingebungstheorie hinausgewachsen sein, wonach der heilige Geist den Verfassern der biblischen Schriften jedes Wort diktirt hat? Führt nicht diese Theorie nur zu jenen unhaltbaren Vertheidigungsversuchen des Schriftbuchstabens, welche mehr schaden als nützen, weil sie den Eindruck machen, als dürfe in Sachen der Religion die schlichte Wahrhaftigkeit durch allerlei erkünstelte Schlüsse ersetzt werden? Und macht denn der Verfasser der biblischen Schöpfungsgeschichte selbst den Anspruch, daß er wörtliche Mittheilungen vom Geiste Gottes empfangen habe? Will er etwas Anderes geben, als seine eigenen frommen Gedanken, wie er sie durch Versenkung seines Geistes in die Herrlichkeit der Natur gewonnen hat?

Bei solcher andachtsvollen Betrachtung, in der sich das Herz zu Gott erhebt, ist nicht ausgeschlossen, sondern eingeschlossen, daß sich der Menschengeist vom Wehen des Geistes Gottes berührt, erwärmt, erleuchtet, an das Herz der Gottheit gezogen fühlt. Nur daß dabei der Menschengeist nicht zu einem todten Werkzeug des heiligen Geistes wird, sondern selbständig bleibt und auf sein eigenes Nachdenken angewiesen ist. Nichtsdestoweniger ist unter dem Einfluß dieses Geisteswehens denkbar — zwar nicht eine gegen jeden Irrthum geschützte, magische Mittheilung aus höheren Welten —, wohl aber ein klareres Schauen in die Gedanken göttlicher Allmacht und Weisheit und ein innigeres, tieferes Verständniß für die ewigen Ordnungen des Reiches Gottes. Ist solche Auffassung der Schrift nicht zuträglicher für die Erhaltung der Religion, weil sie unzählige Anstöße beseitigt, welche die Forderung des Glaubens an die Unfehlbarkeit des Schriftbuchstabens mit sich bringt, und weil sie dennoch den Glauben an göttliche Offenbarungen und einen ewigen Wahrheitskern in der Schrift bestehen läßt? Das ist also die Frage, ob die Entwicklungslehre dem eigentlichen Kern der biblischen Schöpfungsgeschichte, das heißt: dem widerspricht, was der Verfasser an ewigen Wahrheiten mittheilen will, indem er sie der Form nach in die kindlichen Vorstellungen seiner Zeit dichterisch einkleidet.

Welches sind diese Wahrheiten? Zuerst ohne Zweifel,

daß Alles, was ist, durch Gott geworden ist! Sodann, daß Alles, was Gott werden ließ, gut ist! Diesen Gedanken giebt der Verfasser in seinen Berichten über die einzelnen Schöpfungstage immer wiederholten Ausdruck; in diesen Gedanken faßt er den Gesamteindruck des Schöpfungswerkes mit dem Worte zusammen: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte; und siehe, es war sehr gut" (1. Mos. 1, 31). Endlich drittens liegt dem Verfasser offenbar der Glaube in hohem Grade am Herzen, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf. Wir fragen: Lassen sich diese drei Grundgedanken der biblischen Schöpfungsgeschichte mit der natürlichen Schöpfungsgeschichte vereinigen?

Wir lassen die beiden letzten, daß Alles, was Gott schuf, gut ist, und daß er den Menschen nach seinem Bilde gemacht, zunächst noch bei Seite, da sie unsere Hauptfrage, ob Gott sei, nicht unmittelbar treffen, behalten uns jedoch vor, später darauf zurückzukommen. Worauf es dagegen in erster Linie ankommt, das ist der oberste Grundgedanke der ganzen biblischen Schöpfungsgeschichte, daß Alles, was da ist, durch Gottes Schöpferwillen geworden ist. Kann dieser Gedanke mit der natürlichen Schöpfungsgeschichte bestehen? Schließt die letztere den Glauben, daß Alles durch Gott geworden sei, aus, oder läßt sie nicht vielmehr die Frage nach dem letzten Grunde aller Dinge völlig unbeantwortet? Sie leitet Alles von einem einfachsten Urzustande, von einer unermeßlichen Atomenmasse her. Aber sagt sie damit das Geringste darüber aus, woher dieser Urzustand, dieser Grundstoff aller Dinge, diese Atomenmasse selbst gekommen sei? Wenn einzelne atheistisch denkende Vertreter der Entwicklungslehre die Frage nach dem „Woher?" durch die Auskunft überflüssig zu machen suchen, daß diese Atomenmasse von Ewigkeit her gewesen sei, so bleibt doch die dann unvermeidliche Frage unbeantwortet: Wenn eine unermeßliche Atomenmasse in einem einfachsten Urzustand von Ewigkeit her vorhanden war, also eine Ewigkeit lang in diesem Zustand verharrte, woher kam der Anstoß dazu, daß sie aus diesem einfachsten Urzustande heraus in eine Entwicklung eintrat, deren Ergebniß in der gegenwärtigen Welt vorliegt? Bedürfen wir nicht da gerade, wenn nicht eines Schöpfers, doch eines ersten Bewegers und Weltbildners, der diesen unerläßlichen Anstoß gab

und damit den Anfang der ganzen Entwicklung veranlaßte? Und wenn ein solcher doch nicht entbehrt werden kann, ist es dann nicht viel einfacher, anzunehmen, daß dieser erste Beweger auch den Urstoff selbst erst ins Dasein rief, d. h. nicht nur erster Beweger und Bildner, sondern auch Schöpfer war? Also die Annahme eines einfachsten Urzustandes ist es nicht, wodurch die natürliche Schöpfungsgeschichte der biblischen Schöpfungsgeschichte und zugleich dem Glauben an das Dasein Gottes widerspricht. Im Gegentheil: sie führt mit Nothwendigkeit auf einen ersten Beweger und schließt einen Schöpfer mindestens nicht aus. Mit der Annahme eines einfachsten Urzustandes läßt sich sogar sehr wohl in Einklang setzen, was die biblische Schöpfungsgeschichte vom Anfange sagt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war eine Wüste und Leere." Unter dieser „Wüste und Leere" scheint sich der Verfasser doch wohl so etwas wie einen Zustand völlig unbestimmten, unentwickelten Seins, also in gewissem Sinne auch eine Art einfachsten Urzustandes vorgestellt zu haben. Auch den Himmel scheint er zuerst an diesem Zustande theilnehmen zu lassen; wenigstens denkt er sich die Scheidung zwischen Himmel und Erde im Anfang noch nicht völlig vollzogen, sie vollzieht sich offenbar erst durch den Bau der Himmelsfeste am zweiten Schöpfungstage. Sicherlich hat der Verfasser der biblischen Schöpfungsgeschichte sich noch keine Atome vorgestellt, aber der Zug der Unbestimmtheit und Unentwickeltheit, durch den er den Urzustand kennzeichnet, läßt für diese Vorstellung durchaus freien Spielraum.

Was die natürliche Schöpfungsgeschichte mit der biblischen in Zwiespalt setzt, das ist also nicht die Annahme eines Einfachsten als des Ersten, das könnte vielmehr weit eher die Lehre sein, daß sich die gegenwärtig vorhandene Mannigfaltigkeit der Dinge aus diesem Einfachsten durch eine lückenlose Kette natürlicher Ursachen entwickelt habe. Denn dadurch scheint das fortgesetzte Einwirken eines zweckbewußten Schöpferwillens auf die Gestaltung der Dinge überflüssig zu werden, ja ausgeschlossen zu sein. Wir wiederholen: ausgeschlossen wird auch dadurch nicht der erste Schöpferakt, durch welchen jenes Erste, Einfachste erst ins Dasein gerufen werden mußte, sondern höchstens das fortgesetzte Einwirken jenes unentbehrlichen ersten Bewegers oder Schöpfers auf

die weitere Entwicklung des von ihm geschaffenen Urstoffs. Aber es ist nicht zu verkennen, daß das Leugnen dieses fortgesetzten Einwirkens den Glauben an das Dasein des Schöpfers überhaupt in seiner Stärke und Freudigkeit nicht unwesentlich beeinträchtigen müßte. Denn ein Schöpfer, der auf die weitere Gestaltung der Welt keinen Einfluß mehr übte, gliche einem abgestorbenen Stamme. Er wäre für die Gegenwart überflüssig; er würde nimmer der Gott sein, dessen das friedesuchende Menschenherz bedarf. Gegen einen Gott, den man als Weltregierer gleichsam in den Ruhestand versetzt hätte, würde sich mit einem starken Schein des Rechtes immer wieder die Frage erheben, ob es denn durchaus nöthig sei, nur zur Erklärung für das Dasein der Dinge diesen machtlosen, man möchte sagen todten Gott anzunehmen, ob es zur Erklärung für das Dasein der Welt nicht vielmehr eine andere und bessere Auskunft gebe. Indeß schließt denn ein lückenloser ursächlicher Zusammenhang in der Veränderung der Dinge oder eine sogenannte natürliche Erklärung der Weltentwicklung, wie sie die natürliche Schöpfungsgeschichte nachzuweisen sucht, die zweckbewußte Einwirkung einer unsichtbaren Weisheit aus? Der Verfasser der biblischen Schöpfungsgeschichte scheint nicht dieser Ansicht zu sein. Er läßt Gott mehrfach an das schon Geschaffene als Mittel, das heißt doch: als wirkende natürliche Ursache anknüpfen. Gott befiehlt der Erde am dritten Tage, grünes Kraut „sprießen zu lassen" und am sechsten, lebendige Wesen „hervorgehen zu lassen". Er bildet den Menschen „aus Staub von der Erde". Also er schafft weder Pflanzen noch Thiere noch den Menschen aus dem Nichts, sondern läßt sie aus dem werden, was schon da ist, aus der Erde. Ob der Mensch aus Erde geworden ist oder aus dem Thierreich hervorging, macht in dieser Beziehung doch wohl keinen Unterschied. Ja gegenüber dem weit verbreiteten Abscheu vor der Ableitung des Menschen vom Thierreich fühlt man sich fast versucht zu fragen, ob denn die Abstammung unmittelbar vom Staube minder niedrig sei als die vom Thiere, das sicherlich die Allmacht und Weisheit des Schöpfers in höherem Maße offenbart als der leblose Staub. Worauf es ankommt, ist doch wohl nicht, woraus wir geworden sind, sondern daß wir durch Gott geworden sind. Daran also, so scheint es,

daß die natürliche Schöpfungsgeschichte die verschiedenen Arten der Pflanzen und Thiere von einander und den Menschen von den höchsten Wirbelthieren abstammen läßt, hätten wir ebenso wenig Grund Anstoß zu nehmen, als wir Gottes Schöpferthätigkeit im Geringsten dadurch herabgesetzt glauben, wenn nach der biblischen Schöpfungsgeschichte Gott Pflanzen, Thiere und Menschen nicht unmittelbar aus dem Nichts schafft, sondern aus der Erde und dem Erdenstaube hervorgehen läßt.

Andererseits, so sollte man meinen, könnten wir uns sogar darüber freuen, daß die natürliche Schöpfungsgeschichte nach mancher Seite hin den biblischen Schöpfungsbericht bestätigt und dadurch den tiefen Seherblick seines Verfassers in das hellste Licht setzt. Oder stimmt nicht — abgesehen von der Erschaffung der Sonne und des Fixsternhimmels am vierten Tage, also nach der Erde — die Reihenfolge der Schöpfungswerke im biblischen Schöpfungsbericht mit der Stufenfolge in der Entwicklung der Lebewesen, welche die natürliche Schöpfungsgeschichte annimmt, wunderbar genug überein? Vor allem Werden das Wasser und das Licht, ohne das es kein Leben und keine Entwicklung giebt, — dann unter den Lebewesen zuerst die Pflanzen, deren Existenz wenigstens ein großer Theil der Thiere als unerläßliche Lebensbedingung schon voraussetzt, — dann unter den Thieren zuerst die Wasser- und Luftthiere, und dann erst die Landthiere, namentlich die höher entwickelten, und zuletzt der Mensch —: ist das nicht im Wesentlichen die gleiche Stufenleiter, die auch die natürliche Schöpfungsgeschichte, nur in schärferer und wissenschaftlich begründeter Ausführung, für die Entwicklung der Arten aufgestellt hat? Müssen wir nicht die Geistesklarheit des alttestamentlichen Sehers bewundern, die ihn ohne die wissenschaftlichen Hülfsmittel unserer Zeit in schlichten, kindlichen und doch großartigen Zügen schon vor Jahrtausenden vorausschauen ließ, was uns jetzt zwar, wie so häufig die Offenbarungen des Genius, höchst einfach und selbstverständlich erscheint, was jedoch nichtsdestoweniger erst in unseren Tagen durch mühsame Forschung zur nahezu vollen Gewißheit erhoben wurde?

Oder besteht dennoch eine unausfüllbare Kluft zwischen der biblischen und natürlichen Schöpfungsgeschichte? Nach der ersteren

verwerthet zwar Gott die früheren Schöpfungswerke zur Hervorbringung neuer, aber jene früheren werden doch erst durch seinen Willen veranlaßt und in den Stand gesetzt, die späteren aus ihrem Schoße hervorgehen zu lassen; in der natürlichen Schöpfungsgeschichte hingegen wird alles Werden durch eine lückenlose Kette natürlicher Ursachen so vollständig erklärt, daß in dieser Kette und neben ihr für das Wirken eines unsichtbaren Schöpfers schlechterdings kein Raum mehr bleibt. Ist es eben diese Lückenlosigkeit in der Kette der Naturursachen, welche die zweckbewußte Einwirkung einer übersinnlichen Schöpferweisheit ausschließt? Wir berühren hier einen der entscheidendsten Punkte in unserer Untersuchung und können deshalb nicht umhin, ihm unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

14. Schließt die natürliche Erklärung eines Naturvorgangs die Einwirkung eines zweckbewußten Willens bei seiner Entstehung aus?

Wenn die weite Verbreitung einer Vorstellung ihre Richtigkeit bewiese, so würde es sich schwerlich bestreiten lassen, daß die Einwirkung eines zweckbewußten Willens bei Entstehung eines Naturvorgangs ausgeschlossen sei, sobald er sich natürlich erklären läßt, d. h. sobald alle zu seiner Erklärung erforderlichen natürlichen Ursachen in lückenloser Kette aufgezeigt werden können. Nicht nur atheistisch gerichtete Naturforscher führen diesen Satz ins Feld, um auf ihn gestützt durch immer allgemeinere Durchführung der natürlichen Erklärung die Einwirkung eines zweckbewußten Schöpferwillens und damit Gott selbst aus der Welt hinausbeweisen zu können. Vielmehr leisten oft auch gerade die wärmsten Freunde der Religion der gleichen Vorstellung mittelbar Vorschub, indem sie wieder und wieder allen Scharfsinn aufbieten, um darzuthun, daß es nie und nimmer gelingen werde, für die Gesamtheit aller Naturerscheinungen die vollständige Kette der natürlichen Ursachen beizubringen, d. h. die natürliche Erklärung durchzuführen. Gegenüber den wachsenden Erfolgen der Wissenschaft auf dem Felde der natürlichen Erklärung wachen sie mit Eifersucht darüber, daß nur ja ein

Gebiet übrig bleibe, auf welchem die Lücken derselben nicht ausgefüllt werden können, auf welchem daher das Naturgesetz keine unverbrüchliche Geltung hat. Denn die unbedingte Geltung des Naturgesetzes ist in ihren Augen eine schlechterdings unzulässige Schranke für einen allmächtigen Schöpferwillen. Ein persönlicher, lebendiger, allmächtiger Gott und ein solcher, der durch wunderbares Eingreifen jede Naturordnung durchbrechen kann, gilt ihnen als ein und derselbe Begriff. Sie geben dadurch mittelbar zu erkennen, daß auch sie bewußt oder unbewußt von dem Grundsatz ausgehen: „Das Walten einer zweckbewußten Schöpferweisheit hat nur da eine Stelle, wo die Kette der Naturursachen eine Lücke offen läßt, wo also der Schöpferwille ergänzend eintreten und vollbringen kann, was zu vollbringen die Naturkraft zu schwach ist." Sie merken nicht, daß sie durch die Anerkennung dieses Grundsatzes den Vertheidigern des Glaubens eine wenig aussichtsvolle Stellung zuertheilen, denn die natürliche Erklärung gewinnt nun einmal Schritt für Schritt an Boden. Wenn sie also in Wahrheit die Einwirkung Gottes ausschließt, so wird durch ihren Fortschritt der Raum für das göttliche Walten mehr und mehr eingeengt; so ist jeder Sieg derselben ein Sieg des Unglaubens; so wird weiter, da es in dem Wesen der Wissenschaft liegt, soweit möglich, alles Geschehene in der Natur auf eine ununterbrochene Kette natürlicher Ursachen zurückzuführen, diese selbst nur zu leicht als eine Feindin der Religion erscheinen, deren Freunde dagegen werden in eine Stellung hineingedrängt, wie sie etwa die Vertheidiger einer Festung einnehmen, wenn sie ohne Hoffnung auf Entsatz eine Schanze nach der anderen preisgeben müssen. Oder werden sie nicht durch jede neue natürliche Erklärung aus einem ihrer Bollwerke vertrieben? Wird sich ihrer nicht immer unwiderstehlicher die Besorgniß bemächtigen, daß doch endlich der Tag unabwendbar sei, an welchem die verhaßte Feindin auch auf dem letzten Gebiet ihren Siegeseinzug halten und damit die letzte Burg des Glaubens dahinsinken werde?

Aber wie, wenn der Glaube an die Unvereinbarkeit der natürlichen Erklärung mit der Einwirkung eines zweckbewußten Willens trotz seiner weiten Verbreitung lediglich auf einem tief eingewurzelten Vorurtheil beruhte? Wie, wenn thatsächlich das Vorhandensein

aller Naturursachen und die Einwirkung eines zweckbewußten Willens sehr wohl mit einander bestehen könnten und die natürliche Erklärung sich demzufolge mit dem Glauben an das Walten einer zweckbewußten Schöpferweisheit ohne Einspruch der Vernunft und Wissenschaft vereinigen ließe? Eine wie viel aussichtsvollere Stellung hätten damit die Vertheidiger der Religion gewonnen! Sie könnten fortan dem Fortschritt der natürlichen Erklärung wie jedem anderen Fortschritt der Wissenschaft neidlos zusehen, ja vielleicht sogar ein Förderungsmittel der Religion darin begrüßen. Denn je klarer überall der natürliche Zusammenhang erkannt würde, um so mehr Aufschlüsse ließen sich auch darüber erhoffen, wie die ewige Weisheit alle diese Naturursachen, -kräfte und -gesetze ihren großen, segensreichen Gedanken dienstbar macht.

In Wahrheit zeigt die Natur selbst dem unbefangenen und aufmerksamen Beobachter ein Gebiet, auf welchem das Zusammenwirken einer lückenlosen Kette von natürlichen Ursachen einerseits und eines zweckbewußten Willens andererseits außer allem Zweifel steht. Denn auch der Mensch ist ein Theil der Natur, und, was er durch sein Thun hervorbringt, ein Naturvorgang. Wer aber könnte es ernstlich bestreiten, daß er mit zweckbewußtem Willen auf die Natur einwirkt! Und dennoch schließt diese Einwirkung die natürlichen Ursachen nicht aus, sondern ein. Oder können wir einen einzigen unserer Zwecke verwirklichen, wenn auch nur ein Glied in der Kette der Bedingungen versagt, welche durch eine unverbrüchliche Naturordnung für das Zustandekommen des bezweckten Vorgangs erheischt werden? Der Unterschied zwischen den Vorgängen, welche die Zweckthätigkeit des Menschen herbeiführt, und anderen Naturvorgängen ist nur der, daß bei den ersteren der Mensch die natürlichen Ursachen als Mittel seinen Zwecken dienstbar macht. Könnten nicht diejenigen Naturvorgänge, welche unabhängig vom Willen des Menschen entstehen, ebenso gut durch einen zweckbewußten Willen herbeigeführt werden — nur daß er sich hier unserer Erfahrung entzieht? Könnte nicht auch dieser verborgene Wille, wie in anderen Fällen der Menschenwille, die Naturursachen als Mittel seinen Zwecken dienstbar machen? Wer das nur um deswillen für unmöglich hält, weil alle zur Erklärung erforderlichen Naturursachen vor-

handen seien, müßte der nicht aus demselben Grunde und mit der gleichen Denknothwendigkeit auch die zweckbewußte Einwirkung des Menschen auf die Natur leugnen?

Um uns das noch klarer zu machen, wäre es überaus lehrreich, wenn wir einmal versuchten, uns in die Stellung von außermenschlichen und dennoch vernünftigen Wesen hineinzudenken, die den Menschen als völlig fremden, anders gearteten Wesen gegenüberträten und sich über sie ein Urtheil bilden wollten. Stellen wir uns vor, wir selbst wären solche außermenschliche Wesen; wir wären dabei nicht nur mit Vernunft begabt, sondern auch mit allen Mitteln der Wissenschaft ausgerüstet; aber von den Menschen kennten wir nur ihre sinnliche Erscheinung, ihr äußeres Thun und dessen Früchte, d. h. ihre Werke; und unter den beschriebenen Bedingungen sollten wir darüber entscheiden, ob die Werke der Menschen Ergebnisse eines zweckbewußten Handelns oder ohne irgend Jemandes Absicht entstandene Erzeugnisse blindwaltender Naturkräfte seien. Was würden wir urtheilen? Wenn wir hierbei von dem Grundsatz ausgingen, daß bei einem Naturvorgange, sobald er natürlich erklärt werden kann, die Einwirkung eines zweckbewußten Willens ausgeschlossen ist: müßte nicht unsere Entscheidung dahin ausfallen, daß auch das kunstvollste Menschenwerk lediglich durch völlig absichtslos wirkende Naturkräfte hervorgebracht werde, woraus dann freilich weiter folgen würde, daß der Mensch nicht sowohl ein denkendes Wesen, als ein gedankenloses Gebilde eben jener blind waltenden Naturkräfte, gleichsam eine absichtslos entstandene, seelenlose Maschine sei? Oder fehlt bei irgend einem Menschenwerk irgendwo irgend ein Glied in der Kette der natürlichen Ursachen? Läßt sich diese Kette hier nicht sogar weit deutlicher erkennen als bei vielen vom menschlichen Willen nicht beeinflußten Naturvorgängen? Denn bei diesen ließ die natürliche Erklärung noch gar manches ungelöste Räthsel übrig, wie das Geheimniß des leiblichen und seelischen Lebens, das bis jetzt noch keine menschliche Erkenntniß ergründet hat. Bei den Werken des Menschen dagegen bleibt kein Räthsel, fehlt kein Glied in der Schlußkette der natürlichen Erklärung. Wie sollte ein außermenschlicher und gleichwohl vernunftbegabter Beobachter dazu kommen, ein zweckbewußtes Thun des Menschen zur Erklärung anzunehmen, wo er ohne ein

solches Alles klar zu legen vermag? Wie sollte er sich *nicht* berechtigt fühlen, den zweckbewußten Willen des Menschen als völlig überflüssig zu leugnen und dem Menschen das Denkvermögen abzusprechen?

Kehren wir jedoch von diesem Standpunkt eines außermenschlichen Beobachters in unsere Stellung als Mensch zurück, so würden wir freilich jenes Urtheil, das uns auf Grund der lückenlosen natürlichen Erklärung zweckbewußtes Handeln und Denkvermögen absprechen wollte, einfach belächeln. Warum? Weil *eine Erfahrung*, zwar nicht die äußere, welche sich auf die Wahrnehmung der Sinne stützt, wohl aber eine, die sicherer als jene ist, das Gegentheil aussagt. Es ist *das unmittelbare Selbstbewußtsein, durch das wir uns als denkende und zweckbewußt handelnde Wesen fühlen und wissen*. Keine wissenschaftliche Theorie wird uns die Ueberzeugung nehmen können, daß wir durch unseren zweckbewußten Willen auf die Natur einwirken, allerdings nur soweit als wir uns alle die Naturkräfte, die für das Zustandekommen des bezweckten Vorgangs nöthig sind, als Mittel dienstbar machen. Wohlan! Hier haben wir nichts dagegen einzuwenden, daß zweckbewußter Wille und natürliche Ursache in einem und demselben Naturvorgang wirksam sind. Mit welchem Rechte wollen wir leugnen, daß bei Naturvorgängen, die von unserer Zweckthätigkeit unabhängig sind, ein nicht menschlicher, ob auch uns verborgener, zweckbewußter Wille zugleich mit der Naturursache wirke und sich diese als Mittel unterthan mache? *Wir* würden einen außermenschlichen Beobachter, der auf Grund der natürlichen Erklärung unsere zweckbewußte Einwirkung auf die Natur leugnen wollte, belächeln. Aber *wenn* Gott ist, müßte er nicht weit mehr *unsere* Kurzsichtigkeit belächeln, wenn wir um der gefundenen natürlichen Erklärungen willen seine zweckbewußte Einwirkung auf die Natur in Abrede stellten, während wir doch täglich durch unser eigenes Thun und durch die sicherste Erfahrung, die es für uns giebt, durch das unanfechtbare Zeugniß unseres unmittelbaren Selbstbewußtseins belehrt werden, daß Beides, das Wirken der Naturursachen und das eines zweckbewußten Willens, sehr wohl mit einander besteht?

Aus dem Gesagten folgt freilich nur, daß Beides mit einander bestehen *kann*, und daß demgemäß auch die Einwirkung einer zweck-

bewußten Schöpferweisheit auf die Natur selbst bei der lückenlosesten natürlichen Erklärung durchaus nicht außerhalb des Möglichen und Denkbaren liegt. Aber die Möglichkeit ist noch nicht die Wirklichkeit, und daraus, daß eine Annahme nichts Denkwidriges enthält, folgt noch keineswegs ihre Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit für die Annahme, daß die Naturvorgänge, auch wenn alle erforderlichen natürlichen Ursachen vorhanden sind, von einer unsichtbaren Weisheit hervorgebracht und beeinflußt werden, wäre erst dargethan, wenn die natürliche Erklärung, wie vollständig auch, noch einer Ergänzung außerhalb ihrer selbst bedürfte, wenn sie also etwa selbst über sich hinaus auf ein übersinnliches Gebiet emporwiese. Bedarf die natürliche Erklärung einer solchen Ergänzung? Vielleicht kann uns auch hier der Blick auf die Zweckthätigkeit des Menschen lehrreich werden.

15. Wie kommt die zweckthätige Einwirkung des Menschen auf die Natur zu Stande? — Natürliche Ursache, mechanische Ursache und Zweckursache.

Es giebt kaum eine Frage, welche für menschliche Erkenntniß unlösbarer ist, als die, wie der Mensch seinen Willen in der Natur geltend macht, um seine Zwecke durchzusetzen. Der oberflächlichen Betrachtung mag zwar die Antwort leicht erscheinen. „Der Wille", so will gar Mancher erwiedern, „veranlaßt Arme, Hände, Finger, Füße oder andere Gliedmaßen zu den von ihm gewollten Bewegungen, um dadurch unmittelbar oder mittelbar unter Benutzung der unzähligen von Menschen selbst geschaffenen Werkzeuge und Hülfsmittel die Stoffe und Kräfte der Natur seinen Zwecken gemäß zu beeinflussen". Und gewiß: der Wille giebt den Gliedern unseres Leibes sowohl den ersten Anstoß als auch die weitere Richtung zur Ausführung seiner Zwecke. Wenn ich gehe, zeichne, schreibe, meißle, singe oder spreche: immer bin ich mir bewußt, daß die Anregung dazu von meinem Willen ausgeht, ja, daß Hände, Füße, Sprechorgane u. s. w. bei jeder neuen Bewegung und dem ganzen Verlauf derselben fort und fort unter seinem leitenden und kontrollirenden Oberbefehl stehen und immer neue Anweisungen von ihm erhalten,

so weit sie nicht bei häufiger Wiederholung derselben Bewegungen vermöge einer gewissen mechanischen Eingewöhnung schon von selbst ohne seine bewußte Einwirkung seinen Absichten nachkommen. Aber wie übt er diesen Oberbefehl? Wie ertheilt er seine Anweisungen? Was wir wahrnehmen, sind die Bewegungen der Glieder und Muskeln. Fragen wir, was die Muskeln in Bewegung setzt, so weist uns die Wissenschaft an die Nerven und ihre Schwingungen, an die Elektricität, die in ihren Fasern strömt, und zuletzt auch an die einzelnen Nervengewebe im Gehirn selbst, in denen die verschiedenen Nervenstränge enden und von welchen aus ganz bestimmte Organe, wie etwa die Sprachwerkzeuge, ihre Anweisungen empfangen. Indessen das sind alles noch sinnlich wahrnehmbare oder mittelst sinnlicher Wahrnehmungen nachweisbare Stoffe und Kräfte. Aber niemals stoßen wir auf den Willen selbst oder auf den Punkt, wo er diese materiellen Dinge in Bewegung setzt. Er gleicht einem Leiter, der nur hinter den Couliſſen arbeitet. Man spürt überall die Wirkungen seiner Befehle; aber man kann nie die Stimme hören, die sie ertheilt, oder die Hand erfassen, die von seinem verborgenen Thron her seinen Beschlüssen Geltung verschafft. Und doch sind wir uns klar dessen bewußt, daß weder Muskeln noch Nerven noch elektrische Schwingungen noch materielle Gewebe im Gehirn oder irgend ein dem ähnliches durch Sinneswahrnehmungen Nachweisbares selbst schon der Wille sind, und ebenso klar dessen, daß alle diese materiellen Dinge nicht selbst schon die unsichtbaren Gedanken sind, zu deren Trägern und Dienern er sie macht. Vielmehr fühlen wir hier ein absolutes Unvermögen unserer Vernunft. Sie vermag an keiner Stelle den Uebergang von dem Reiche des Sinnlichen in das Reich des Nichtsinnlichen zu finden. Sie hat vermittelst der Sinne eine äußere Erfahrung von den natürlichen oder mechanischen Ursachen, d. h. von denjenigen, welche in der Natur selbst liegen. Wir bemerken hierbei zum klareren Verständniß Folgendes: Der Begriff „Natur" kann in weiterem oder engerem Sinne gefaßt werden. Ist die Natur die Gesamtheit der Dinge überhaupt mit Einschluß des reichen geistigen Lebens von dem traumartigsten Empfinden und der schwächsten willensähnlichen Regung in den niedrigsten Lebewesen bis zum Denken und Wollen

des Menschen, so sind auch alle die nicht sinnlich wahrnehmbaren seelischen und geistigen Mächte, die in der ganzen Stufenleiter der Lebewesen pulsiren, als natürliche Ursachen anzusehen, und die natürliche Erklärung hat diese Mächte mit zu berücksichtigen. Ist dagegen die Natur nur die Sinnenwelt oder die Welt der Erscheinungen, d. h. zwar auch die Gesamtheit der Dinge, aber nur sofern sie durch die Sinne wahrgenommen werden können, so werden wir auch nur die Dinge und Vorgänge der Sinnenwelt als natürliche Ursachen ansehen dürfen.

Diese sinnlich wahrnehmbare Natur beschränkt sich auf die Welt der Stoffe, die den Raum ausfüllen und sich im Raum bewegen. Es ist die Welt von ihrer „mechanischen" Seite her betrachtet. Wir nennen also mechanisch, und zwar in Uebereinstimmung mit der neueren Naturwissenschaft, jeden Vorgang und jede Veränderung, welche ausschließlich durch Bewegung der Stoffe im Raum hervorgerufen werden. Hiernach sind „natürliche Ursachen" und „mechanische Ursachen" ein und derselbe Begriff, und ebenso ist es ein und dasselbe, einen Vorgang natürlich zu erklären und ihn mechanisch zu erklären.

In diesem Sinne also hat die Vernunft eine äußere gewisse Erfahrung von den natürlichen oder mechanischen Ursachen. Sie hat aber eine innere ebenso gewisse, ja noch gewissere Erfahrung durch das unmittelbare Selbstbewußtsein von der zweckbewußten Einwirkung des Willens auf die Natur. Sie weiß demnach, daß es auch Zweckursachen, also auch nichtsinnliche Ursachen giebt, nämlich Vorstellungen, welche dadurch zu wirkenden Ursachen werden, daß der Wille strebt, sie zu verwirklichen. Sie weiß, daß dies dadurch geschieht, daß der Wille ihnen die Naturursachen als Mittel dienstbar macht. Sie selbst stellt ihm durch ihren Scharfsinn immer neue Mittel zu Gebote; sie nimmt täglich wahr, mit wie spielender Leichtigkeit und Sicherheit er sich ihrer bedient. Aber wie er das anfängt, ergründet sie nimmer. Die Stelle, wo der geheimnißvolle Regent persönlich eingreift und den ersten Anstoß dazu giebt, um alle diese Mittel in Wirksamkeit treten zu lassen, wird sie niemals ausspüren.

Zwischen der Welt der Sinneserscheinungen und der nichtsinn-

lichen Welt der Gedanken liegt für die Vernunft eine Kluft, über welche sie keine Brücke findet, wiewohl sie weiß, daß der praktische Mensch, nämlich der menschliche Wille mit seinen Zweckvorstellungen, diese Brücke fort und fort mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit schlägt, als wäre er völlig vertraut mit ihr. Das Unvermögen unserer Vernunft, den Weg zu finden, auf welchem der zweckbewußte Wille seine Zwecke in der Sinnenwelt durchsetzt, entspringt hiernach dem allgemeinen Unvermögen derselben, den Zusammenhang zwischen der sinnlichen und der nichtsinnlichen Welt zu erkennen, wiewohl das Vorhandensein eines solchen Zusammenhangs durch das unmittelbare Selbstbewußtsein und die tägliche praktische Erfahrung ihr außer allen Zweifel gestellt wird.

Für die Frage nach dem Dasein Gottes ist die Erkenntniß des hier dargelegten Unvermögens von außerordentlicher Bedeutung. Daß dieses von Unzähligen nicht klar erkannt oder doch nicht voll gewürdigt wird, also der sich hierin kundgebende Mangel an Selbsterkenntniß, ist recht eigentlich der Nährboden für den Materialismus und Atheismus.

Ein unzweifelhaftes Verdienst der neueren Naturwissenschaft ist es, daß sie die Vorgänge der Sinnenwelt mit immer größerem Erfolge auf Bewegungen der Stoffe im Raum zurückzuführen, d. h. mechanisch zu erklären sucht. Das gelingt ihr mehr und mehr auch mit solchen Naturerscheinungen, welche sich noch bis vor Kurzem für die mechanische Erklärung unzugänglich erwiesen. So leitet sie die Welt der Töne aus den Schallwellen der Luft, die des Lichtes, auch die für die Photographie so wichtigen chemischen Wirkungen desselben, aus den Schwingungen des Aethers her. Aehnlich erklärt sie die Erscheinungen der Wärme und Elektricität nebst vielen chemischen Wandlungen aus Schwingungen des Aethers und der Atome. Auch die Thätigkeit der Nerven, sei es in den Gliedmaßen, sei es im Gehirn, führt sie auf mechanische Schwingungen, Schwingungszustände oder Grade der Spannung in der Lagerung der Stofftheilchen zurück. Sie setzt voraus, es werde ihr endlich gelingen auch alle diejenigen Sinneserscheinungen, bei denen ihr dies bis jetzt noch nicht gelungen ist, mechanisch zu erklären. Und selbst wenn sie zugestehen müßte, daß diese Hoffnung auf manchen Ge-

bieten ewig unerfüllt bleiben werde, so würde sie den Grund doch nur darin suchen, daß die Fäden des von ihr unbedingt vorausgesetzten mechanischen Zusammenhanges zu fein und zu unentwirrbar verschlungen seien, um von menschlicher Erkenntniß bis in ihre letzten Geheimnisse verfolgt zu werden. Sie würde sich selbst den Boden entziehen, wenn sie diese Voraussetzung aufgäbe und zugestände, daß in der Kette der mechanischen Ursachen irgendwo irgend ein Glied fehle. Sie stützt sich in dieser Voraussetzung auf ein unverbrüchliches Gesetz unseres Denkens, wonach jede Veränderung in der Sinnenwelt auf eine lückenlose, unendliche Kette mechanischer Ursachen zurückzuführen ist. Wir können ihr nur Recht geben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, dieses Gesetz auf allen Gebieten der sichtbaren Natur zur Anwendung zu bringen, und wenn sie hierbei auch die Thätigkeiten des Geistes, *sofern sie in der Sinnenwelt zur Erscheinung* kommen, auf mechanische Ursachen zurückzuführen sucht, zunächst etwa auf die Schwingungen und Schwingungszustände der Nerven in den Gliedern und im Gehirn. Die Schwingungszustände der Gehirnnerven mögen durch Sinneseindrücke von außen her veranlaßt werden in Wirksamkeit zu treten; und diese Sinneseindrücke selbst weisen ihrerseits wiederum auf eine unendliche Kette von mechanischen Ursachen in der Außenwelt zurück. Die Schwingungszustände der Gehirnnerven aber sind das Erzeugniß einerseits von allen den Erlebnissen, die von der Geburt an auf den Menschen eingewirkt haben, andererseits von der ganzen Eigenart des Menschen, die er schon bei der Geburt mitbringt. Diese Eigenart endlich weist auf den Einfluß der Vererbung durch die lange Reihe der Stammeltern und weiterhin auf die unendliche Kette der Daseinsformen zurück, aus welchen zuletzt alle Lebewesen hervorgingen. Auch wo die Wissenschaft diese unendliche Kette mechanischer Ursachen für die Erscheinungen des geistigen Lebens in der Sinnenwelt noch nicht aufzuzeigen vermag, darf sie voraussetzen, daß dennoch alle Glieder derselben lückenlos vorhanden sind. Bis zu diesem Punkte haben wir keinerlei Grund, ihr das Recht der freiesten Bewegung im Mindesten zu verkümmern.

Irrthum und Selbsttäuschung beginnen erst *da*, wo die Vertreter der Naturwissenschaft außer Acht lassen, daß sie mit ihrer

mechanischen Erklärung nicht die Natur überhaupt, nicht die Welt mit Einschluß des geistigen Lebens, sondern nur die Sinnenwelt, nur die mechanische Seite der Natur erklären. Und hier ist der Scheideweg, an welchem Materialismus und Atheismus einerseits und der Glaube an Gott und die Wirklichkeit der geistigen, der idealen Welt andererseits scharf auseinandergehen. Denn das ist die große Frage, die sich uns hier aufdrängt: Reicht die mechanische Erklärung aus, um die ganze Natur zu erklären, oder bedarf sie noch einer Ergänzung?

16. Reicht die mechanische Erklärung aus, um die ganze Natur mit Einschluß des geistigen Lebens zu erklären, oder bedarf sie einer Ergänzung? — Sinnenwelt und nichtsinnliche Welt. — Dualistische und monistische Welterklärung.

Wenn wir die rein mechanische oder materialistische und die ideale Erklärung der Welt vergleichen, ohne zu fragen, wessen unser Herz bedarf: so erscheint auf den ersten Blick die erstere leicht als die bequemere und folgerichtigere; ja, sie empfiehlt sich durch den Eindruck einer gewissen großartigen Einfachheit. Wer die ideale Weltauffassung, den Glauben an Gott und an eine unsichtbare Welt festhalten will, der scheint mit Nothwendigkeit einer dualistischen Welterklärung zu verfallen. Das heißt: er scheint die Welt aus zwei Grundursachen ableiten zu müssen, aus einer geistigen, idealen einerseits und einer mechanischen oder materiellen andererseits. Zwischen diesen beiden Urmächten scheint unser Denken keine ausreichende Brücke finden zu können. Die Einheit liegt für uns allein in dem Glauben an einen allmächtigen Gott, der sowohl die mechanische als die geistige Welt ins Dasein rief. Da aber Gott selbst Geist ist, scheint er gewissermaßen dem einen der beiden Urprincipien anzugehören und deshalb nicht recht geeignet zu sein, die Einheit zwischen Geist und Materie herzustellen. Das wäre er erst, wenn man ihn als über beide Welten erhaben, beide in sich begreifend, als beider Urgrund faßte. Aber wenn wir auch so unseren Gottesbegriff als höhere Einheit über die Zweiheit hoch hinausheben: welche Erfahrung giebt uns Kunde davon, ob es solch

ein Allwesen giebt, und, wenn es vorhanden ist, wie es auf die geistige und mechanische Welt einwirkt? Die sinnliche Erfahrung sagt uns nichts darüber; die inneren Gottesoffenbarungen aber, auf die sich manche Frommen berufen haben, werden von den Materialisten für Selbsttäuschungen erklärt; und wer wäre im Stande das Gegentheil zu erweisen? Auf alle Fälle, so sollte man meinen, bleibt die Weltauffassung selbst dualistisch und muß die versöhnende Einheit erst außerhalb der Welt in dem über der Welt waltenden Gott gesucht werden. Wieviel einheitlicher, so zu sagen aus einem Guß weiß die rein mechanische oder materialistische Auffassung die gesamte Natur zu erklären! Hier haben wir es nur mit einer Grundursache, einem Grundprincip zu thun. Es ist der kraftbegabte Urstoff, der sich von Ewigkeit her im Raum bewegt. Das entspricht dem innersten Streben unseres Denkens. In seinem Wesen liegt es, eine Einheit zu suchen, die es allen Dingen zu Grunde legen kann. Diese Einheit scheint sich mühelos in dem kraftbegabten Urstoff mit seiner Bewegung im Raum von Ewigkeit her darzubieten. Hier scheint der Schlüssel für eine nicht mehr dualistische, sondern monistische, d. h. einheitliche Weltauffassung gefunden zu sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Haeckel mit seinem System des Monismus eine vollberechtigte Forderung unseres Denkens zum Ausdruck gebracht hat. Ob er die Forderung in seinem System wirklich erfüllt hat, das ist eine andere Frage. Denn gerade Haeckel ist kein Materialist, wenigstens keiner im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er leitet — scheinbar monistisch — Alles aus einem einheitlichen Urstoff, den Atomen her. Aber er erkennt offen an, daß das geistige Leben der Natur auch durch seine Entwicklungslehre nicht erklärt wird, es sei denn, daß die Atome selbst als geistig begabt, also nicht nur als raumausfüllend und sich im Raum bewegend, d. h. als rein mechanisch vorgestellt werden, sondern daß in ihnen selbst ein mechanisches und ein ideales, geistiges Moment verbunden gedacht wird. Er hat dadurch in sein monistisches System ein Stück idealistischen Sauerteigs aufgenommen und ihm einen pantheistischen Zug verliehen. Hätte doch auch ein Mann mit dem warmen Herzen Haeckels in einer rein mechanischen Welterklärung ohne diesen idealen

Hintergrund schwerlich auf die Dauer Befriedigung finden können! Haeckel ist also nicht sowohl Materialist und Atheist als monistischer Pantheist. Aber freilich: über das „Wie?" der Verbindung von Geist und Materie in den Atomen vermag auch er uns keine Auskunft zu geben. Er hat demnach die Frage nach der Einheit von Geist und Materie, Denken und Ausdehnung nur von der Gesamtheit der Welt in ihre kleinsten Theilchen, die Atome zurückverlegt, aber nicht beantwortet. Sein System stellt mit dankenswerther Klarheit und Eindringlichkeit das Axiom — die Forderung auf Ueberwindung des Dualismus, ohne doch den Weg der Ueberwindung, das wäre die Lösung des Welträthsels, selbst zu zeigen. Spinoza glaubte die Lösung des Welträthsels in dem Satz, daß Denken und Ausdehnung ein und dasselbe sei, gefunden zu haben. Haeckel giebt anscheinend die Lösung in den geistbegabten Atomen. Beide mögen einen wichtigen Theil der Wahrheit ausgesprochen haben; vielleicht muß der Eine durch den Anderen ergänzt werden. Aber Beide können uns nur das Axiom zeigen, das Räthsel in klarer Form aufgeben, und schon das ist außerordentlich verdienstvoll. Nur darf nicht voreilig die klare Form der Aufgabe schon für die Lösung gehalten werden. Denn eben das bleibt bei Beiden die Frage: „Wie ist eine Einheit zwischen Denken und Ausdehnung, Geist und Stoff denkbar?" In der Formulirung der Aufgabe werden wir ihnen vielleicht zum Theil zustimmen müssen, hinsichtlich der Lösung vielleicht noch auf andere Bahnen hinzuweisen haben und vor Allem nie vergessen dürfen, daß die Lösung bis an das Ende keinem Sterblichen beschieden ist. Darauf wird später noch zurückzukommen sein.

Hier aber haben wir den Haeckelschen „Monismus" nur um deswillen berührt, weil Haeckel diesen Ausdruck als Losungswort im Gegensatz zum Dualismus ausgegeben hat. Die streng monistische Weltanschauung jedoch, mit der wir hier zu thun haben, ist nicht der Haeckelsche Monismus mit seinem immer noch dualistisch gearteten, weil geistleiblichen Atom, sondern die rein mechanische, völlig materialistische Welterklärung. Sie hat den Dualismus in Wahrheit auf die denkbar einfachste Weise überwunden. Für sie giebt es nur kraftbegabten Stoff, der den Raum ausfüllt

und sich von Ewigkeit her im Raum bewegt. Ein nichtsinnlicher Wille und eine nichtsinnliche Welt von Zweckvorstellungen und Gedanken sind als Dinge, die etwas für sich selbst wären, nur in unserer Einbildung vorhanden. Denn alle diese Dinge sind nur Ausflüsse, Wirkungen und Begleiterscheinungen der Stoffbewegung im Raum, der Schall- und Lichtwellen, der Atom- und Nervenschwingungen und Schwingungs- und Spannungszustände. Das vermeintliche Zeugniß unseres unmittelbaren Selbstbewußtseins von unserem nichtsinnlichen Willen, unseren Zweckvorstellungen und der ganzen großen Welt unseres Denkens wie von etwas, das von unserer Leiblichkeit verschieden wäre und selbständiges Wesen hätte, oder von unserem zweckbewußten Einwirken auf die Sinnenwelt mit nichtsinnlichen Kräften, diese ganze scheinbar so unanfechtbare innere Erfahrung ist nichts als Schein und Selbsttäuschung, von deren Fesseln wir uns durch vorurtheilsloses Denken befreien müssen. Die Schwierigkeit, zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Welt die Verbindung zu finden, und insbesondere die Frage, wie der nichtsinnliche Wille es anfange, um auf die Sinnenwelt einzuwirken, scheint bei dieser Weltauffassung gegenstandslos geworden zu sein. Denn Wille, Geist, Zweckvorstellung, Gedanke sind ihr zufolge selbst nichts Anderes als Stoff, Kraft, Bewegung im Raum und Ausflüsse, Wirkungen, Begleiterscheinungen oder Eigenschaften dieser Sinnendinge, sind selbst Glieder dieser mechanischen Welt. Welche Schwierigkeit sollte es haben, daß diese selbst mechanisch gearteten Dinge mechanische Bewegungen und Veränderungen hervorrufen? Sie sind nichts als Erzeugnisse der unendlichen Kette von mechanischen Ursachen, die in der Sinnenwelt wirken, und werden naturgemäß selbst wieder unentbehrliche Glieder in dieser Kette, um die mechanische Wirkung von Glied zu Glied weiter zu geben. Hier scheint Alles höchst einfach und klar. Nimmt man hinzu, wie es der neueren Wissenschaft Schritt um Schritt gelingt, von immer neuen Theilen des Gehirns durch Experimente darzuthun, daß ganz bestimmte Geistesthätigkeiten, wie etwa das Gedächtniß und das Sprachvermögen, in ihnen ihren Sitz haben und von hier aus den in Betracht kommenden körperlichen Organen ihre Weisungen zugehen lassen, so ist die Siegesgewißheit, mit welcher der Materialismus seine Lehre verkündet, begreiflich genug.

Nur schade, daß der Hauptsatz, von dem der Materialismus ausgehen muß, auf einer völlig willkürlichen Behauptung beruht! Seinem gesamten System liegt vorweg die Voraussetzung zu Grunde, daß Wille, Geist, Vorstellung, Gedanke nichts als Bewegungen kleinster Stofftheilchen und deren Wirkungen oder Eigenschaften seien. Aber haben die Wortführer des Materialismus für die Richtigkeit dieser Voraussetzung etwas Anderes als ihre Machtsprüche ins Feld zu führen? Oder vermögen sie unserem Denken, um seine Zustimmung zu erzwingen, irgendwelche Gleichartigkeit oder Verbindung zwischen den materiellen Dingen und ihren mechanischen Veränderungen einerseits und der Welt des Gedankens andererseits aufzuzeigen? Werden sie den schlichten, durch kein Vorurtheil verwirrten Menschenverstand jemals davon überzeugen, daß Denken und Bewegung im Raum, Wille und Atomschwingung ein und dasselbe sei, und daß unser Selbstbewußtsein von einer nichtsinnlichen Geistes- und Willensmacht in uns, durch welche wir zweckbewußt auf die Sinnenwelt einwirken, lediglich auf dauernder Selbsttäuschung beruhe? Liegt nicht umgekehrt der Verdacht sehr nahe, daß sie selbst durch ihre beständige Beschäftigung ausschließlich mit der mechanischen Seite der Natur, durch die immer neuen Erfolge der mechanischen Erklärung und durch das dem Menschengeist innewohnende natürliche Streben nach einer einheitlichen Weltauffassung sich zu einer verhängnißvollen Selbsttäuschung verleiten lassen, indem sie sich einreden, sie vermöchten das Gewisseste, was es in uns giebt, die einzige Stimme zugleich aus einer höheren Welt, diese den Menschen wahrhaft adelnde innere Erfahrung, durch ihre künstlichen Schlüsse in leeren Schein aufzulösen? Es ist schon wahr, daß der Mensch durch die innerste Natur seines Denkens getrieben wird, eine große All-Einheit zu suchen, welche alles Sein und Werden in sich faßt und den Dualismus zwischen Denken und Ausdehnung, Geist und Stoff überwindet. Ja es ist wahr, daß Menschengeist und Menschenherz in ihren tiefsten Tiefen sich danach sehnen, etwas von dem wahrhaft monistischen Grundton zu vernehmen, der, erhaben über Geist und Leib, über Himmel und Erde, durch alle Tonstufen und Akkorde des geistigen und leiblichen Lebens geheimnißvoll hindurchklingt, in dem alle Disharmonien aufgelöst werden

und alle Stimmen des Daseins und des Werdens, des Denkens und der Ausdehnung, der Bewegung und der Ruhe, der Stoffe und der Kräfte, der Freude und des Wehs, des Lebens und des Todes zu einem gewaltigen Preislied des großen Allvaters zusammenklingen. Aber dadurch stellt man diesen wahren Monismus nicht her, dadurch überwindet man den Zwiespalt des Dualismus nicht, daß man Geist und Herz, das innere Aug' und Ohr, gegen die eine Seite des überwältigenden Ganzen, das wir „Welt" nennen, die außersinnliche, verschließt und sich einredet: weil man sie nicht sehe, sei sie nimmer da. Durch diese willkürliche Hinwegleugnung der einen Seite, ja des innersten Kernes betrügt man sich nur selbst um den Vollgenuß des großen Ganzen und seiner Herrlichkeit, nimmt man der Natur ihren göttlichen Duft und Lebenshauch und entadelt das Menschenleben.

Und führt uns denn der Materialismus über die oben besprochene Schwierigkeit wirklich hinweg: über die Frage nämlich, *wie* der Wille mit seinen Zweckvorstellungen es anfange, um auf die Sinnenwelt einzuwirken? Nehmen wir immerhin seiner Lehre gemäß an, daß Wille und Zweckvorstellung rein mechanischer Natur — also etwa kraftbegabte, feinste Stofftheilchen im Gehirn seien, die durch Schwingungen oder irgend welche andere Bewegungen im Raum ihre Wirkungen üben! So müssen sie doch irgend einen bestimmten Theil des Gehirns bilden oder in ihm ihren Sitz haben, sei dieser Theil nun eine einzelne Nervenzelle oder Nervenfaser oder eine Gruppe von solchen oder irgend ein anderes, wie immer geartetes, doch jedenfalls *materielles* Gewebe oder Gebilde. Dieses Gebilde muß durch seine Schwingungen oder seine sonstigen, wie immer gearteten, doch wiederum auf alle Fälle räumlichen, d. h. *mechanischen* Bewegungen an die Glieder des menschlichen Körpers die nöthigen Weisungen ergehen lassen, damit sie *die* Bewegungen, welche den Zweckvorstellungen des Willens entsprechen, ausführen. Es muß dazu unter den zahlreichen Nervensträngen, die im Gehirn enden, diejenigen in Bewegung setzen, welche mit den in Betracht kommenden Gliedern in Verbindung stehen; es muß diesen bestimmten Nervensträngen den Schwingungszustand mittheilen, welcher das betreffende Glied zu derjenigen unter den unzähligen mög-

lichen Bewegungen veranlaßt, die die Zweckvorstellung des Willens vorschreibt. Wie bringt dieses Gebilde das alles zu Stande? Wir stehen hier wieder vor demselben Räthsel wie vorher, und der Materialismus hat es uns nicht gelöst! Oder hat das rein mechanische Gebilde des Gehirns, das der Materialismus an Stelle des nichtsinnlichen Willens mit seinen nichtsinnlichen Zweckvorstellungen setzt, Augen, um in der Dunkelkammer des Gehirns den rechten Strang, die richtige Taste auf der labyrinthischen Klaviatur der Gehirnnerven herauszufinden, wo die Depesche an das entsprechende Glied aufgegeben werden muß, damit die Anordnung des Willens in Kraft trete? Hat dieses selbe Gebilde — sagen wir: dieser „mechanische Wille" im Gehirn — Hände oder andere mechanische Organe, um jedes Mal die rechte unter den unzähligen Tasten nicht nur anzuschlagen, sondern dem Anschlag gleichsam auch die rechte Seele, das heißt hier freilich nur die rechte Nüance der mechanischen Schwingung mitzugeben, damit das beauftragte Glied unter den unberechenbar vielen Bewegungen, die auch ihm noch möglich sind, gerade die eine gewünschte ausführe? Denn wohl gemerkt: der möglichen Bewegungen sind so viele, und ihre Zahl kann durch immer neue, noch nie dagewesene stets noch so sehr vermehrt werden, und sie wird thatsächlich immer wieder so mannigfach vermehrt, daß eine noch so umfangreiche in sich abgeschlossene Klaviatur für alle Bewegungen, die der Wille aufgeben kann und wirklich aufgiebt, schlechterdings nicht ausreichen würde. Denn eine noch so große fertige Klaviatur könnte doch nur eine, wenn auch noch so große, doch immerhin beschränkte Zahl von Tasten enthalten. Der Wille muß also seinen Befehlen immer neue Formen geben, seine Depeschen gleichsam in immer neuen Variationen ausgehen lassen, in seinem Anschlag immer neue Tonfärbungen, in die hervorgerufenen Nervenschwingungen immer neue Schattirungen hineinlegen. Der Wille thut das alles, ohne daß wir uns des „Wie?" bewußt würden, mit einer staunenswerthen, man könnte sagen wahrhaft göttlichen Sicherheit und Genialität. Aber wie ein rein mechanisches Ding, wie kunstvoll auch gestaltet, diese Gehirnklaviatur in so freier, nichts weniger als schablonenhafter Weise zu beherrschen vermag, wenn nicht diesem Organ selbst eine nichtsinn-

liche, eine Geistes-Macht innewohnt, die nicht ein Ausfluß oder eine Begleiterscheinung mechanischer Kräfte, sondern ihre Seele, ihre nichtsinnliche Lenkerin ist: das wird der Materialismus uns nimmer klar machen.

In der That ist es in erster Linie der denkende und wollende Mensch selbst, an welchem die rein mechanische, materialistische Welterklärung scheitert. Der Mensch selbst als denkendes, wollendes, zweckbewußt handelndes Wesen weist auf eine unentbehrliche Ergänzung der mechanischen Welterklärung hin. Er selbst ist der sicherste Zeuge für das Dasein einer nichtsinnlichen Welt und eines allweisen Weltschöpfers und Weltlenkers. Diesen Punkt haben wir jetzt klarer ins Licht zu setzen.

B. Der Mensch als Zeuge über das Dasein Gottes.

16. Der Mensch ist als denkendes und wollendes Wesen ein Zeuge für das Dasein einer nichtsinnlichen Welt und eines übersinnlichen Weltschöpfers und Weltlenkers. — Das „Ich".

Wir haben bis jetzt die Aussagen der Natur im Allgemeinen für und wider das Dasein Gottes gehört und den Menschen dabei nur berücksichtigt, sofern er ein Glied in der Kette der Naturwesen bildet. Aber immer wieder spitzten sich die Fragen, die sich uns hierbei aufdrängten, auf die eine große Frage zu: Welche Stellung nimmt der Mensch in diesem Naturganzen ein, und wie haben wir unser eigenes Wesen zu deuten? Erst in dem Verständniß der Menschennatur kamen uns die Räthsel der Natur im Ganzen, wenn nicht zur Lösung, so doch zum Verständniß. Welcher Art und welches Ursprungs die Natur überhaupt sei, lernt der Mensch am besten aus seinem eigenen Wesen begreifen, deshalb nahmen wir uns schon zu Anfang vor, nach der Zeugenaussage der Natur im Allgemeinen den Menschen noch insbesondere über das Dasein Gottes gleichsam in Verhör zu nehmen. Und sein Zeugniß ist es denn auch in der That, das mit entscheidendem Gewicht den

Ausschlag für den Glauben an das Dasein Gottes zu geben vermag.

Wenn der Mensch sich selbst von der Natur trennen und sie betrachten könnte, als gehörte er nicht dazu: so dürfte er vielleicht mit einem Scheine des Rechts wenigstens die Möglichkeit behaupten, daß die ganze Natur lediglich ein gewaltiger, überaus verwickelter Mechanismus sei, daß in ihr Alles auf rein mechanische Vorgänge zurückgeführt werden müsse, und daß auch, was an den Lebewesen wie nichtsinnliche Seelenregung aussehe, sich sehr wohl als Aeußerung rein mechanischer Kräfte deuten lasse. Zwar bliebe die Natur, selbst wenn sie nur ein seelen- und gedankenloser Mechanismus wäre, dennoch ein so bewundernswerthes Kunstwerk, daß sie dem Unbefangenen immer noch den Gedanken nahe legen würde, ob ohne die Einwirkung eines allweisen und allmächtigen Schöpfers etwas so Herrliches entstanden sein könne. Indessen spricht sich in der vernunftlosen Natur das geistige Leben noch so wenig kräftig aus, daß die Spuren seiner Offenbarung leicht übersehen oder mechanisch gedeutet werden könnten. Ueberdies ist das Seelenleben der Thiere und vollends das Stillleben der Pflanzen uns Menschen ein verschlossenes Buch. Wer vermag sich in die traumhafte Welt einer Thierseele oder gar in die Geheimnisse eines Pflanzendaseins hineinzudenken? Wer wollte sich vermessen etwas Bestimmtes darüber zu behaupten, wie weit die Thierseele entwickelt sei, und ob in einer Pflanze ein, ob auch noch so dunkles, Empfinden oder etwas wie Willensregung pulsire? Die sichersten Aussagen beruhen für dieses ganze Gebiet auf den Beobachtungen und Experimenten der Naturforscher, durch welche zumeist immer wieder nur die mechanische Seite klare Beleuchtung empfängt; und es ist erklärlich, wenn bei den verhältnißmäßig wenigen festen Unterlagen, über die der Forscher verfügt, aus den schon gewonnenen Ergebnissen leicht zu weit gehende Schlüsse gezogen werden.

Nun kann aber der Mensch nicht umhin, sich selbst in die Zahl der Naturwesen einzureihen; und damit hört, wie mir scheinen will, für den, der noch nicht durch eine ihm lieb gewordene Theorie oder durch irgend eine andere Fessel gefangen gehalten wird, selbst die letzte Möglichkeit auf, der rein mechanischen Auffassung der

Natur beizutreten, in ihrer nichtsinnlichen Seite nichts als täuschenden Schein zu erblicken und, auf diese mechanische Weltauffassung gestützt, das Dasein Gottes selbst zu leugnen. Der Mensch könnte vielleicht die gesamte Welt und jedes einzelne Weltwesen mit Einschluß der Lebewesen als einen wunderbar künstlichen Automaten, als eine seltsam zweckmäßig wirkende und doch gedankenlose Maschine fassen, die ohne irgend Jemandes Absicht allein durch das Wirken einer blind waltenden Naturordnung entstanden sei. *Aber sich selbst kann er nicht für solchen Automaten halten.* Es ist Selbsttäuschung, wenn er sein Denken und Wollen für bloßen Mechanismus erklärt. Den unbewiesenen gegentheiligen Behauptungen des Materialismus gegenüber dürfen wir uns getrost auf die Aussage unseres unmittelbaren Selbstbewußtseins berufen, die dahin geht, *daß wir uns schlechterdings als denkende, wollende, zweckbewußt handelnde Wesen fühlen und wissen.* Wir sind uns dessen vollkommen gewiß, daß unser Denken und Wollen und die ganze Welt unserer Vorstellungen und Gedanken sich weder mit den Schwingungen des Aethers, der Nerven oder sonstiger ob auch noch so feiner Stofftheilchen, noch auch mit den *verwickeltsten Kombinationen* irgend welcher mechanischer Bewegungen deckt. Wollten wir daher wirklich *die Natur um uns her* für einen seelenlosen Mechanismus halten, der ohne das Zuthun eines zweckbewußten Willens entstanden sei: so müßte sich uns doch *bei rechter Besinnung auf uns selbst und unser eigenes Wesen* die Frage aufdrängen: Aber wie komme ich, dieses mit nichten rein mechanische Wesen, mit meinen Zweckvorstellungen und Zweckwirkungen, mit meinem Denken und Wollen in diese seelen- und gedankenlose, ohne irgend Jemandes Absicht entstandene und selbst zwecklos wirkende Natur hinein? In einer rein mechanisch erklärten Natur würde ich mich selbst, der ich doch auch zugleich ein *Naturwesen* bin, ganz und gar nicht verstehen. Oder wie sollte ich *mich, das Vernunftwesen*, in das große Ganze der Natur, in diesen seelenlosen Automaten und in die Zahl all der anderen Naturwesen, dieser gedankenlosen Larven einzugliedern wissen? Meine *eigene* Entstehung kann ich mir nicht allein aus mechanischen Stoffen und Kräften, sondern nur aus dem zweckbewußten Wirken

einer nichtsinnlichen Weisheit erklären, es müßte denn Vernunft aus Vernunftlosigkeit geboren werden können. Nun gehöre ich selbst zur Natur, bin mit ihr und all ihrem Wesen von gleichem Fleisch und Bein, Kraft und Stoff: wie sollte ich also nicht, wie für mich selbst, so für die gesammte Natur einen allweisen und allmächtigen Schöpfer annehmen? — Diese Schlußfolgerung ergiebt sich schon aus dem, was wir uns im Vorigen über das zweckbewußte Einwirken des Menschen auf die Natur sagten; und dennoch haben wir einen besonders entscheidenden Punkt bisher noch unberührt gelassen: die Persönlichkeit, das denkende und wollende „Ich" des Menschen.

Nie wird die mechanische Welterklärung es uns begreiflich machen können, wie durch rein mechanische Stoffe, Kräfte und Bewegungen das wunderbare Einheitsbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit zu Stande kommt, das wir durch das Wörtchen „Ich" zum Ausdruck bringen. Dieses „Ich" fühlt und weiß sich selbst als der wahre Inhalt des menschlichen Wesens. Es ist eine ganz andere Welt als dieser Mechanismus, der es umkleidet, der ihm nur als Wohnstatt und Werkzeug dient, und dem es seinerseits berufen ist seine Eigenart aufzuprägen, um durch die Sinnenhülle seine übersinnliche Herrlichkeit hindurchscheinen zu lassen.

In der That, dieses Ichbewußtsein hat eine gar wundersame Zaubermacht in sich. Es ist wie ein unsichtbarer Panzer, aus übersinnlichen Stoffen gewoben. Alle Geschosse der rein mechanischen Weltauffassung und des Atheismus müssen von ihm abprallen. Denn in diesem Ichbewußtsein ist uns der Schlüssel für eine ganz neue, nichtsinnliche Welt gegeben. Die Stimme dieses Ichbewußtseins aus der Tiefe unseres Innern zwingt uns, Geist und Herz über die Welt der Erscheinungen, über den Staub der Erde wie über die Aetherschwingungen, die das Licht ferner weltdurcheilender Himmelskörper uns zusendet, zu dem göttlichen Urquell alles Lebens und Seins am Vaterherzen Gottes zu erheben und aus seinem Lichte der Sinnenwelt eine neue, köstlichere Deutung zu geben, durch welche die mechanische nicht aufgehoben, aber herrlich ergänzt und verklärt wird. Denn wir können uns dieses unseres Ichbewußtseins nicht entäußern, ohne den Glauben an unser eigenes Wesen, an den Adel unseres

Menschenthums einzubüßen. Unser Ichbewußtsein aber läßt sich in keine noch so fein durchdachte rein mechanische Welterklärung hineinzwängen. So bleibt uns nur übrig, seiner Leitung zu folgen und nach einem höheren nichtsinnlichen Kern der Natur auszuschauen, der sich in der sinnlichen mechanischen Hülle ein gar schönes Kleid gewoben hat, der aber seinen innersten Lebensstrom nicht von der Sinnenwelt, sondern von einer übersinnlichen Allmacht, Weisheit und Güte empfängt.

Nachdem wir so durch unser eignes Selbstbewußtsein über die rein mechanische Welterklärung hinausgewiesen sind, werden wir gut thun, diese Erklärung noch einmal im Allgemeinen darauf anzusehen, wie weit sie zur Erklärung der Natur überhaupt ausreicht. Vielleicht zeigen sich noch andere Punkte, an denen sie über sich selbst hinausweist und eine nicht mechanische Ergänzung erheischt.

18. Was die mechanische Erklärung der Natur und mit ihr die Entwicklungslehre unerklärt läßt?

Es giebt vielleicht keinen größeren Triumph der Wissenschaft als den, welchen sie durch die einheitliche Erklärung der Weltentstehung in der Entwicklungslehre errungen hat. Aber wenn die Erkenntniß des Menschen die höchsten Höhen erklommen hat, so muß sie am meisten des sokratischen Ausgangspunktes für alle wahre Weisheit eingedenk sein, daß der Mensch der Weisheit am nächsten kommt, wenn er erkennt, daß er nichts weiß. Sonst kommt sie in Gefahr, von ihren Erfolgen berauscht auch jenseit des höheren Grundes und Bodens, den sie gewonnen, sich herrliche Gebilde zu erträumen, die sich hernach in Nebelgebilde auflösen. Es liegt ein Großartiges in dem Gedanken, daß die Entstehung der ganzen unendlichen Sinnenwelt mit ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit sich aus einem einfachsten kraftbegabten Urstoff, den Atomen, und aus einem einfachsten Gesetz, dem der mechanischen Bewegung, erklären lasse; und der Scharfsinn, mit dem der große Gedanke im Einzelnen durchgeführt wurde, muß den Laien mit Bewunderung erfüllen. Aber nun, ihr Propheten der Wissenschaft, vergesset es nimmer, daß diese mechanische Erklärung selbst und mit ihr die

Entwicklungslehre durchweg auf unerklärten Voraussetzungen ruht! Die Erfahrung scheint diese Voraussetzungen als richtig zu bestätigen. Aber sie entbehren nichts desto weniger der Erklärung; und daß sie bisher nicht erklärt wurden, liegt nicht darin, daß die Wissenschaft noch nicht Zeit hatte, die Erklärung zu finden, so daß über kurz oder lang eine solche zu hoffen wäre, sondern darin, daß sie sich hier vor eine Grenze ihres Könnens gestellt sieht, vor eine Grenze, jenseits derer nicht etwa das Sein und die Wirklichkeit, wohl aber das Wissen aufhört, vor eine Grenze, jenseits derer wir sogar durchaus nicht umhin können, noch ein Etwas zu suchen. Aber dieses Etwas ist nicht mehr die mechanische, sondern eine nichtsinnliche Welt. Es ist die Welt, auf deren Gebiet das Wissen aufhört und das Ahnen und Glauben anfängt. Oder sagen wir zu viel? Suchen wir durch eine Hinterthür der Einbildungskraft des Glaubens und Wähnens wieder Eingang zu verschaffen, indem wir dem klaren Erkennen willkürlich allerlei Schranken ziehen, ohne geduldig abzuwarten, ob nicht auch einst diese Schranken vor dem unaufhaltsamen Fortschritt seiner stillen, königlichen Macht fallen werden? Nun wohlan! Sehen wir näher zu!

Von welchen Voraussetzungen geht denn die Entwicklungslehre und die ganze mechanische Welterklärung aus?

1. Sie geht zuvörderst davon aus, daß Alles, was ist, aus einem einfachsten kraftbegabten Urstoff entstanden sei. Dieser Urstoff erfüllte den unendlichen Raum und gerieth entweder vermöge der ihm innewohnenden Kräfte irgendwann, vor unausdenklichen Zeiten, in Bewegung oder befand sich schon von Ewigkeit her in Bewegung und ging infolge dieser Bewegung in ununterbrochener Entwicklung unzählige Wandlungen ein, bis er die Gestalt der gegenwärtigen Welt annahm. Vorausgesetzt wird also, daß die Welt aus einem Einfachsten entstanden sei. Wir fragen: Gab es wirklich, vor wie langen Zeiträumen auch immer, irgend einen Zeitpunkt, in welchem dieser vorausgesetzte einfachste Urstoff ausschließlich den Raum erfüllte? Wenn es einen solchen Zeitpunkt gab, so ging demselben eine Ewigkeit voraus. Mithin muß der einfache Urstoff, ehe er in Bewegung gerieth und in die Entwicklung eintrat, schon eine Ewigkeit lang im einfachsten Zustande vorhanden

gewesen sein, und zwar nicht in Bewegung, sondern in Ruhe. Denn jede Bewegung bringt Veränderung; sie hätte also auch in das ursprünglich Einfachste Veränderung gebracht und damit die Voraussetzung, den Zustand unbedingter Einfachheit, aufgehoben. Wenn jedoch dieses Einfachste, ehe es sich zu entwickeln anfing, schon eine Ewigkeit lang als unbedingt Einfaches in ungestörter Ruhe vorhanden war, und wenn es außer diesem Einfachsten durchaus nichts gab: wodurch, so fragen wir weiter, gerieth zu irgend einer Zeit dieses Einfachste in Bewegung? (Vergl. S. 114 f.) In ihm selbst konnte die Ursache dazu nicht liegen. Sonst hätte sie schon von Ewigkeit her wirken müssen, das Einfachste wäre also immer schon in Bewegung, nie in Ruhe gewesen und hätte daher auch nie ein Einfachstes sein können. Die Voraussetzung wäre also aufgehoben. Oder es bedurfte, damit das Einfachste aus der Ruhe in die Bewegung und damit in die Entwicklung eintrat, einer bewegenden Macht außerhalb seiner selbst. Das heißt aber nichts Anderes, als daß die Voraussetzung der Entwicklungslehre, die Annahme eines einfachsten Urstoffs als des Ursprungs aller Dinge, uns zur Annahme einer bewegenden Macht neben, vor oder über diesem einfachsten Urstoff nöthigt. Also die Voraussetzung eines Einfachsten erheischt eine Erklärung durch die Annahme eines ersten Bewegenden, und für das Letztere hat die Entwicklungslehre keine Erklärung weiter. Sie muß es dem Ahnen und Glauben überlassen, wie geartet wir uns dieses erste Bewegende vorstellen wollen. Daß es wiederum eine sinnliche, blind waltende Naturmacht neben und außer der schon erklärten mechanischen Natur sei, kann sie nicht gelten lassen; denn auf eine solche würde sie ja ihre mechanische Erklärung anwenden müssen und können. So bleibt nur eine nichtsinnliche, geistige Macht, ein zweckbewußt wirkender, übersinnlicher Weltbeweger und Weltenlenker; und was sollte uns hindern, uns diesen Weltbeweger und -lenker zugleich als Schöpfer vorzustellen?

Doch die eigentlich materialistischen und atheistischen Vertreter der Entwicklungslehre entziehen sich dieser Schlußreihe durch die Annahme, daß ein Zustand der Ruhe nie vorhanden gewesen sei, sondern daß der allem Dasein zu Grunde liegende Urstoff sich von Ewigkeit her bewegt habe. Was werden wir darauf antworten? — Die Ant-

wort ist schon gegeben: ein Einfachstes, das sich von Ewigkeiten her in Bewegung befand, ist undenkbar. Jede Bewegung bringt Veränderung und Entwicklung und hebt damit die Voraussetzung eines unbedingt einfachen Urstoffs auf. Daß ein Weltstoff, der sich von Ewigkeit her in Bewegung befunden hätte, jemals als eine völlig gleichartige Masse von unter einander gleichartigen Atomen in schlechthin einfachster Form den unendlichen Raum erfüllt hätte, um sich dann aus diesem einfachsten Zustande zu der Mannigfaltigkeit der gegenwärtigen Welt zu entwickeln, ist ein Widerspruch in sich selbst. Wer eine Bewegung des Weltstoffs von Ewigkeit her annimmt, stößt also die Voraussetzung der Entwicklungslehre, daß es zu irgend einer Zeit einen einfachsten Urstoff gab, von vorn herein um. Er muß statt dessen annehmen, daß die Atomenmasse, aus welcher der Weltstoff zusammengesetzt sein soll, weil immer schon in Bewegung, darum auch immer schon in irgend einer Entwicklung begriffen gewesen ist. Die verschiedenen Theile der Masse werden sich je nach ihrer verschiedenen Lage zur Bewegungsaxe und je nach anderen damit in Zusammenhang stehenden Verschiedenheiten der Verhältnisse verschieden entwickelt haben; sie können sich vergleichsweise in einem mehr oder weniger fortgeschrittenen Stadium der Entwicklung befunden haben, d. h. ihr Zustand kann mehr dem eines einfachsten Urzustandes oder mehr dem einer denkbar höchsten Mannigfaltigkeit nahe gekommen sein. Man könnte sich etwa auch vorstellen, daß die verschiedenen Gruppen der Weltstoffmasse zu verschiedenen Zeiten theils nach theils neben einander sich von vergleichsweise einfachen Zuständen zu hochentwickelten mit reicher Mannigfaltigkeit leiblichen und geistigen Lebens entfaltet haben, um sich dann infolge irgend welcher von innen oder außen her veranlaßter Umwälzungen wieder in einfachere Stoffe aufzulösen; die letzteren mögen weiterhin entweder im Gesamthaushalt des Universums neue Verwerthung finden oder auch eine in sich geschlossene Gruppe bleiben und selbständig eine neue Entwicklung beginnen. Mit dieser Auffassung stände die Annahme sehr wohl in Einklang, daß sich unser Planetensystem aus einer sich um die eigene Axe drehenden, nebelartig verbreiteten Weltstaubmasse zu seinem gegenwärtigen Zustande entwickelt habe und daß andere Sonnen-,

Planeten- und Mondsysteme durch ähnliche Wandlungen hindurchgegangen seien. Diese Theorie würde der anderen, daß die ganze gegenwärtige Welt aus einem einfachsten Urstoff, einer gleichartigen Atomenmasse, hervorgegangen sei, sehr nahe kommen. Nur würde einerseits, was hier vom Universum gesagt ist, dort immer nur von einzelnen Theilen des Universums gelten: nicht das ganze Universum hätte sich auf einmal aus einem einfachsten Urzustande, aus einer einzigen gleichartigen Atomenmasse zu seiner heutigen Mannigfaltigkeit von Sonnen-, Planeten- und Mondsystemen entwickelt; sondern das Universum enthielt von Ewigkeit her unzählige Weltstoffgruppen auf unzähligen verschiedenen Stufen mehr oder minder fortgeschrittener Auflösung neben einander in nie endender Wandlung. Andererseits würde man für „Atomenmasse" „Weltstoffmasse" sagen müssen. Denn, eine Bewegung des Weltstoffs von Ewigkeit her vorausgesetzt, kann sich nie auch nur ein kleiner Theil der gesamten Weltstoffmasse in einem schlechthin einfachsten Zustande, in dem Zustande einer völlig gleichartigen Masse völlig unterschiedsloser Atome befinden oder befunden haben. Hat doch jede kleinste Weltstoffgruppe von Ewigkeit her an der Bewegung und damit an den Veränderungen und an der dadurch bedingten Entwicklung des Ganzen theilgenommen; und wird doch ebenso jede kleinste Weltstoffgruppe als Glied der ganzen Weltstoffmasse von der Bewegung, Veränderung und Entwicklung des Ganzen fort und fort beeinflußt und aus seinem etwaigen einfacheren Urzustande in den Strom der Gesamtentwicklung mit hineingezogen. Bei der Annahme einer Bewegung des Weltstoffs von Ewigkeit her ist also die Lehre von einer Weltentwicklung aus einem einfachsten Urzustande, aus einer Masse gleichartiger schwingender Atome heraus nicht mehr als ein Titel ohne Inhalt. Was davon übrig bleibt, kann nur die Annahme sein, daß der gesamte Weltstoff aus kleinsten, untheilbaren Stofftheilchen, den Atomen, als aus den Grundelementen zusammengesetzt ist und von Ewigkeit her gewesen ist, und daß dieselbe gesamte Weltstoffmasse sich von Ewigkeit her vermöge der gleichen, den Atomen innewohnenden Kräfte nach denselben Gesetzen bewegt, verändert und entwickelt hat.

Diese Annahme wird allerdings durch unsere Erfahrung immer von Neuem bestätigt oder doch wahrscheinlich gemacht. Nun umfaßt unsere menschliche Erfahrung zwar nur einen verschwindend kleinen Theil des unendlichen Alls. Aber wir haben auch keinerlei Grund, im Interesse des Glaubens jener Annahme zu widersprechen. Denn gerade sie fordert wiederum zu ihrer Erklärung eine Frage heraus, welche uns aus der Sinnenwelt in eine übersinnliche emporweist. Wie kommt es nämlich doch, daß die ganze Weltstoffmasse im grenzenlosen Weltenraum aus denselben Elementen zusammengesetzt ist und von denselben Kräften und Gesetzen beherrscht wird? Deutet das nicht auf eine Einheit der Welt hin? Woher diese Einheit? Im Stoffe liegt nur die Ausdehnung und Vielheit. Woher kommt dieser Vielheit die Einheit — derselbe Stoff — dieselbe Kraft — dasselbe Gesetz? Was gehen die unzähligen Gruppen des Weltstoffs einander an? Das ist nicht aus der Vielheit des seelenlosen Stoffs, sondern allein aus dem einen verbindenden gemeinsamen Grundgedanken zu erklären, der die Vielheit beseelt und zu einem herrlichen lebendigen Ganzen ausgestaltet. Und dieser verbindende Grundgedanke wäre völlig unerklärlich ohne den All-Einen, der ihn gedacht. So weist auch in dieser Gestalt die mechanische Welterklärung von der Vielheit der Sinnenwelt auf die Einheit eines übersinnlichen Geisteslebens und eines allweisen Alles durchdringenden und durchwaltenden Weltenschöpfers.

2. Das Fundament, über welchem die mechanische Welterklärung sich aufbaut, ist weiter der Satz, daß es nichts als Stoff und Kraft gebe. Wir lassen auch diesen Satz gelten, wenn er nur auf die mechanische Seite der Natur, d. h. auf die Natur, so weit sie sinnlich wahrnehmbar ist, Anwendung findet. Aber bedürfen nicht die hier zu Grunde gelegten Begriffe „Stoff" und „Kraft" selbst noch der Erklärung? Was ist „Stoff"? Was können wir mehr darüber sagen, als daß es sei: „ein Raum ausfüllendes Etwas, dessen Wesen uns allein durch die Wirkungen seiner Kräfte auf unsere Sinne zur Kenntniß kommt?" Dieses Etwas selbst bleibt uns ein X, eine uns wenigstens nur sehr unvollkommen bekannte Größe, bekannt nur, sofern sie irgend einen Eindruck auf unsere Sinne macht. Nur was dieses Etwas uns, und zwar unserem

sinnlichen Menschen ist, wie es unseren Sinnen erscheint, können wir sagen. Was es an sich, seinem eigentlichen Wesen nach ist, wissen wir nicht. Kant hat bekanntlich sonnenklar nachgewiesen, daß wir nur die Erscheinungen der Dinge, d. h. das von ihnen kennen, was sich unseren Sinnen zeigt, daß wir dagegen über das, was sie an sich seien, höchstens auf Grund unserer sinnlichen Wahrnehmungen allerlei Vermuthungen hegen können. Wie, wenn nun der Stoff, dieses Raum ausfüllende Etwas, nicht nur dies X wäre, in dem die Kraft wohnt, den Raum auszufüllen, sich im Raum zu bewegen und Eindrücke auf unsere Sinne hervorzubringen? Wie, wenn sein eigentlicher Kern, das Ding an sich, ein nichtsinnliches Etwas wäre, welches die Kraft in sich birgt, die Herrlichkeit einer nichtsinnlichen Welt unseren Sinnen zu erschließen? — Und was ist „Kraft"? Was wäre sie Anderes, als eine Eigenschaft des Stoffes, also eben jenes unbekannten Etwas, vermöge deren es allerlei Wirkungen auf unsere Sinne hervorzubringen vermag? So kennen wir auch die Kraft nur nach ihrer Wirkung auf unsere Sinne, nicht nach ihrem Ursprung, nicht nach dem unbekannten X, von dem sie ausgeht, und durch welches doch erst ihr Wesen bestimmt wird. Beides, Stoff und Kraft, bleiben uns mithin nur halbbekannte Größen; bekannt, sofern wir wissen, was sie für unsere sinnliche Wahrnehmung sind, unbekannt ihrem innersten Wesen nach, unbekannt in Bezug auf das, was sie an sich sind. Und diese Unterscheidung zwischen der Welt der Erscheinungen und dem Ding an sich, zwischen dem, was die Dinge für unsere Sinne, und dem, was sie ihrem Wesen nach sind, ist keineswegs nur so eine Grübelei eines spitzfindigen, die Begriffe künstlich spaltenden Philosophen. Oder würden uns die Dinge nicht ganz anders erscheinen, wenn unsere Sinne anders geartet wären? Dem Farbenblinden erscheint das Rothe grün; der Blindgeborene weiß sich von der Welt des Lichts und der Farben, der Taubgeborene von der der Töne keine Vorstellung zu machen. Läßt sich nicht umgekehrt denken, daß es noch ganz andere Sinne giebt, als die, über welche vollsinnige Menschen verfügen, solche Sinne, welche uns die Natur von ganz neuen Seiten zeigen würden? — Wenn man durch ein Zimmer zahlreiche Fäden ausspannt und eine geblendete Fledermaus durch den Raum fliegen

läßt, so vermeidet sie die Berührung der Fäden mit der gleichen Sicherheit, wie wenn sie sehend wäre. Läßt das nicht auf eine Art von Tastsinn durch die Ferne hin schließen? Aber wenn wir zu unseren fünf Sinnen noch eine ganze Anzahl anderer erhielten, so würden wir doch die Dinge immer nur wahrnehmen und erkennen so wie sie uns erscheinen; auch so würden wir nicht gewiß sein, daß uns dadurch ihr eigentliches Wesen enthüllt würde. Das letztere vermöchten wir auch so nur zu ahnen. Wie, wenn nun eben dies die geheimnißvolle Brücke zwischen der sinnlichen und der nichtsinnlichen Welt bildete?

3. Die Entwicklung von Stoff und Kraft wird nach der mechanischen Welterklärung auf das Genaueste und Unabänderlichste durch das Naturgesetz geregelt. Wir können es kurzweg als das Gesetz der mechanischen Ursächlichkeit bezeichnen. Nach ihm wird jede Veränderung durch eine mechanische Ursache, durch eine Bewegung im Raum hervorgerufen. Wir müßten an unserem Denken irre werden, wollten wir dieses Gesetz nicht als unverbrüchlich gelten lassen. Aber ist damit auch nur eine einzige der thatsächlich vorhandenen Ursächlichkeiten bis an das Ende erklärt? Woher wissen wir denn zunächst so sicher, daß ein Gesetz, das wir als allgemein gültig festgestellt zu haben glauben, auch wirklich allgemeine Gültigkeit hat? Etwa daher, daß es in allen Fällen zutraf, die wir bisher beobachtet haben? Aber was sichert uns davor, daß morgen ein Fall eintritt, in welchem es nicht zutrifft? Durch die große Zahl der Fälle allein, die uns durch unsere Erfahrung an die Hand gegeben wird, könnte auch nicht das unbestrittenste Gesetz außer Zweifel gestellt werden. Was verschlägt der kleine Weltausschnitt, den wir beobachten können, gegenüber dem unermeßlichen Gebiete, das für unsere Erfahrung unerreichbar bleibt? Dennoch steht uns das Gesetz der mechanischen Ursächlichkeit unerschütterlich fest, nicht wegen der beschränkten Zahl sinnlicher Wahrnehmungen, sondern durch das Vertrauen auf das Gesetz unseres Denkens, das in uns wohnt, also wiederum auf die innere Erfahrung, auf die Macht unseres Geistes, die Vorstellungen, die uns die äußere Erfahrung an die Hand giebt, zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden. Auf dieses Vertrauen, das wir in unser Denken und unsere innere Erfahrung

setzen, bauen wir das Vertrauen, daß diesem Einheitsbewußtsein in uns auch ein ununterbrochener Zusammenhang in der Sinnenwelt entspreche, ohne dessen Annahme all unser Vorstellen und Denken der Grundlage entbehren würde. So ist also auch das die ganze Sinnenwelt durchwaltende Naturgesetz eine Voraussetzung, die uns aus der Sinnenwelt in eine nichtsinnliche weist. Aber es kommt noch ein Anderes hinzu. Jede Wirkung hat ihre Ursache, diese wieder eine andere Ursache und so fort bis ins Unendliche. Werden wir dadurch nicht wieder von einem scheinbar Erklärten auf ein völlig Unerklärtes zurückgeworfen? Oder können wir eine unendliche Kette von Ursachen von Ewigkeit her begreifen? Und handelt es sich denn nur um eine einzelne unendliche Kette von Ursachen, die wie eine einzelne ununterbrochene und endlose Linie in die Unendlichkeit der vergangenen Zeit zurückreicht? Ist nicht das Kleinste, das geschieht, zugleich durch alle die unzähligen mit einander in Wechselwirkung stehenden Veränderungen im unendlichen Raum bedingt? Muß man nicht, um einen einzigen Naturvorgang in seiner Ursächlichkeit vollkommen zu begreifen, die unendliche Zahl seiner Ursachen im unendlichen Raum und jede dieser zusammenwirkenden Ursachen wieder aus deren eigenen Ursachen in unendlicher Kette bis rückwärts in die Unendlichkeit der vergangenen Zeit kennen und begriffen haben? Aber sowohl die Unendlichkeit des Raumes als die der Zeit gehen über das Vermögen unserer Vorstellungs- und Denkkraft hinaus. So werden wir durch jeden Versuch, auch nur den kleinsten Naturvorgang nach seinem ursächlichen Zusammenhang zu erklären, unweigerlich gezwungen, aus dem Endlichen in das Unendliche, sei es des schrankenlosen Raumes, sei es der schrankenlosen Zeit, und damit aus dem Sinnlichen in ein über alle Sinnlichkeit Erhabenes fortzuschreiten. Die Ursächlichkeit, das Gesetz alles Werdens und aller Entwicklung, die Grundvoraussetzung der mechanischen Welterklärung wie jeder vernunftgemäßen Welterklärung weist über die Erscheinungen hinaus zu einem Etwas empor, das nie erscheint und vorgestellt wird und das doch Niemand leugnen kann. Denn wer wollte die unendliche Zeit und den unendlichen Raum je ausdenken, und wer wollte das Eine oder Andere leugnen? Hier drängt sich uns also unweigerlich ein über alle

sinnliche Wahrnehmung Hinausführendes auf. Wie sollte unser Ahnen, Sehnen und Glauben aus diesem unleugbaren Reich des unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit nicht das Recht entnehmen, den Unendlichen und Ewigen als König dieses Reiches zu suchen?

4. Vollends werden wir mitten aus dem scheinbar Mechanischsten auf ein Nichtmechanisches, Nichtsinnliches hingeführt, wenn wir auf die Beschaffenheit des Stoffes und der Kraft achten, welche die mechanische Welterklärung voraussetzt. Der Urstoff ist hiernach aus Atomen, d. h. aus kleinsten, selbst nicht mehr theilbaren Stofftheilchen zusammengesetzt. Aber ist denn ein untheilbarer Stofftheil denkbar? Jeder noch so kleine Stofftheil ist selbst wieder Stoff und als solcher ein Raumausfüllendes. Was den Raum ausfüllt, ist ein Körper; und jeder Körper, wie klein er auch sei, ist theilbar. Theilbar ist sogar die den Körper begrenzende, nicht mehr raumausfüllende und daher selbst körperlose Fläche und selbst die die Fläche begrenzende, auch der Breite entbehrende Linie. Nur vom Punkt, der nichts als die Grenze zwischen zwei Linien ist, kann Untheilbarkeit ausgesagt werden. Ebendeshalb entsteht auch durch eine unendliche Zahl von Punkten niemals eine Linie oder eine Fläche und noch weniger ein Körper, d. h. ein Raumausfüllendes. Atome, wenn sie wirklich sind, was der Name sagt, untheilbare Dinge im Raum, könnten nur Punkte sein, wären also nicht raumausfüllend, wären kein Stoff. Und auch eine unendliche Zahl von solchen Atomen würde nie zum Stoff werden; denn auch milliardenmal nichts giebt immer wieder nichts; also auch milliardenmal kein Stoff giebt immer wieder keinen Stoff. Das lehrt uns die unfehlbarste aller Wissenschaften, die Mathematik. Die Naturforscher haben ihre Gründe, kleinste Stoffeinheiten anzunehmen. Mögen sie diese „Atome" nennen! Aber wirkliche Atome, wirklich untheilbare Stofftheilchen sind es nicht; solche sind ein Denkwidriges. Vielmehr müssen wir uns auch das kleinste Stofftheilchen noch theilbar denken; und so werden wir hier auf eine Beschaffenheit des Stoffes geführt, die zwar nicht denkwidrig ist, sondern uns sogar durch eine Denknothwendigkeit unweigerlich aufgedrängt wird, die wir aber nichtsdestoweniger mit unserem Denken nicht ausdenken

können: diese Eigenthümlichkeit des Stoffes ist *seine unendliche Theilbarkeit*. So stoßen wir auch hier auf ein Unendliches, das wir denken müssen, ohne doch es fassen zu können. Das Gesetz der Ursächlichkeit führte uns auf eine unendlich lange Zeit und einen unermeßlich großen Raum; das Atom führt uns auf eine unendliche Theilbarkeit des Raumes und Stoffes. Darin liegt, daß der Stoff nicht ein in unendliche Vielheit Zerfallendes, Atomistisches, sondern ein ununterbrochen fortlaufendes Kontinuirliches, in gewissem Sinne also eigentlich überhaupt *keine Vielheit*, sondern *ein Einheitliches* ist. Wohl bleibt es eine Vielheit für *unsere Sinne*; aber *seinem Wesen nach* ist es ein Einheitliches, ein untrennbar zusammengehöriges Ganzes. *Uns* bleibt die Kontinuirlichkeit unfaßbar. *Wir* können nur dies Theilbare und die Vielheit fassen. Aber zugleich nöthigt uns dennoch unser Denken, das Band zu suchen, das zwischen den vielen, scheinbar auseinander fallenden Stofftheilchen, den sogenannten Atomen, den Zusammenhang, die Einheit herstellt. Schimmert hier nicht wieder mitten durch die scheinbar so ganz mechanische Welt der angenommenen Atome ein ganz Anderes hindurch? Drängt sich uns nicht in der Welt des unendlich Vielen und scheinbar atomistisch Zerfallenden *ein All-Eines* auf, das in aller Vielheit und doch von ihr verschieden in jedem ihrer zahllosen Theilchen pulsirt und doch das Ganze einend durchwaltet? Geht es uns nicht auch hier mitten in der mechanischen Vielheit der Atome wie Ahnung eines Alles einenden Urhebers und übersinnlichen Trägers und Lenkers dieser Atomenwelt auf?

5. Und wie viel mehr ist das noch der Fall, wenn wir näher auf die *Urkräfte* eingehen, welche die mechanische Welterklärung im Stoffe voraussetzt! Es ist die Doppelkraft der Atome, *sich einander anzuziehen und abzustoßen*. Daß die Stoffe einander anziehen und abstoßen, ist auf Grund zahlreicher Erfahrungen festgestellt. Auf dem Gesetz der wechselseitigen Anziehung beruht der Zusammenhang unserer Sonnen- und Planetensysteme sowie die Bewegung der einzelnen Weltkörper. Aber wie kommt die Sonne dazu, die Erde, und wie diese dazu, den Mond anzuziehen? Was hat ein Atom mit dem anderen zu schaffen, daß eins das andere anzieht oder abstößt? Anziehen können sie sich wechselseitig nur, wenn noch

unausgefüllter Raum zwischen ihnen vorhanden ist. Denn sie selbst sollen ja ganz einfach sein, so daß eine gegenseitige Annäherung und Entfernung durch etwa pulsirend zu denkende Ausdehnung und Zusammenziehung nicht in Frage kommen kann. Die Thatsache der Anziehung und Abstoßung muß anerkannt werden. Aber wie erklären wir diese Thatsache? Man hat zur Erklärung zwischen den Atomen im weiten Weltenraum noch den Aether als Bindeglied und zugleich als trennende Kraft angenommen. Indeß damit ist neben den Atomen nur ein neues Unerklärtes eingeführt. Die Ursache der Anziehung und Abstoßung läge dann im Aether allein oder im Aether und den Atomen. Aber gleichviel! In beiden Fällen ist die Frage nicht beantwortet, sondern nur zurückgeschoben und durch das neu eingeführte Element des Aethers verwickelter gemacht. Auch der Aether soll doch ein Stoff, ein Raumerfüllendes, ein Mechanisches und durch Bewegung im Raum Wirkendes sein. Sollen die Atome oder die Theilchen des Aethers eine anziehende oder abstoßende Wirkung üben oder vermitteln, so muß — bei der rein mechanischen Erklärung — die Voraussetzung stets die sein, daß zwischen diesen kleinsten Stofftheilchen ein leerer Raum vorhanden sei, damit die Bewegung im Raum zum Zweck der Anziehung oder Abstoßung möglich sei. Gleichviel also, ob wir es nur mit den Atomen oder mit den Atomen und dem Aether zu thun haben, immer bleibt die Frage: wie kommen die Atome oder die einfachsten Theilchen des Aethers, die doch als rein mechanisch, raumausfüllend und allein durch Bewegung im Raum wirkend gedacht werden — wie kommen sie nichtsdestoweniger dazu, als wüßten sie von einander, sich über den leeren Raum hinweg anzuziehen oder abzustoßen? Haben sie Augen oder andere Sinne, durch die sie einander wahrnehmen? Das würde eine geistige Begabung voraussetzen und uns über das rein Mechanische hinausführen. Wir bedürfen auch hier zur Erklärung noch einer anderen, nichtmechanischen, nichtsinnlichen Macht, die zwischen den Atomen vermittelt. Der Aether, weil wieder nur Stoff, nur ein Mechanisches, erklärt die Sache so wenig wie die Atome selbst. So bleibt auch von dieser Seite her nur die Annahme eines Nichtmechanischen, das die Kraft in sich trägt, die Atome zu einander in Beziehung zu

setzen, zu einen. Diese Kraft müßte einerseits in jedem Atom als sein innerster Kern pulsiren, und doch andererseits als das All-Eine das Universum durchwalten, um in der Vielheit die Einheit herzustellen. Diese geistige Macht würde die Seele des Atoms bilden und es befähigen zu schwingen und andere Atome anzuziehen und abzustoßen. Diese Atomseele würde aber nur der Abglanz und gleichsam Sproß eines Alles durchdringenden und einenden Uebersinnlichen sein, das in jedem einzelnen Atom sein Wesen und seinen Willen zum Ausdruck bringt.

6. Wir kommen zu den Voraussetzungen, auf Grund deren die mechanische Welterklärung und die Entwicklungslehre die Entstehung all der unzähligen Arten von Lebewesen aus einer gemeinsamen Urart behaupten zu dürfen glaubt. Diese Voraussetzungen hängen untrennbar zusammen. Es sind die Gesetze der Vererbung und Anpassung, der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl und des Kampfes ums Dasein. Keine dieser Voraussetzungen soll bestritten werden; aber jede derselben bedarf selbst noch einer Erklärung, für welche die mechanische Weltauffassung nicht ausreicht.

Die Vererbung der Eigenschaften von den Stammwesen auf die Nachkommen sorgt für die Erhaltung der alten, die Anpassung für die Entstehung neuer Arten.

Die Vererbung scheint sich auf den ersten Blick rein mechanisch erklären zu lassen, so lange man nämlich bei den angenommenen Urwesen alles Lebendigen, den Moneren, stehen bleibt. Sie bestehen aus einer ungegliederten Schleimmasse und vermehren sich lediglich durch Abtrennung eines Theils von der Gesamtmasse. Wie sollten hier die neu entstandenen Moneren nicht aus demselben Stoffe zusammengesetzt sein und dieselben Eigenschaften erwerben wie die Stammmoneren? Wie anders jedoch, sobald die einzelnen Körpertheile des Stammwesens nach Stoff und Form unter einander erhebliche Unterschiede zeigen! Wie anders, wenn eine mannigfaltige Gliederung eintritt und die verschiedenen Glieder die verschiedensten Stoffe enthalten, die verschiedensten Formen entwickeln und die verschiedensten Funktionen versehen! Die Stammwesen oder die Stammeltern geben an den Abkömmling zur ersten Keimbildung nur winzigste

Stofftheilchen ab. Zwar wird dieser Keim vor der völligen Aussonderung aus dem Stammorganismus beziehungsweise aus dem mütterlichen Organismus zum Theil noch einige Zeit innerhalb dieses Organismus ernährt und dadurch in seiner Entwicklung beeinflußt. Aber das Ei der Weich- und Gliederthiere, der Würmer und Insekten, der Fische, Amphibien und Vögel wird doch diesem Einfluß ziemlich früh entzogen, ohne daß die Vererbung darunter litte. Bei den Säugethieren bildet sich der Abkömmling allerdings ganz oder fast vollständig innerhalb des mütterlichen Organismus aus; der Einfluß des väterlichen Stammthiers jedoch bleibt wie bei den anderen Thierklassen auf ein Kleinstes von Stoff und Zeit beschränkt; und trotzdem vererbt auch das Männchen seine Eigenschaften bis in das Einzelnste. Es darf mithin als Thatsache hingestellt werden: schon die winzigsten Stofftheilchen, die der Keim von dem Stammwesen empfängt, genügen dazu, daß der erstere alle Eigenschaften der letzteren annimmt. Ja nicht nur die Theile der Stammorganismen, denen die Stoffe des Keimes unmittelbar entlehnt werden, sondern alle Theile und Glieder derselben vererben ihre sämtlichen Eigenthümlichkeiten, ihre Stoffe, Formen und Farben, ihre Funktionen, ihre Weise der Lebensäußerung und ihre Gewohnheiten bis in die zarteſten Schattirungen. Und — was besonders wunderbar ist — diese Eigenthümlichkeiten treten erst allmählich im Laufe der Entwicklung auf den entsprechenden Altersstufen des Abkömmlings hervor. Noch mehr! Es entwickeln sich an dem letzteren nicht nur diejenigen Eigenthümlichkeiten der Stammwesen nach allen so eben beschriebenen Richtungen, welche sie zur Zeit der Fortpflanzung zeigten, sondern auch alle die, durch welche sie vorher auf den verschiedenen Altersstufen gekennzeichnet wurden, und durch welche sie nachher im späteren Alter gekennzeichnet werden. Auf jeder Alters- und Entwicklungsstufe nimmt der Abkömmling diejenigen Merkmale der Stammwesen, sei es der männlichen, sei es der weiblichen, an, welche für diese auf der gleichen Stufe charakteristisch sind. Wie ist das möglich? Darwin hat zur Erklärung die scharfsinnige Hypothese aufgestellt, daß durch den Umlauf des Blutes oder anderer cirkulirender Lebenssäfte jedes Theilchen in jedem Gliede des Stammwesens oder der Stammeltern unendlich winzige Partikel-

chen an die Keimzellen abgiebt, und daß diese samenartigen Partikelchen die Grundlage für eine Entwicklung des Keimwesens bilden, welche der ganzen Entwicklung der Erzeuger entspricht. Darwin hat diese Hypothese als Panspermatismus bezeichnet, weil nach ihr der ganze Körper der Stammwesen aus jedem seiner Theile Samenpartikelchen zur Bildung des neuen im Werden begriffenen Wesens beisteuert. Nach der genannten Theorie tritt jedes jener samenartigen Partikelchen erst auf der entsprechenden Entwicklungsstufe in Wirksamkeit, um das für diese charakteristische Merkmal hervorzubringen.

Es mag gar Vieles dafür sprechen, daß Darwin Recht hat. Aber ein wie unendlich verwickelter Vorgang wird hier vorausgesetzt: wie undenkbar erscheint es, daß dieser Vorgang sich ohne planvolle Einwirkung einer zweckbewußt handelnden übersinnlichen Weisheit vollzieht. Das Räthsel wird noch größer dadurch, daß diese Vorgänge nicht nur unmittelbar durch den Stammvater, sondern auch mittelbar nach dem Gesetz des Atavismus durch Zwischenglieder hervorgerufen werden. Es ist bekannt, daß sich öfter die Eigenschaften des Atavus, d. h. eines früheren Ahnen, unter Uebergehung der Kinder, ja Enkel und Urenkel erst auf spätere Nachkommen vererben. In diesem Falle müssen die Anlagen zu den vererbten Eigenschaften in den Zwischengliedern dennoch vorhanden gewesen, aber verhüllt geblieben sein. Wie werden wir hier wieder auf ein unmeßbar Kleines und eine Theilbarkeit bis ins Unendliche, also auf ein unsere Vorstellungskraft und deshalb auch alles rein Mechanische weit Uebersteigendes hinausgeführt! Wie weist insbesondere das lange Zeit Verhülltbleiben und dann rechtzeitige Hervortreten der sich vererbenden Anlagen von einer nur mechanischen Entwicklung auf ein weises Gesetz, das seine Entstehung einem vernünftigen Urheber verdankt, und dessen Wirkungen von diesem beabsichtigt wurden! Nicht, als ob wir meinten: das Zuerst-Verhülltbleiben und Hernach-Hervortreten hänge nicht auch irgendwie mit mechanischen Ursachen zusammen! Aber es müssen hier so unzählige und so verschiedenartige kleine und große Faktoren zu einer so harmonischen Entwicklung durch so viele und mannigfaltige Stufen hindurch zusammenwirken, daß ein überaus starker Glaube dazu gehört, anzunehmen,

das Zusammenwirken dieser Faktoren sei nicht durch die ordnende Hand eines zweckbewußten Schöpfers herbeigeführt.

7. Das Gesetz der Anpassung in seinem engen Zusammenhange mit dem Kampf ums Dasein und mit der durch den letzteren bedingten natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl scheint ganz besonders der rein mechanischen Weltauffassung das Wort zu reden. Ohne irgend Jemandes Absicht treten bei der Vermehrung im Einzelnen fast unmerkliche, durch die Häufung im Laufe unermeßlicher Zeiträume dennoch überaus wirksame Abweichungen der Abkömmlinge von den Stammwesen und der Abkömmlinge unter einander auf. Einige Exemplare entwickeln Eigenschaften, die für die bisher vorhandenen oder für neu gestaltete Verhältnisse vortheilhafter sind als die Eigenschaften anderer. Die in diesem Sinne vortheilhafter ausgerüsteten Exemplare gelangen zahlreicher zur Vererbung ihrer Eigenschaften. Die Wirkung dieser Unterschiede wird noch vergrößert durch das fast allgemeine Mißverhältniß zwischen der Ueberzahl des Nachwuchses und den oft spärlichen Unterhaltungsmitteln. Denn auf Grund dieses Mißverhältnisses entfaltet sich der bittere Kampf ums Dasein, d. h. der grausame Wettbewerb unter den neu heranwachsenden Exemplaren derselben Art um die Unterhaltungsmittel. In diesem Kampfe siegen die mit den vortheilhafteren Eigenschaften ausgestatteten Exemplare, während die minder gut ausgestatteten von Geschlecht zu Geschlecht mehr verkümmern. Die ersteren vererben in Folge dessen ihre Eigenschaften in zahlreicherer Nachkommenschaft. Der ohne irgend Jemandes absichtliches Zuthun, auf Grund blind wirkender Naturverhältnisse entstandene Kampf ums Dasein wird ohne bewußte Absicht zum Pflanzen- und Thierzüchter, der die vortheilhafter begabten Exemplare gleichsam durch eine natürliche Zuchtwahl zur Weiterzüchtung aussondert. Er züchtet im Laufe der Jahrtausende und Jahrmillionen zahlreiche neue und zwar immer vollkommenere Arten. Seine Arbeit wird wesentlich gefördert durch die Werbung der Geschlechter um einander und die dadurch hervorgerufene geschlechtliche Zuchtwahl. Die für die Werbung vortheilhafter beanlagten Exemplare kommen wiederum häufiger zur Vererbung ihrer Eigenschaften. Hierbei wirkt sehr entscheidend das Urtheil des umworbenen Theiles mit, und

dadurch kommen die ästhetisch, intellektuell und moralisch bevorzugten Exemplare zur reicheren Vererbung ihrer Eigenschaften. Durch alle diese Vorgänge und ihre mannigfachen Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Verflechtungen unter einander, wie sie bereits in einem früheren Abschnitt (S. 79 ff.) eingehender dargestellt sind, wird die Entstehung immer neuer und immer vollkommenerer Arten ohne irgend Jemandes Absicht durch ein blind waltendes Naturgesetz rein mechanisch herbeigeführt. Wie scharfsinnig erdacht, und doch wie einfach!

So scheint es! Aber zuvörderst liegt doch schon die Frage nahe: worauf beruht denn jenes Mißverhältniß, das dem in der That so grimmigen und für die Entwicklung des Lebens dennoch so heilsamen und zweckmäßigen Kampf ums Dasein recht eigentlich als Grundlage dient? Läßt sich etwa aus irgend einer in der Vernunft und Natur begründeten Nothwendigkeit kein anderes Verhältniß zwischen der Zahl der neu entstehenden Lebewesen und den vorhandenen Unterhaltungsmitteln denken als das, daß die letzteren für die Ueberfülle der ersteren meist unzureichend sind? Wäre die Vorstellung denkwidrig und einer in sich harmonischen Naturordnung von vorn herein widersprechend, daß die Fortpflanzung sich in Grenzen hielte, die allen werdenden Wesen genügende Mittel der Ernährung sicherte? Daß das scheinbar so zweckwidrige, in der That aber so höchst zweckmäßige Gegentheil statt hat, könnte das nicht schon seinen Grund in der weisen Voraussicht eines zweckbewußten Schöpfers haben, der durch das Mißverhältniß zwischen den Existenzmitteln und der Ueberzahl der neu entstehenden Wesen und durch den daraus entspringenden Kampf ums Dasein in die Welt des Lebens einen unwiderstehlich drängenden Antrieb zu immer mannigfaltigerer und höherer Entwicklung legen wollte? — Sodann aber: muß denn die Anpassung und der Kampf ums Dasein wirklich eine immer größere Vollkommenheit der Arten im eigentlichen und allgemeinen Sinne des Wortes hervorbringen? Führen diese Gesetze nicht vielmehr öfter nur in einem sehr beschränkten und einseitigen Sinne zu größerer Vollkommenheit, nämlich zu Eigenschaften, welche für die bisher vorhandenen oder für neu eingetretene Verhältnisse am vortheilhaftesten sind? Doch wie, wenn diese Verhältnisse selbst höchst traurige und

kümmerliche sind? An der Felswand gedeiht nur die trockene Flechte, unter Eis und Schnee verkommen gerade die reichsten Arten des Lebens, die armseligsten bleiben zurück. Gewiß: wenn eine lachende Aue sich in einen Schwefelsee und eine Salzwüste, oder ein „Grünland" sich in unabsehbare Eis- und Schneeflächen verwandelt, dann passen sich die lebenden Wesen, die dort wohnen, dem neuen Zustande allmählich an: sie gewinnen Eigenschaften, die für diesen Zustand besser passen und insofern vollkommener sind. Aber werden die neuen Arten, die durch solche Anpassung entstehen, nach dem allgemeinen Maßstabe, nach welchem wir zu messen pflegen, wirklich vollkommener sein als die, welche durch sie allmählich verdrängt werden? Wie, wenn nun die Verhältnisse auf der Erdoberfläche zum größten Theile dürftig wären oder sich immer dürftiger gestalteten? Würde dann nicht auch die Welt des Lebens auf immer armseligere Stufen der Entwicklung herabsinken? Würde dann nicht gerade durch eine immer vollkommenere Anpassung an diese dürftigen Verhältnisse, von einem das Ganze umfassenden Standpunkt aus betrachtet, statt des Fortschrittes ein Rückschritt eintreten müssen? Oder beruht der einer aufsteigenden Entwicklung so außerordentlich günstige Zustand der Erdoberfläche auf irgend einer mechanischen Naturnothwendigkeit? Wenn aber eine solche schwerlich nachzuweisen ist, und trotzdem die Verhältnisse auf Erden im Großen und Ganzen nicht dürftiger, sondern reicher werden und eine immer reichere Entfaltung des Lebens zu immer höheren Stufen der Vollkommenheit, und zwar einer Vollkommenheit in einem das Universum umfassenden Sinne, begünstigen: sollte das nicht für das Walten eines Schöpfers sprechen, der die Heimstatt des Lebens so eingerichtet hat, daß sie die fortschreitende Entwicklung ihrer Bewohner allerorten fördert? Endlich aber: welches sind denn für die Entwicklung der Lebewelt die Haupthebel — die, durch welche auch die natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl erst recht zur Geltung kommt? Sind das nicht vor allem die geistigen Kräfte von den ersten traumhaften Regungen des Willens und der Empfindung bis zum klaren Denken des Menschen hinauf? Auch die Vertreter der Entwicklungslehre verfehlen keineswegs, diese Hebel bei ihren Darlegungen über die Wirkungen der Anpassung, des Kampfes ums Dasein und der natürlichen

und geschlechtlichen Zuchtwahl in Ansatz zu bringen (vergl. S. 95 f.). Insbesondere ist es das Urtheil, also die geistige Befähigung des umworbenen Theiles, wodurch bei der geschlechtlichen Zuchtwahl auf die Vervollkommnung des werbenden Theils ein wesentlicher Einfluß geübt wird. Auch die geistigen Kräfte selbst werden wiederum ihrerseits durch die natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl allmählich gesteigert. Aber das Vorhandensein der ersten Keime wird bei der ganzen Entwicklung bereits vorausgesetzt. Und vor allem wird Eins als schon vorhanden vorausgesetzt: das, was sich in der Entstehung all der unzähligen Arten entwickelt, das Leben selbst. Wie entsteht diese Grundvoraussetzung der ganzen Lehre von der natürlichen Entwicklung der Arten? Wodurch entsteht das Leben, zuerst das leibliche, dann das geistige? Welche Antwort giebt die rein mechanische Welterklärung auf diese Frage? Sie bleibt trotz aller Versuche, über die Schwierigkeit hinwegzukommen, die Antwort schlechterdings schuldig. Wir stoßen hier wieder auf die schwächste Stelle, recht eigentlich die Achillesferse der mechanischen Welterklärung. Wir haben sie schon öfter berührt; aber es ist unerläßlich, noch einmal näher darauf einzugehen.

19. Die Entstehung des leiblichen und geistigen Lebens wird durch die mechanische Welterklärung und die Entwicklungslehre nicht erklärt.

Scheinbar giebt die Entwicklungslehre eine Erklärung für die Entstehung des Lebens (vergl. S. 80 ff.). Unter besonders günstigen Wärme- und Elektricitätsverhältnissen soll sich einst auf dem Meeresgrunde aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff und Stickstoff der Urstoff alles Lebens, der sogenannte „Urschleim", gebildet haben. Er hatte in Folge seiner Zusammensetzung die Fähigkeit, andere Stoffe leicht in sich aufzunehmen und aufzulösen und doch auch störenden Einflüssen von außen vermöge einer gewissen Zähigkeit Widerstand entgegenzusetzen. Er war beweglich genug, um alle die Thätigkeiten, in denen das Leben zur Erscheinung kommt, ohne Schwierigkeit zu vollziehen, und doch auch fest genug, um Gestaltungen hervorzubringen, die nicht auseinanderfließen, sondern ein in sich

geschlossenes Ganzes darstellen. Aus ihm entstanden die Urlebewesen, die Moneren, die als kleine Schleimbläschen zu denken sind. Sie können Fortsätze bilden, durch sie den anderen Körper nachziehen und sich so bewegen. Sie können mit Hülfe dieser Fortsätze fremde Stoffe umfließen, sie in sich aufnehmen und auflösen und dadurch sich ernähren und vergrößern oder wachsen. Sie können, wenn die Vergrößerung ein gewisses Maß erreicht hat, sich theilen und dadurch sich vermehren und fortpflanzen. Das alles soll sich nach der mechanischen Erklärung völlig äußerlich oder mechanisch vollziehen. In diesen rein mechanischen Vorgängen glauben die Vertreter der mechanischen Weltauffassung die Erklärung für die Entstehung des Lebens gegeben zu haben. Denn Bewegung, Ernährung, Wachsthum und Fortpflanzung sind die vornehmsten Aeußerungen des Lebens.

Aber ist denn in der Beschreibung dieser Vorgänge nach ihrer mechanischen Seite ihre innerste Ursache und Triebfeder, ihr wahrer Kern, das eigentliche Wesen des Lebens gegeben? Wir nehmen an, daß die Lebensäußerungen der Moneren sich genau so vollziehen, wie die Entwicklungslehre es darstellt. Aber wie kommt die Monere dazu, Fortsätze zu bilden, den anderen Theil des Körpers nachzuziehen, außer ihr vorhandene Stoffe in sich aufzunehmen und aufzulösen? Etwa nur durch Druck oder Anstoß von außen? Jeder fühlt es sofort: wenn ein Tröpfchen in sich zusammenhaltenden Schleimes in Folge rein mechanischer Ursachen, etwa durch das Gesetz der Schwerkraft, durch die Macht des Lichtes, der Wärme, der Luft oder des Wassers oder durch die chemischen Wirkungen anderer Stoffe, allerlei Wandlungen seiner Gestalt erführe, Fortsätze bildete, mit ihnen benachbarte Substanzen umflösse und in sich auflöste, dadurch sich vergrößerte und endlich sich in zwei Tröpfchen theilte, so wäre dieses Schleimtröpfchen darum noch lange kein lebendes Wesen. Ein rollendes Wassertröpfchen oder ein in sich geschlossenes Klümpchen einer zäheren Flüssigkeit, das auf einer schiefen Fläche mit kleinen Unebenheiten sich langsam abwärts bewegt, oder ein gleiches Flüssigkeitsgebilde, in welchem das Licht oder chemische Einflüsse allerlei — vielleicht pulsirende — Bewegungen erzeugen, oder vollends eine ebenfalls in sich geschlossene Menge einer leichteren

Flüssigkeit, die innerhalb einer schwereren aufwärts steigt, können äußerlich einen täuschend ähnlichen Eindruck hervorbringen wie ein kriechendes oder schwimmendes Lebewesen. Aber Niemand wird darin wirklich ein Lebewesen erblicken. Leben erkennen wir nur da an, wo wir voraussetzen, daß zu der Bewegung, die wir wahrnehmen, der Antrieb aus dem Innern des in Frage stehenden Wesens selbst kommt. Leben sehen wir nur in einem Wesen, welches das Gesetz und die Kraft seiner Regungen, Bewegungen und Thätigkeiten in sich selbst trägt. Derartige Bewegungen setzen wir selbst in der Pflanze voraus, obgleich sie an ihren Standort gefesselt ist. Der Keim des Samenkorns streckt sich dem Lichte entgegen; Blätter und Blüthen wenden sich zur Sonne; die Wurzelfasern streben der Feuchtigkeit zu; vor der Kälte zieht sich der Saft des Baumes auf Stamm und Wurzel zurück; vor der hereinbrechenden Nacht schließen viele Blumen ihren Kelch. Zu allen diesen Bewegungen wird zwar der Anstoß von außen gegeben. Aber dem Gruß der Sonne und dem befruchtenden Thau und Regen antwortet dennoch ein selbständiger Trieb von innen, und in ihm erblicken wir das eigentliche Wesen des Lebens. Dieser Trieb von innen her, den wir für einen unbewußten, traumhaften Anfang, für den ersten Keim des Willens halten möchten, er wird durch die Urschleimtheorie nicht erklärt. Diese Theorie aber bleibt unvollständig, so lange sie uns nicht Antwort auf die Frage giebt: Woher kommt dem Urschleim oder, wenn nicht diesem schon, der Monere jener sinnlich nicht wahrnehmbare Trieb von innen her, in welchem recht eigentlich das Wesen des Lebens beschlossen ist?

Noch ein Anderes hängt hiermit unmittelbar zusammen. Es ist wahr: der bezeichnete Trieb bleibt, wenigstens auf den niedrigsten Stufen des Lebens, scheinbar todt, er schläft, bis er durch irgend einen Anstoß von außen geweckt wird. Dieser Anstoß wirkt selbst zunächst mechanisch. Aber er erweckt zugleich jenen sinnlich nicht wahrnehmbaren nichtmechanischen Trieb, durch den das Leben erst Leben ist und sich von der Welt des Leblosen unterscheidet. Wie geht diese Erweckung vor sich? Wie wirkt die mechanische Ursache von außen auf den nichtmechanischen Trieb im Innern? Um

diese Frage zu beantworten, müssen wir wissen, was wir uns unter jenem Trieb zu denken haben. Offenbar übt er seine Thätigkeit nach seinem eigenen Gesetze vermöge einer ihm selbst innewohnenden Kraft. Es liegt in seiner Natur, sich zu regen und den Leib des Lebewesens in Bewegung zu setzen; und wenngleich ihm der erste Anstoß dazu von außen durch irgend eine mechanische Ursache kommt, so regt er sich doch, wenn einmal geweckt, weiterhin aus sich selbst heraus und übt seine Thätigkeit auch ohne dazu eines immer neuen Anstoßes von außen zu bedürfen. Seine Thätigkeit richtet sich stets darauf, dem Wesen, dem er innewohnt, das zuzuführen, was diesem zur Erhaltung und Erhöhung seiner Lebenskraft nöthig ist. Sie ist also allezeit auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Setzt das nicht eine wenn auch noch so traumhafte Vorstellung von solchem Ziel und ein wenn auch noch so unbewußtes Verlangen nach demselben, also auch eine Art von Vorstellungs- und Begehrungsvermögen in ihm voraus? Muß nicht endlich, damit in dem Vorstellungsvermögen Vorstellungen entstehen und das Begehrungsvermögen erweckt werde, zu Beidem noch ein ob auch noch so dunkles Wahrnehmungsvermögen, etwa eine Art von Gefühl oder Tastsinn, hinzukommen, durch dessen Eindrücke Vorstellungen entstehen und das Begehrungsvermögen auf bestimmte Ziele hingelenkt wird? Der innere Trieb wäre demnach selbst eine Art von Begehrungsvermögen, mit einem gewissen Vorstellungs- und Wahrnehmungsvermögen und mit der Kraft verbunden, das Wesen, dem es innewohnt, zur Befriedigung seiner Begehren in Bewegung zu setzen, oder mit anderen Worten: er wäre ein mit Vorstellungs- und Wahrnehmungsvermögen verbundener Wille, wobei man stets festhalten mag, daß sich alle diese Vermögen auf den niedrigsten Lebensstufen in dem denkbar unentwickeltsten Zustande befinden. Die Erweckung des Triebes würde hiernach dergestalt vor sich gehen, daß irgend ein mechanischer Anstoß, ein Eindruck, ein Reiz von außen her zunächst auf das Wahrnehmungsvermögen wirkte und durch dessen Vermittlung in dem Begehrungsvermögen die Vorstellung eines zu erstrebenden Zieles weckte. Die Regung des Triebes wäre mithin nicht nur die mechanische Folge eines mechanischen Anstoßes; sie wäre selbst nicht eine rein mechanische Bewegung, sondern die Regung eines

nichtmechanischen, sinnlich nicht wahrnehmbaren Begehrungsvermögens, in Thätigkeit gesetzt durch eine Vorstellung, die durch eine Wahrnehmung hervorgerufen wurde. Erst diese, selbst nichtmechanische Wahrnehmung hätte ihre Ursache in dem mechanischen Anstoß von außen. Den letzteren kann die mechanische Weltauffassung erklären, nimmer aber die Entstehung des schlechterdings nicht mehr mechanischen Begehrungsvermögens noch die des damit verbundenen Vorstellungs- und Wahrnehmungsvermögens oder zusammengefaßt des mit den beiden letzteren ausgerüsteten Willens. Auch die Urschleimtheorie weiß darüber nichts zu sagen, kann also auch die Entstehung des Lebens selbst nicht erklären, dessen Wesen auf dem beschriebenen nichtmechanischen Triebe beruht.

Oder wollen wir einwenden, daß wir das alles erst in den rein mechanischen Vorgang hineinlegt hätten? Greifbar aufzeigen können wir allerdings das Vorhandensein dieser Dinge auf den niedrigsten Stufen des Lebens nicht. Wir können nur sagen, daß wir, so oft wir uns ein Lebendiges vorstellen, diesen sinnlich nicht wahrnehmbaren Trieb von innen her voraussetzen, und daß jeder Unbefangene, so bald an einem Stoffgebilde ausschließlich mechanische Vorgänge bemerkbar wären und nichts darüber hinaus, ein solches Gebilde für ein lebloses halten würde. Aber je höher wir in der Kette der Lebewesen hinaufsteigen, um so deutlicher geben sich auch die so eben hervorgehobenen Momente, d. h. etwas dem Willen Aehnliches und damit verbunden eine Art von Begehrungs-, Vorstellungs- und Wahrnehmungsvermögen zu erkennen, bis sie sich unleugbar als das charakterisiren, was wir Willen und Vorstellungskraft nennen. Die Entwicklungslehre nimmt Beides schon auf den ersten Stufen des Lebens an. Wenn sie es da leugnen wollte, müßte sie es doch auf den höheren anerkennen und bliebe schuldig, Beides dort zu erklären. Ist sie dazu im Stande?

Sie vermag es dort so wenig wie auf den niederen Stufen. Doch fassen wir, ehe wir darauf eingehen, das Ergebniß unserer letzten Erörterungen noch einmal zusammen! Wir sind dabei zu der wohl begründeten Vermuthung gelangt, daß schon auf den niedrigsten Lebensstufen etwas wie Wille, Begehrungs-, Vorstellungs- und Wahrnehmungsvermögen und — darin liegt schon mitein-

begriffen — auch ein dem Empfindungsvermögen verwandtes, also, wenn wir Alles zusammenfassen, ein seelisches oder geistiges Moment vorhanden sei. Auf den unentwickeltsten Stufen ist dasselbe allerdings, wenn überhaupt vorhanden, doch noch so verhüllt, daß wir es nicht greifbar aufzeigen können; erst auf den höheren tritt es klarer heraus. Die Uebergänge von den niederen zu den höheren sind in dieser Beziehung so fein, daß wir sie unmöglich Schritt um Schritt verfolgen können. Indeß gerade dieser unmerkliche Uebergang von dem Völligverhülltsein bis zum klaren Heraustreten und die dem geistigen Leben jedenfalls überaus verwandte Natur des Triebes, welcher das leibliche Leben kennzeichnet, läßt darauf schließen, daß die Anfänge des geistigen Lebens schon, ehe sie erkennbar werden, vorhanden und bereits in jenem Triebe des leiblichen Lebens vorgebildet sind, oder mit anderen Worten, daß mit den Anfängen des leiblichen Lebens auch das geistige beginnt, ja daß in dem Wesen des ersteren das letztere dem Keime nach schon mitgesetzt ist. So ist denn die Aufgabe, die Entstehung des leiblichen Lebens zu erklären, im tiefsten Grunde ein und dieselbe mit der anderen, die Entstehung des geistigen zu erklären. Wer also die erstere nicht zu lösen vermag, ist auch zur Lösung der letzteren unfähig, und umgekehrt.

Was vermag nun die mechanische Weltauffassung zur Erklärung für die Entstehung des geistigen, das heißt also auch des leiblichen Lebens beizutragen? Sie giebt die mechanischen Werkzeuge des Leibes zu den Bewegungen an, die der Wille hervorbringt, so auch die äußeren Organe, durch welche das Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen Eindrücke von außen aufnimmt. Sie sucht die äußere Entwicklung dieser Werkzeuge und Organe von ihren kleinsten Anfängen an aufzuzeigen, so z. B. die allmähliche Ausgestaltung des Gesichts- und Gehörsorgans durch die Reihe der niederen und höheren Thierarten hindurch. Ebenso weist sie die äußeren Ursachen nach, durch welche die Empfindungen und Sinneseindrücke vermittelt werden, wie Schallwellen, Wärme-, Licht- oder Aetherschwingungen. Aber, wie schon mehrfach angedeutet worden (S. 124 ff.), auch die feinsten und verwickeltsten mechanischen Vorgänge, wie Schwingungen und Schwingungszustände der Nerven oder elektrische Strömungen,

sind noch kein Wille oder Willensentschließungen, sondern nur Diener des Willens und Mittel zur Ausführung seiner Entschließungen. Wärmeschwingungen und dergl. sind weder Empfindungen noch Wahrnehmungen noch Vorstellungen, sondern nur mechanische Erregungsmittel des nichtmechanischen Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögens. Diese Vermögen selbst und der nichtsinnliche Wille verhüllen sich gänzlich hinter ihren mechanischen Werkzeugen und den sie erregenden mechanischen Ursachen von außen her und bleiben der neuesten Naturwissenschaft ebenso unerklärlich wie der ältesten. Wie sich z. B. Wärmeschwingungen in Wärmeempfindung, oder Schallwellen und Aetherschwingungen in Ton- und Lichtempfindung verwandeln, das hat noch Niemand nachgewiesen und wird auch schwerlich jemals Jemand nachweisen. Ueber dergleichen Punkte gleiten auch die Vertreter der Entwicklungslehre meist nur allzuleicht hinweg, wenn sie es nicht, wie Haeckel, vorziehen, die Erklärung in die geistige Beschaffenheit der Atome zurückzuverlegen, das will sagen: anzuerkennen, daß die mechanische Weltauffassung für die Erklärung des geistigen Lebens *nicht* ausreicht.

Vollends verhüllt bleibt Wesen und Entstehung des geistigen Lebens im *Menschen*. Keine noch so scharfsinnige mechanische Erklärung wird uns je glaubhaft machen, daß menschliches Denken und Wollen oder gar das menschliche *Selbstbewußtsein*, des Menschen „Ich", ein rein mechanisches sei oder aus rein mechanischen Ursachen entstanden sein könne. In Bezug hierauf können wir einerseits nur wiederholen, was schon S. 136 ff. dargethan worden ist: daß die gewisseste aller Erfahrungen, die *innere* Erfahrung unseres unmittelbaren Selbstbewußtseins, unwiderruflichen und unwiderleglichen Einspruch dagegen erhebt. Andererseits aber wollen wir auch an einige Thatsachen aus dem Gebiet unserer sinnlichen Wahrnehmung erinnern, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, wie wenig der Menschengeist als ein rein Mechanisches aufgefaßt oder aus rein mechanischem Ursprung abgeleitet werden kann, weil er nämlich die mechanischen Sinneseindrücke, die uns von der Außenwelt kommen, auf eine mechanisch schlechterdings nicht zu erklärende Weise beeinflußt, berichtigt und ergänzt und erst dadurch eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von der Außenwelt gewinnt. Die mechanischen

Ursachen, welche, wie Schall und Licht, von außen her Sinneseindrücke hervorrufen, erzeugen zunächst *Empfindungen*, und zwar *in* unseren Sinnesorganen. Wie kommen Ohr und Auge dazu, wenn nur mechanische Kräfte darin walten, den Grund dieser Empfindungen aus sich heraus in die Außenwelt zu verlegen, aus den Empfindungen Wahrnehmungen, d. h. Vorstellungen von Gegenständen draußen zu bilden, ja aus den Schallempfindungen eine ganze Welt des Klanges und aus den Lichtempfindungen eine noch umfassendere Welt der Formen und Farben außerhalb ihrer selbst zu gestalten und sich so ein Bild von der Außenwelt zu schaffen? Ist das ein bloß mechanischer Vorgang und nicht vielmehr ein solcher, der weit über die rein mechanische Bewegung des Stoffes hinausweist, den aber auch deshalb nur eine nichtmechanische Kraft, d. h. der Geist herbeizuführen vermag, und zwar *der* Geist, der mehr ist, als Stoff und Kraft oder als Bewegung des Stoffes im Raum oder als Produkt dieser Bewegung? Thatsächlich steht es mit unserer Sinneswahrnehmung so: die Sinnesorgane liefern nur *die einzelnen Elemente* der Wahrnehmung; das sind die Empfindungen, welche durch die Eindrücke von außen in ihnen hervorgerufen werden. Der Geist aber schafft erst aus diesen Elementen *ein Ganzes*, die Wahrnehmung oder die in ihr gegebene Vorstellung von der Außenwelt; und diese Schöpferthätigkeit des Geistes ist von den mechanischen Vorgängen der Sinnenwelt grundverschieden und entzieht sich jeder Art von mechanischer Erklärung.

Was von den Sinnen im Allgemeinen gesagt worden ist, zeigt sich besonders deutlich an unserem Gesichtssinn. Erst der *Geist* baut sich aus den Elementen, welche die einzelnen im Auge entstehenden Lichtempfindungen ihm darbieten, *wirkliche Wahrnehmungen*, Bilder von der Außenwelt auf. Die in unser Auge fallenden Lichtstrahlen bringen zunächst, wie oben (S. 72) ausgeführt wurde, die Lichteindrücke auf unserer Netzhaut in umgekehrter Ordnung hervor: was draußen oben ist, wird auf der Netzhaut unten, was dort rechts, auf der Netzhaut links, und umgekehrt. Wenn das Bild, das wir sehen, wirklich *das* Bild wäre, welches von dem Gegenstande unserer Sehthätigkeit auf die Netzhaut geworfen wird, so sähen wir Alles so zu sagen verkehrt. Und dennoch sehen wir die

Gegenstände draußen in ihrer richtigen Lage: was draußen oben und unten, rechts und links ist, das ist es auch in den Bildern unserer Wahrnehmung. Wie kommt das? Der Geist verlegt durch die nichtmechanische Thätigkeit des Denkens den Ausgangspunkt des Lichteindrucks aus dem Auge nach außen, und zwar in der Richtung des Lichtstrahls, der den Eindruck hervorbringt, also von unten nach oben, von rechts nach links und umgekehrt. Das will sagen: wiederum baut sich erst der Geist aus den einzelnen Lichteindrücken das richtige Bild von der Außenwelt und verarbeitet so auf nichtmechanischem Wege den mechanischen Vorgang erst zu einer wirklichen Wahrnehmung.

Doch wie weit soll er die mechanische Ursache der Lichteindrücke, d. h. den wahrgenommenen Gegenstand aus dem Auge hinausverlegen? Die Entfernung des Gegenstandes, von dem die Lichtstrahlen ausgehen, ist in den Lichtempfindungen nicht mitgegeben. Das kleine Kind und der eben sehend gewordene Blindgeborene, denen die Erfahrung noch fehlt, sehen daher thatsächlich alle Gegenstände gleich weit entfernt in einer halbkugelförmigen Hohlfläche; und wo uns die Erfahrung fehlt, ergeht es uns allen noch immer ähnlich: weil wir die wahre Entfernung der Gestirne nicht schätzen können, erscheinen sie uns alle gleich weit entfernt, und wir sehen das Firmament mit dem ganzen Sternenall ebenfalls als halbkugelförmige Hohlfläche. Nur daß das Kind die Gegenstände nicht in Himmelsweiten, sondern in größter Nähe sieht und daher mit seinen kleinen Händen ebenso gut nach dem Monde wie nach dem Licht auf dem Tische greift. Erst nach und nach lernt das Kind und der geheilte Blinde durch die Erfahrung und mit Hülfe auch der anderen Sinne die Entfernung richtig schätzen. Der erwachsene und mit gesunden Augen geborene Mensch sieht die Gegenstände in ihrer verschiedenen Entfernung, ohne sich irgendwie dessen bewußt zu sein, daß er das erst durch eine Reihe von Erfahrungen lernen mußte. Es ist wiederum der Geist, der durch seine nichtmechanische vergleichende Thätigkeit die verschiedenen Wahrnehmungen durch einander berichtigt und sie so der Wirklichkeit anpaßt. Ohne ihn würden wir auch Alles nur in einer Fläche, aber nicht körperlich sehen. Zwar unterstützt uns bei dem körperlichen Sehen der Besitz zweier

Augen, die uns einander ergänzende Bilder liefern. Aber vermöge der vorliegenden mechanischen Ursachen müßten wir eigentlich mit den beiden Augen auch zwei verschiedene Bilder sehen. Erst die nichtmechanische, schöpferische Thätigkeit des Geistes gestaltet die beiden Flächenbilder zu einem gemeinsamen körperlichen.

Der entscheidende, umschaffende Einfluß des Geistes auf unser mechanisches Sehen wird ganz besonders bestätigt durch den sogenannten blinden Fleck im Auge, das ist die Stelle an der Hinterwand des inneren Auges, an welcher der Sehnerv in das Auge tritt. An dieser Stelle fehlen die sogenannten Zäpfchen und Stäbchen, mit welchen wir die Lichteindrücke zunächst aufnehmen. An ihr ist das Auge deshalb blind. Nun ist es höchst merkwürdig, wie der Geist unter Umständen die dadurch entstehende Lücke in unserem Sehen ergänzt. Ziehen wir einmal, um uns davon zu überzeugen, eine dicke schwarze Linie auf weißem Papier mit einer Lücke von etwa einem halben Centimeter, so daß also diese Lücke weiß bleibt, so wird die Lücke im Allgemeinen Jedem ins Auge fallen. Schieben wir aber die Zeichnung nach rechts und links in ziemlicher Nähe vor dem Auge so lange hin und her, bis die Lücke gerade auf den blinden Fleck fällt, so erscheint die Lücke als ausgefüllt. Wir sehen jetzt einen ununterbrochenen schwarzen Strich. Weil die Lücke auf dem Papier mit der Lücke in der Sehkraft der Netzhaut, mit dem blinden Fleck zusammentrifft, sehen wir die Lücke auf dem Papier gar nicht, und der Geist ergänzt sie nach dem Muster dessen, was der sehkräftige Theil des Auges sieht: als schwarzen Strich.

Geht daraus nicht hervor, daß die Sinneswahrnehmung zwar auf der Grundlage mechanischer Ursachen ruht, daß aber die letzteren doch nur die Elemente für die Wahrnehmung geben und daß erst der Geist durch seine nichtmechanische Thätigkeit sich daraus die eigentliche Wahrnehmung schafft und Bilder aufbaut, die der Wirklichkeit der Außenwelt entsprechen, unter Umständen sich sogar durch seine Thätigkeit selbst Täuschungen bereitet? Diese Thätigkeit wird dadurch nur geheimnißvoller, daß unser Geist sie in den meisten Fällen ausübt, ohne sich ihrer bewußt zu sein. Vermag die mechanische Weltauffassung sie zu erklären?

Wir fragen bei dem höchsten uns bekannten Träger des Geistes-

lebens, dem Menschen an, was Geist sei und woher er seinen Stammbaum ableite. Die mechanische Auffassung giebt uns keine Antwort. Wir versenken uns in die ersten geheimnißvollen Keime des leiblichen und geistigen Lebens auf seinen niedrigsten Stufen, um zu erfahren, was Leben und Geist sei und woher sie ihren Ursprung nahmen. Die mechanische Welterklärung läßt uns wieder ohne Aufschluß. Und wir sollten nicht das Recht haben, dem Zeugniß in der eigenen Brust, der schlichten Aussage unseres Ichs, unseres unmittelbaren Selbstbewußtseins, zu vertrauen, daß wir mehr als Kraft und Stoff im mechanischen Sinne sind, daß wir eine höhere, nichtsinnliche Welt in uns tragen? Wir dürften nicht daraus den Schluß ziehen, daß das Räthsel des Ursprungs, ob wir nun auf das leibliche oder geistige Leben oder auf das Dasein überhaupt blicken, allein in dieser nichtsinnlichen Welt und zuletzt in Gott selbst seine Lösung findet? Die mechanische Weltauffassung vermag ebenso wenig die Entstehung des leiblichen wie des geistigen zu erklären, ebenso wenig den letzten Ursprung aller Dinge wie das Werden der Lebewelt. Sie giebt uns überaus dankenswerthe Aufschlüsse über die mechanische Seite der Natur. Aber eine Erklärung, die alle Seiten derselben umfaßte, zu liefern, das Gesamt-Welträthsel in seiner Tiefe zu lösen und dadurch die nichtsinnliche Welt und Gott selbst überflüssig zu machen ist sie so wenig im Stande, daß sie vielmehr auf Schritt und Tritt durch unerklärte Voraussetzungen für das Vorhandensein eines nichtmechanischen, übersinnlichen Gebietes und dadurch für das Dasein Gottes selbst Zeugniß ablegt.

Die Entwicklungslehre wird von vielen Vertheidigern der Religion noch immer als unversöhnliche Feindin bekämpft. Aber näher angesehen verwandelt sie sich aus einer Zeugin wider das Dasein Gottes in eine solche dafür. Es wird gut sein, dieses Ergebniß unserer Untersuchung in ein möglichst helles Licht zu setzen.

20. Die natürliche Schöpfungsgeschichte ist ein Zeuge nicht wider, sondern für das Dasein Gottes.

Der Kern der natürlichen Schöpfungsgeschichte ist die Ableitung der ganzen gegenwärtigen Welt in ihrer unerschöpflichen Mannig-

faltigkeit aus einem Einfachsten. Die einheitliche Zusammensetzung des Stoffes aus völlig gleichartigen einfachsten Elementen, die eine diesen Elementen innewohnende gleichartige Kraft, das eine die ganze Welt durchwaltende Gesetz, mithin die Einheit des Universums in seiner Zusammensetzung und Entwicklung nachgewiesen zu haben, das ist das außerordentliche Verdienst der Entwicklungslehre.

Wenn aber atheistische Vertreter derselben meinen, daraus eine Waffe wider das Dasein Gottes schmieden zu können, so geben sie sich einer wundersamen Täuschung hin. Denn gerade dieser großartige einheitliche Zusammenhang spricht nicht wider, sondern für das Dasein Gottes. Oder weist nicht diese zunächst scheinbar mechanische Einheit des Stoffes, der Kraft und des Gesetzes auf eine höhere nichtmechanische hin? Rein mechanisch möchte die Einheit noch zu erklären sein, wenn sie nur in der Gleichheit der einfachsten Stofftheilchen, also der Atome bestände, wiewohl wir selbst bei diesem Zugeständniß darüber hinweg sehen müßten, daß, wie seiner Zeit (S. 148) dargethan wurde, ein untheilbares Stofftheilchen etwas mechanisch völlig Unerklärliches ist und selbst schon in das Nichtmechanische hinüberleitet. Aber wie viel mehr noch führt auf dieses Gebiet die einheitliche Kraft, das einheitliche Gesetz und der darauf beruhende einheitliche ursächliche Zusammenhang der Welt! Liegt nicht in der Einheit des Gesetzes schon ein Gedanke, und erfordert der Gedanke nicht einen Denker? Ueberdies müssen wir hier unsere frühere Frage (S. 150) wiederholen: Wie kommen die im Weltenraum zerstreuten Atome dazu, sich um einander zu kümmern und über den sie trennenden leeren Raum hinweg, als wüßten sie von einander, sich anzuziehen oder abzustoßen? Wir fragen weiter: Wie kommen die zahllosen einzelnen, im unendlichen Raum zerstreuten und einander nichts angehenden Atome dazu, mit einander ein einheitliches Universum zu bilden? Kann das anders geschehen als dadurch, daß über ihnen und doch auch in ihnen wirkend eine alle Atome verbindende Einheit waltet? Und kann das eine mechanische Einheit sein? Ist denn überhaupt ein im Raum Ausgedehntes eine Einheit und nicht vielmehr eine Vielheit, es sei denn, daß ein einender Gedanke darin pulsirt, d. h. daß eine nichtmechanische

geistige Einheit diese Vielheit durchwirkt und zusammenfaßt? Wie könnte also diese Einheit eine andere sein als ein denkendes, weises Wesen, das in jener Vielheit des Universums seine ewigen Gedanken verwirklicht und das wir Gott nennen? Und wie viel überwältigender drängt sich uns das auf, wenn wir uns vergegenwärtigen, welch ein Universum sich aus dem einen Stoff, der einen Kraft und dem einen Gesetz entwickelt hat. Blicke auf das leuchtende Firmament! Die Riesenbälle, die den Aether durcheilen, wissen nichts von der winzigen Erde und haben sicherlich noch viel größere Dinge zu schaffen, als den kleinen Bewohnern der Erde zu leuchten. Und doch bauen sie auch über uns den hehren Himmelsdom, und doch gießt die königliche Sonne ihr Segensfüllhorn des Lichtes und der Wärme über unsere Fluren aus, und Reichthum des mannigfaltigsten Lebens sprießt überall hervor und entfaltet unter ihrem Gruß seine unzähligen Wunder! Blicke auf des Menschen Auge, in welchem all diese Pracht sich spiegelt, und den Menschengeist, der sie staunend in sich aufnimmt! Und dann frage dich, wozu ein stärkerer, alle Denkwidrigkeiten überfliegender Glaube gehört: dazu, all diese Herrlichkeit aus einer seelenlosen, ohne jede Absicht wirkenden mechanischen Einheit kraftbegabter, schwingender Atome herzuleiten, oder dazu, in Ehrfurcht sich vor einem allmächtigen und allweisen Schöpfergeist zu beugen, der all dieser Herrlichkeit Werkmeister ist und dessen Größe und Gedankentiefe wir nur um so mehr bewundern müssen, wenn sich all diese unerschöpfliche Schöne und Fülle der Gestaltung und des Lebens durch seinen Willen aus den denkbar einfachsten Keimen entwickelt hat! Sollte dir da nicht einleuchten, daß gerade die einheitliche Auffassung der Weltentwicklung, die die natürliche Schöpfungsgeschichte lehrt, mit Nothwendigkeit auf ein denkendes Wesen, auf den Einen hinweist, in dessen Allmacht und Weisheit diese Einheit ruht? Wird nicht so die Entwicklungslehre ein Wegweiser zu Gott hin, und jede neue Entdeckung in der Sinnenwelt, welche ihre Richtigkeit bestätigt, ein neues Zeugniß nicht gegen, sondern für das Dasein Gottes? Wenn die Spektralanalyse uns zeigt, daß auf fernsten Fixsternen Stoffe vorhanden sind, die sich auch auf unserer Erde finden, so ist das eine Bestätigung für den einheitlichen Zusammenhang der Welt, aber auch eine Bestätigung für das Dasein des

Einen, der diese Einheit des Weltstoffs gesetzt hat. Wenn das Licht von Riesensonnen aus unausdenkbaren Himmelsweiten auf den Schwingen desselben Aethers nach demselben Gesetz der Geschwindigkeit zu uns dringt wie die Strahlen unserer Sonne und der uns nächsten Planeten, so wird dadurch beredtes Zeugniß abgelegt für die Einheit der Weltordnung, aber auch für den Glauben an den Einen, der diese Ordnung ins Dasein rief. Und dasselbe geschieht durch jeden neu entdeckten Fixstern, Planeten oder Kometen, der nach demselben einen Gesetz seine Bahn durch den Weltraum zieht wie die, deren Lauf schon Chaldäer und Aegypter vor Jahrtausenden berechneten. Jede neu entdeckte Zwischenstufe zwischen den verschiedenen Arten in der unendlichen Kette der Lebewesen ist als Brücke von einer Art zur anderen ein neuer Beleg für die einheitliche Entwicklung der gesamten Lebewelt aus einer einfachsten Urart, aber auch für den Glauben an den einen Schöpfer alles Lebens, der aus den einfachsten Lebenskeimen diese wonnige, sich nie erschöpfende Fülle des Lebens werden ließ. So darf jeder Fortschritt in der Richtung der Entwicklungslehre als ein Sieg nicht des Unglaubens, sondern des Glaubens gelten.

Oder verliert vielleicht die Vorstellung von Gott durch jene Lehre etwas von ihrer Erhabenheit? Ich denke: ein Erhabeneres giebt es nicht als diese Weltentwicklung aus einem einfachsten Einheitsgedanken heraus zu einer Mannigfaltigkeit, die jedes Maß unserer Vorstellungskraft übersteigt. Das tritt gerade auch dann hervor, wenn wir annehmen, daß Gott nicht etwa lange Ewigkeiten hindurch nicht schuf und dann plötzlich irgend einmal auf den Gedanken kam, eine Welt zu schaffen, sondern daß er vermöge der innersten Nothwendigkeit seines Wesens von Ewigkeit her Welten, oder besser noch die Welt schuf. Das würde ganz mit der Annahme der unermeßlichen Zeiträume in Einklang stehen, welche die natürliche Schöpfungsgeschichte für ihre Weltentwicklung in Anspruch nimmt. Die Welt wäre hiernach in Ansehung der Zeit ein Einiges, das keinen Anfang hat, in Ansehung des Ursprungs aber dennoch ein Etwas, das einen Anfang genommen hat und immer wieder nimmt. Denn sie ist allein durch Gott, von Ewigkeit her durch ihn geschaffen, und sie wird immer von Neuem durch ihn geschaffen. Ohne ihn könnte sie nicht einen

Augenblick bestehen. Durch seine Allmacht ist sie in jedem Augenblick, ist sie geworden von Ewigkeit her, bewegt sie sich von Ewigkeit her. Das ist eine Annahme, die über unsere Vorstellungskraft hinausgeht, aber ebenso wenig etwas Denkwidriges enthält wie die Annahme einer sich von Ewigkeit her bewegenden Welt überhaupt. Aber welche Erhabenheit Gottes spiegelt sich in solcher Weltschöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit und in einer Weltentwicklung, welche dieser Schöpfung Dasein und Werden verdankt! Zu jeder Zeit würden sich in diesem Universum neben einander die verschiedenen Theile, deren jeder selbst eine unermeßliche Welt darstellte, auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung befinden. Hier wäre eine Weltstaubwolke in vergleichsweise einfachster Form auf der Anfangsstufe des Werdens im Begriff, immer verwickeltere Gestaltungen hervorzubringen. Dort hätte ein Sonnensystem die höchste Stufe der Mannigfaltigkeit erreicht und einen unendlichen Reichthum mechanischer Formen und leiblichen und geistigen Lebens gezeitigt. Und noch eine andere Weltengruppe hätte sich ausgelebt und schickte sich an zu vergehen, d. h. sich wieder in Weltenstaub aufzulösen, um anderweit im Haushalt des Universums verwendet zu werden. Dazwischen aber zahllose Abstufungen des Werdens und Vergehens der auf- und abwärts steigenden Entwicklung! Ueberall die eine Ordnung, die eine Kraft, das eine Gesetz! Und dennoch nirgends ärmliche, schablonenhafte Wiederholung, sondern überall, obwohl das ewig Alte, doch das immer wieder Neue, ewig Junge! Dies alles aber durch den allmächtigen, allweisen, zweckbewußten Willen des einen Allgeistes! Wer kann fassen die Größe und Herrlichkeit dieses Gottes, die in dieser Welt sich kundgiebt!

Oder ist es eine Beschränkung seiner Allmacht, daß er alles das nicht nach Einfällen seiner Willkür, sondern in den Schranken einer unverbrüchlichen Naturordnung wirkt? Wie? Schranke sollte ihm sein die Ordnung, die er selbst erdacht, die jeden Augenblick nur durch ihn besteht, die er aus seinem eigenen innersten Wesen heraus geboren hat? Schranke sollte ihm sein, was er nicht als einen Gesetzeskodex über sich oder als eine sein Thun beengende Fessel, sondern als das Mittel zur Verwirklichung seiner ewigen Gedanken und Zwecke geschaffen hat und jeden Augenblick durch seinen Allmachts-

willen allein in Thätigkeit setzt? Sollte wirklich ein Gott erhabener und allmächtiger sein, der, statt ein unermeßliches Universum aus einem Guß von Ewigkeit her in ununterbrochener Entwicklung zu gestalten, durch immer neue einzelne Schöpferakte und immer neue Eingriffe in die Naturordnung von außen her die Welt werden läßt, erhält und lenkt? Gewiß: erhaben war der Gott Israels, der durch sein „Werde" Himmel und Erde schuf, und dessen Allmachtswink Wind und Meer gehorchten. Aber ist nicht noch weit erhabener der Gott, der sich in unserer neuen Weltanschauung wiederspiegelt? Dort ist der Himmel mit seinen Gestirnen nur Licht- und Segenspender für die Erde und ihre Bewohner. Wie groß auch für unsere Vorstellungskraft, wie winzig doch im Vergleich zu dem Weltall, das wir kennen! Wie anders noch erfüllt sich doch hier gegenüber diesen Sonnen, Sonnenheeren und Sonnenmilliarden, gegenüber diesen Sternensystemen mit ihren uns noch unerschlossenen Wunderwelten, die durch den Willen des einen Allgeistes aus einfachsten Einheiten von Ewigkeit zu Ewigkeit geworden sind und immer neu werden, das Dichterwort:

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
so steht mein Geist vor Ehrfurcht still."

Wohlan! So ist die Entwicklungslehre und jeder Fortschritt der Wissenschaft überhaupt mit nichten eine Gefahr für die Religion, sondern jede neue Entdeckung und jede Bestätigung der Entwicklungslehre kann nur neue Bereicherung für das große Preislied bringen, durch welches das Weltall seinen Schöpfer verherrlicht!

Und dennoch droht dem Glauben eine gefährlichste Klippe aus der Entwicklungslehre: so wenigstens könnte es scheinen. Es ist das Zwecklose und Zweckwidrige, das sich neben all dem Zweckmäßigen in der Sinnenwelt zeigt. Es ist weiter neben dem Licht der Schatten, neben der Freude das Leid, neben dem Leben der Tod, neben dem Guten das Böse, mit einem Wort das Uebel, das uns allerorten in der Welt begegnet. „Wie verträgt sich einerseits das Zwecklose und das Zweckwidrige und andererseits das Uebel in der Welt mit dem Dasein eines weisen und zweckbewußt handelnden oder gar gütigen Gottes?" So fragen uns siegesgewiß die Gottesleugner. Welche Antwort werden wir ihnen geben?

21. Läßt sich das Zwecklose und Zweckwidrige in der Natur mit dem Glauben an das Dasein Gottes vereinigen?

Absichtlich werden hier die beiden Fragen auseinander gehalten, einerseits, ob sich das Zwecklose und Zweckwidrige, andererseits ob sich das Uebel in der Welt mit der Annahme eines zweckbewußt handelnden Schöpfers und Weltenlenkers vereinigen lasse. Denn manches Uebel ist durchaus nicht zwecklos oder gar zweckwidrig, sondern dient als Mittel zur Verwirklichung sehr wichtiger Zwecke. Jeder Schmerz wird als eine Art von Uebel anerkannt werden müssen; und doch fügt der Arzt dem Kranken und der Vater dem ungezogenen Kinde Schmerzen zu, jener, um den Kranken zu heilen, dieser, um das Kind zu erziehen. Andererseits dürfte aber jedes Zweckwidrige, wenn anders der in Frage kommende Zweck ein vernünftiger ist, als ein Uebel zu betrachten sein, weil die Verwirklichung des Zweckes, das will sagen irgend eines Gutes, dadurch verhindert wird. Aber nicht jedes Zwecklose ist ein Uebel. Manche Maulwurfsarten leben nur unter der Erde oder in völlig lichtlosen Höhlen und besitzen dennoch ausgebildete Augen — Augen, die sie also nie benutzen können. Wie um jeden Zweifel zu beseitigen, ob dieselben nicht doch irgendwie in Thätigkeit treten, sind sie zum Ueberfluß mit einer Haut überzogen, die auch in helleren Räumen das Sehen unmöglich machen würde. Diese Augen sind mithin für die jetzigen Besitzer zwecklos. Trotzdem wird Niemand behaupten, daß sie für dieselben einen Nachtheil, ein Uebel in sich schließen. In der Haut, mit der sie bedeckt sind, könnte man ein Zweckwidriges erblicken; denn sie steht offenbar mit dem ursprünglichen Zweck derselben in Widerspruch. Und doch ist sie für die Augen selbst und ihren Besitzer kein Uebel; denn sie schützt Augen und Thier beim Wühlen in den dunkeln Erdgängen vor Verletzungen und Krankheiten, stellt also eine sehr zweckmäßige Anpassung an die veränderten Verhältnisse dar, die auch ohne diese Haut das Sehen doch nicht gestatten würden. Die Vorfahren der in Rede stehenden Maulwurfsart machten sicherlich, weil sie sich zum Theil noch über der Erdoberfläche bewegten, Gebrauch von der Sehkraft ihrer Augen. Durch die Beschränkung auf unterirdische Räume wurde für die Nachkommen

das Sehen unmöglich, ging der Zweck der Augen verloren und wurde die schützende Haut, die in Ansehung des ursprünglichen Zweckes zweckwidrig gewesen wäre, überaus zweckmäßig.

Die Vertreter der Entwicklungslehre haben dem Zwecklosen und dem Zweckwidrigen in der Natur ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Sie haben dabei vornehmlich eine Reihe eigenthümlicher Erscheinungen im Sinne, welchen auch das zwecklose Auge der erwähnten Maulwurfsart zuzurechnen ist. Es sind dies die sogenannten rudimentären Organe. Fast bei allen höher entwickelten Thierarten und auch bei zahlreichen Pflanzen zeigen sich Organe in mehr oder weniger unbrauchbarem, irgendwie verkümmertem Zustande. Sie machen meist den Eindruck mißglückter Bildung von Organen, die, wenn sie vollständig ausgebildet wären, einem wesentlichen Zwecke dienen würden. Aber in ihrer Unvollendung sind sie für den Besitzer nutzlos. Bei verwandten Arten finden sich dieselben Organe vollkommen ausgebildet und werden auch von diesen für den Zweck, auf den ihre Einrichtung hindeutet, benutzt. Der Walfisch zeigt während seiner Entwicklung im Mutterleibe Zähne; der erwachsene Walfisch besitzt auch nicht einen Zahn. Unsere Kälber haben vor der Geburt im Oberkiefer Schneidezähne, die niemals das Zahnfleisch durchbrechen. In beiden Fällen sind die Zähne völlig zwecklos. Die Männchen aller Säugethiere haben an der Brust rudimentäre Milchdrüsen, die in einzelnen Fällen sogar Milch enthalten und zur Anwendung kommen, im Allgemeinen aber doch durchaus nutzlos erscheinen. Einige Vögel, wie der Strauß, haben verkümmerte Flügel, die ihnen höchstens noch beim Laufen als Segel dienen; für den eigentlichen Zweck des Fliegens sind sie untauglich. Die Wirbelsäule des Menschen hat nach unten hin einen Fortsatz, der offenbar das Rudiment eines Schwanzes ist; bei seinen thierischen Ahnen war er entwickelter, für ihn ist er völlig entbehrlich geworden*).

Für die Entstehung dieser rudimentären Organe giebt es zwei entgegengesetzte Erklärungsgründe. Sie können Ansätze zur Bildung neuer Organe sein, welche in Folge veränderter Verhältnisse den Besitzern besonderen Nutzen gewähren würden. Sie wären dann

*) Nach Darwins „Entstehung der Arten", 6., Seite 535 f.

recht handgreifliche Zeichen des Ueberganges von einer Art zur anderen, von einer solchen *ohne* das neue Organ zu einer solchen *mit* demselben; und man hätte hier klar vor Augen, wie durch Anpassung an die Verhältnisse neue Arten entstehen. Jene Organe können aber ebensowohl verkümmerte Ueberbleibsel von Organen sein, welche bei den Voreltern vollkommen ausgebildet waren. In Folge veränderter Verhältnisse verlor der Zweck, dem sie ursprünglich dienten, für den Besitzer seine Bedeutung; sie wurden nicht mehr gebraucht und verkümmerten durch den Nichtgebrauch je länger je mehr. Welcher der beiden Erklärungsgründe in jedem Einzelfalle anzunehmen ist, das hängt von den jedesmaligen besonderen Umständen ab und ist oft sehr schwer zu entscheiden. Immer aber dürfen diese rudimentären Organe als ein überaus wichtiges Beweisstück für die Wahrheit der Entwicklungslehre gelten. Denn mögen sie nun Ansätze zur Bildung neuer Organe oder Verkümmerungen früherer Organe in Folge von Nichtgebrauch sein, immer würden sie eine Uebergangsstufe von einer Art zur anderen darstellen, und ihre augenblickliche Unvollkommenheit und Zwecklosigkeit, ja zuweilen anscheinende Zweckwidrigkeit wäre durch die allmähliche Entwicklung einer Art aus der anderen sehr einfach und ausreichend erklärt.

Nimmt man dagegen an, daß ein weiser, allmächtiger Schöpfer jede Art für sich allein, unabhängig von einander, geschaffen habe, so ist die Frage schwerlich genügend zu beantworten, wie es wohl mit seiner Weisheit stimme, daß er seine Geschöpfe mit diesen rudimentären, völlig zwecklosen, öfter sogar geradezu zweckwidrigen Organen ausgestattet habe. Dieser Schlußfolgerung kann man sich kaum entziehen. Dagegen, so scheint es, kann man ihr ohne Schaden für den Glauben an das Dasein Gottes beitreten, wenn man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Entwicklungslehre diesem Glauben keineswegs entgegensteht. Denn die Richtigkeit dieser Ueberzeugung vorausgesetzt, wäre es nicht nur ein blindes, mechanisches Naturgesetz, sondern Gott selbst, der *durch* das letztere die Entstehung einer Art aus der anderen hervorgerufen hätte. Er hätte nach seiner Weisheit auch die neuen Organe für Erfüllung neuer Zwecke unter neuen Verhältnissen sich allmählich entwickeln und die unter neuen Verhältnissen zwecklos gewordenen ebenso allmählich verkümmern lassen.

Aber scheint dem nicht nur so? Viele Vertreter der Entwicklungslehre verwerthen das Vorhandensein der rudimentären Organe nicht nur als ein Zeugniß für die Richtigkeit dieser Lehre, sondern auch als ein solches wider das Dasein eines weisen Schöpfers. „Wäre es," so fragen sie, „mit der Weisheit eines zweckbewußt handelnden Schöpfers in Einklang zu bringen, daß er eine Art aus der anderen durch so unvollkommene Uebergänge hindurch sich entwickeln und ganze Geschlechter von Pflanzen und Thieren mit unbrauchbaren und also zwecklosen, wenn nicht zweckwidrigen Organen nicht nur werden, sondern auch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch bestehen ließ? Wäre es eines weisen Schöpfers würdig, wenn ein Organ durch Veränderung der Verhältnisse zwecklos geworden, es einer langsamen Entwicklung von Jahrtausenden zu überlassen, bis endlich die damit ausgestatteten Pflanzen oder Thiere von diesem Ballast befreit werden?" „Es ist wohl wahr," sagt man uns, „daß die Entwicklung durch Vererbung und Anpassung, durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl und durch den Kampf ums Dasein im Großen und Ganzen zu immer zweckmäßigeren und vollkommneren Gestaltungen führt; aber diese Vervollkommnung wird doch nur auf großen Umwegen, ja selbst nach mancherlei Irrwegen und Mißbildungen gleichsam wie durch blindes Tappen im Dunkeln erreicht."

In der That erreicht die Natur keineswegs immer die größtmögliche Vollkommenheit. Wer wollte eine vollkommen zweckmäßige Einrichtung darin finden, daß die Biene in Folge einer einzigen Benutzung ihres Stachels zur Abwehr feindlichen Angriffs ihr Leben einbüßt? Helmholtz ist voll Bewunderung für die kunstvolle Einrichtung des menschlichen Auges, weist aber nichtsdestoweniger nach, daß sich auch Unvollkommenes, ja Widerspruchsvolles darin findet. Auch am Menschen hat man rudimentäre Organe entdeckt, die nicht nur zwecklos, sondern sogar zweckwidrig und schädlich zu sein scheinen. Der schwanzartige Fortsatz des Rückgrats mag nur zwecklos sein; eben das mag von gewissen Muskeln am Ohr gelten, welche bei unseren thierischen Ahnen zur Bewegung des Ohres dienten und für uns durch unsere Fähigkeit, den Kopf leichter nach allen Seiten hin zu bewegen, zwecklos geworden sind, von

einzelnen Menschen übrigens noch für den ursprünglichen Zweck in Thätigkeit gesetzt werden können. Als geradezu zweckwidrig werden hingegen, wenigstens von den Vertretern der Entwicklungslehre, die Mandeln und der Blinddarm angenommen. Beide Organe erklären sie als für den Menschen durchaus entbehrlich; ja die häufigen Mandel- und Blinddarmentzündungen legen anscheinend Zeugniß für die Schädlichkeit dieser Organe ab. Werden doch die Mandeln, weil sie Halskrankheiten hervorrufen, oft mit Vortheil für die Gesundheit entfernt.

Stimmt diese tastende, oft genug fehlgreifende Entwicklung, stimmt die Unvollkommenheit und vollends die theilweise Zweckwidrigkeit ihrer Ergebnisse zu dem zweckbewußten Handeln eines weisen Schöpfers? Sollte man nicht von einem solchen eine Entwicklung seiner Geschöpfe, wenn auch durch eine lange Stufenreihe hindurch, doch von einer Vollkommenheit zur anderen mit Ausschluß alles Zwecklosen oder gar Zweckwidrigen erwarten? Was haben wir diesen schwerwiegenden Einwürfen entgegenzusetzen?

Wenn sich diese Einwürfe nur darauf stützten, daß neben der überwiegenden Zahl außerordentlich zweckmäßiger Gestaltungen bei einzelnen Arten der Lebewesen einzelne zwecklose und sogar zweckwidrige Organe entdeckt seien, so läge als Entgegnung die Frage nahe, ob denn jene Organe wirklich so zwecklos und zweckwidrig seien, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint. Man könnte zweifeln, ob der schwanzartige Fortsatz unseres Rückgrats in Wahrheit so unnütz sei und nicht vielmehr dem Körper beim Sitzen, Aufstehen oder Gehen irgendwie einen Halt gebe. Die Muskeln, die bei unseren thierischen Vorfahren zur Bewegung des Ohres dienten, haben vielleicht bei uns den Zweck erhalten, unschöne oder sonstwie störende Lücken am Kopfe auszufüllen. Die Mandeln an unserem Kehlkopf erscheinen allerdings als zwecklos und können ohne sofort erkennbaren Schaden entfernt werden. Aber steht es auch wirklich so unumstößlich fest, daß durch ihre Entfernung nicht dennoch mittelbar schlimmere und dauerndere Uebel herbeigeführt werden, als die sind, die man dadurch beseitigt? Sind diese Organe nicht doch vielleicht nützlich — etwa durch Schleimabsonderungen, die den Kehlkopf oder die umliegenden Theile des Halses geschmeidig machen?

Werden nicht etwa durch Fehlen solcher Absonderungen später schwerere Krankheiten erzeugt? Sollte der Blinddarm so ganz zweifellos nur schädlich wirken? Würde dann nicht das Vorhandensein und die ziemlich gleichmäßige Ausbildung desselben bei allen Menschen dem Gesetz der Anpassung widersprechen? Nach diesem werden ja schädliche Eigenschaften und Einrichtungen allmählich ausgeschieden. Im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, während welcher doch schon das Menschengeschlecht besteht, müßten also wenigstens Anfänge in dieser Richtung wahrnehmbar werden, das heißt: man müßte mindestens bei einer Anzahl von Menschen eine mehr oder weniger schwächere Ausgestaltung des Blinddarms feststellen können. Darwin selbst weist aus seinen Erfahrungen das Gesetz nach und begründet es durch das Gesetz der Anpassung, daß die am wenigsten einflußreichen, die weder nützlichen noch schädlichen Organe bei der Fortpflanzung die geringsten Abänderungen erleiden, während die nützlichen sich immer schärfer ausprägen und die schädlichen verkümmern. Wo bleibt dieses Gesetz, wenn der Blinddarm nur schädlich wirkt und doch im Laufe der Jahrhunderte keine ersichtliche Rückbildung erfährt? Und in der That wird man mit dem Urtheil, daß ein Organ zwecklos oder gar zweckwidrig sei, angesichts der Zweckmäßigkeit, welche sich durch die ganze Natur hin mit so überwältigender Fülle und Herrlichkeit aufdrängt, sehr vorsichtig umgehen müssen. Sonst könnten spätere, tiefer grabende Forscher den jetzigen trotz ihres oft bewundernswerthen Scharfsinns den berechtigten Vorwurf machen, daß sie allzu wenig die menschliche Kurzsichtigkeit und Fehlbarkeit in Rechnung zogen und sich dadurch zu vorschnellen und — gegenüber der Tiefe und dem Reichthum der unergründlichen Schöpferweisheit — zu recht anmaßlichen und einseitigen Behauptungen fortreißen ließen. Darwin und Haeckel berufen sich so oft auf die große Zahl zweckwidriger Erscheinungen in der Lebewelt, daß man fast glauben muß, daß sie in dieser Hinsicht noch Einiges im Rückhalt haben. Denn die angeführten Fälle sind nicht zahlreich und durchschlagend genug, um jeden Zweifel zu entwaffnen. Angesichts der weit größeren Zahl von zwar zwecklosen, aber nicht eigentlich zweckwidrigen Organen, die aufgeführt werden, fragt man, warum sie, wenn es wirklich so viele überzeugende Beispiele zweckwidriger

Organe giebt, nicht gerade von diesen eine größere Zahl beibringen, da doch diese Organe ein weit beredteres Zeugniß gegen das Dasein eines weisen Schöpfers liefern, als die nur zwecklosen aber unschädlichen.

Indeß würde es uns im Kern der Sache wenig fördern, wollten wir hier bei dem Streit um die Beweiskraft einzelner Fälle stehen bleiben, zumal da hierbei der bloßen Vermuthung allzuviel Spielraum gelassen wird. Der Hauptbeweis der Gegner beruht nicht auf den einzelnen Beispielen von Zwecklosigkeit und Zweckwidrigkeit, sondern auf dem Zusammenhang, in welchem dieselben mit der Gesamtentwicklung der Lebewesen stehen. Unleugbar finden sich durch die ganze Reihe der Entwicklungsstufen hindurch in genügend beweiskräftiger Anzahl Ansätze zu Organen und unvollkommen ausgebildete Organe, welche auf anderen Stufen und bei anderen Arten zu vollkommener Ausgestaltung gelangt sind. Umgekehrt lassen sich in noch größerer Zahl, namentlich bei den höher entwickelten Thieren, verkümmerte und unbrauchbar gewordene Organe nachweisen, welche bei niederen Arten noch durchaus ihrem Zweck entsprechen. Besonders lehrreich sind diejenigen Fälle, in denen ein Thier ein Organ vor seiner Geburt im Mutterleibe entwickelt, während sich nach seiner Geburt keine Spur mehr davon bei ihm entdecken läßt (vergl. S. 174). Wie auch über die Beweiskraft einzelner Fälle entschieden werden mag: das Vorkommen solcher sei es ansatzartiger sei es verkümmerter, immer aber für den Besitzer zweckloser Bildungen geht als ein bezeichnender Zug durch die ganze Kette der Lebewesen hindurch; ob und wie sich mit dieser Erscheinung die Annahme eines weisen Schöpfers verträgt, das ist klar zu stellen. Scheint man doch von einem zielbewußten Schöpfer erwarten zu dürfen, daß er nicht tastend und tappend durch zahlreiche, öfter fehlgreifende Versuche hindurch, sondern durch eine ununterbrochene Reihe in höchstem Maße zweckentsprechender Gestaltungen sein Schöpfungswerk der Vollendung entgegenführt! Wenn wir nun zugestehen müssen, daß sich diese Erwartung auf einem ziemlich weitgreifenden Gebiete in der Entwicklung der Lebewesen nicht erfüllt: wie können wir trotzdem unseren Glauben aufrecht erhalten?

Vor allem gilt es hier, mit einer Vorstellung von Gott und

seiner Weise des Schaffens zu brechen, die sowohl bei den Vertheidigern als bei den Gegnern des Glaubens weit verbreitet ist und von den letzteren vielfach im Kampfe ausgenützt wird. Es ist die Vorstellung, als habe Gott, nachdem er zuerst durch einen Einzelakt seines allmächtigen Willens den Weltstoff geschaffen, durch eine Reihe weiterer einzelner Allmachtsakte aus dem Weltstoff von außen her nach einem in seinen Gedanken vorliegenden Muster die verschiedenen Stufen des Daseins gestaltet. Bei dieser Vorstellung erscheint Gott gar zu sehr wie ein menschlicher Bildner; die einzelnen Schöpfungsakte machen den Eindruck willkürlicher Eingebungen, und der Weltstoff bleibt todte, völlig unselbständige Masse. Dadurch kommt zugleich jede einzelne Naturerscheinung, also auch jeder Auswuchs, jedes Mißgebilde, jede Zwecklosigkeit und Zweckwidrigkeit unmittelbar und ausschließlich auf Rechnung des Schöpfers, wodurch nur zu leicht immer neue Zweifel wachgerufen werden, ob sich mit solchen Erscheinungen der Glaube an einen weisen Schöpfer überhaupt in Einklang setzen lasse. Was Wunder, wenn viele zu der einseitig mechanischen Welterklärung greifen? Hier entsteht Alles absichtslos durch ein blind waltendes Naturgesetz, dem weder zwecklose noch zweckwidrige Gebilde zum Vorwurf gereichen können. Dabei bleibt freilich, wie wir gesehen haben (S. 157 ff.), das leibliche und geistige Leben unerklärt, und das Universum mit Einschluß der gesamten Lebewelt wird in Widerstreit mit unserem unmittelbaren Selbstbewußtsein zum seelenlosen Automaten herabgedrückt. Aber der kurzsichtige, eitle Menschengeist zieht nur zu oft eine einseitige Erklärung dem Eingeständniß vor, daß er eine allseitig ausreichende Erklärung nicht zu geben vermöge.

Religiös gerichtete Naturforscher haben einen anderen Ausweg gesucht. Man sagt: Gott habe die Welt vor unausdenkbaren Zeiten ins Dasein gerufen, sie mit allen den Kräften und Gesetzen, vermöge deren sie sich jetzt entwickelt, ausgestattet und sie dann ihrer eigenen Entwicklung nach den ihr mitgegebenen unverbrüchlichen Ordnungen überlassen. Dieser Ausweg beseitigt in der That einen Theil der Schwierigkeit. Die Kräfte und Gesetze, die von Anbeginn in der Welt walten, sind so weise gewählt, daß sie eine Gesamtentwicklung aufwärts zu immer größerer Vollkommenheit sichern;

andererseits geben sie der Welt einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Sie ist bei dieser Auffassung nicht nur todte, willenlose Bildungsmasse; sie gestaltet sich innerhalb der ihr innewohnenden unabänderlichen Ordnungen aus ihrem eigenen Triebe, aus einem gewissen Maße von Selbstbestimmung heraus. Auf ihre Rechnung können daher auch die ihr anhaftenden vielfachen Auswüchse, Zwecklosigkeiten und Zweckwidrigkeiten gesetzt werden, die Hoheit des Schöpfers bleibt von ihrer Unvollkommenheit völlig unberührt. Diese ist nur eine durch ihre eigene Selbstbestimmung, nicht durch Gott hervorgerufene vorübergehende Dissonanz, die sich dem Plane des Schöpfers gemäß in volle Harmonie auflösen wird. Daß derselbe ihr ein solches Maß von Selbstbestimmung verlieh und dadurch mittelbar jene Dissonanzen veranlaßte, ist nur ein neues Zeugniß für seine Weisheit. Denn ohne diese Kraft der Selbstbestimmung wäre die Welt nie das geworden, was einen wesentlichen Theil ihrer Schönheit ausmacht: eine Heimstätte des Lebens.

So sehr sich indeß dieser Ausweg durch seine Klarheit zu empfehlen scheint, so schafft er doch durch Beseitigung der einen Schwierigkeit eine andere. Mit der Erschaffung der Welt hört hier die Einwirkung des Schöpfers auf sie auf. Die Welt entwickelt sich nunmehr aus sich selbst heraus kraft ihrer eigenen Selbstbestimmung. Der Schöpfer war für ihre Entstehung unentbehrlich, der Weltenlenker ist überflüssig, sie bedarf seiner nicht mehr. Das ist kein Gott, wie ihn das Herz sucht, kein Gott, an den es sich in allen Nöthen wenden kann. Denn sein Einfluß auf die Welt ist durch seine eigenen Gesetze ausgeschlossen.

Es giebt nur einen Weg, der auch diese Schwierigkeit vermeidet und sowohl der Welt ein genügendes Maß der Selbstbestimmung als auch dem Schöpfer einen fortgehenden entscheidenden Einfluß auf ihre Entwicklung sichert, und zwar ohne daß er diesen Einfluß durch einzelne Allmachtsakte übte, die seinerseits das Gepräge der Willkür an sich tragen und nach Seiten der Welt die streng gesetzmäßige Entwicklung unterbrechen würden. Das Wirken des Schöpfers muß der nothwendige Ausfluß seines Wesens und deshalb auch ein ununterbrochen fortgehendes sein. Die Entwicklung der Welt muß innerhalb der Schranken, welche ihr das fortgehende

gesetzmäßige Walten des Schöpfers zieht, dennoch eine mehr oder weniger selbständige, d. h. auf Selbstbestimmung beruhende sein. Gewiß: Alles, was ist, das ist allein durch Gott, durch ihn gesetzt, aber gesetzt nicht irgend einmal durch einen Einzelakt allmächtiger Willkür, sondern von Ewigkeit her durch einen von Ewigkeit zu Ewigkeit ununterbrochen fortgehenden Akt aus der Nothwendigkeit seines innersten Wesens heraus. Alles, was da ist und lebt, ist und lebt und entwickelt sich durch Gottes zweckbewußten Allmachtswillen. Aber Gott ist nichtsdestoweniger der Schöpfer einer innerhalb der von ihm gezogenen Schranken sich selbst bestimmenden und eben deshalb lebendigen Welt. Er schafft und gestaltet den Stoff nicht als etwas Todtes, sondern als ein Lebendiges. Er formt ihn nicht wie ein Töpfer den Thon von außen her, sondern er wohnt in dem Stoff als der Hauch seines Lebens, er durchwirkt ihn mit seiner Kraft. Die Gesetze und Kräfte, die im Stoffe wirken, sind Gottes Gedanken, Gottes Kräfte, und dadurch ist der Stoff und Alles, was aus ihm wird, seines Wesens und Willens Abbild, Ausdruck und Offenbarung — sein Tempel — das Kleid, das er anhat — ganz entsprechend der großartigen Auffassung des Apostels Paulus: „In ihm leben, weben und sind wir" — „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge" — „Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Allen, durch Alle hin und in Allen" (Apostelgesch. 17, 28; Röm. 11, 36; Eph. 4, 6). Und doch ist die Welt nicht Gott. Sie ist von Gott unterschieden als ein bis zu einem gewissen Grade Selbständiges, Sichselbstbestimmendes. Sie trägt das Gesetz ihres Wesens und Werdens, ihren Werdetrieb, ihre Werdekraft in sich, freilich als ein jeden Augenblick durch Gott Gesetztes und von ihm Ausgehendes, aber doch auch als ein aus ihrem eigensten Wesen Geborenes, sich selbst Treibendes, wodurch sie in relativer Freiheit sich selbst aus sich selbst gestaltet. Und wie das Weltganze, so hat auch jedes Atom in sich selbst Gesetz und Kraft seines Seins und Werdens, seiner Entwicklung, und doch nur als ein jeden Augenblick durch Gott Gesetztes und von ihm Geleitetes. Denn dieses Gesetz und diese Kraft, die dem Atom als sein eigenstes Wesen einwohnen, sind zugleich Gedanken und Kraft Gottes, die im Atom und durch

das Atom Gestalt und Wirkung gewinnen. So steht schon das Atom, obgleich noch auf der niedrigsten Stufe unbewußten Lebens, dennoch als ein Lebendiges, sich selbst Treibendes, als ein werdendes Einzel-Ich dem Welt-Ich Gott gegenüber und ruht doch in ihm und findet doch seiner Freiheit und Selbstbestimmung Grenze in der ewigen vernünftigen Nothwendigkeit, die von der Alles einenden und regelnden Weltvernunft, dem Welt-Ich, Gott selbst ausgeht.

Man wird gegen die Annahme eines solchen Verhältnisses zwischen Gott und Welt den Einwand erheben, dieses Verhältniß widerspreche sich selbst: wenn die Gesetze und Kräfte, die im Stoffe wirken, Gottes Gedanken und Kräfte seien, so sei Alles, was durch sie gewirkt werde, unmittelbar Gottes Werk, so sei der Weltstoff und die Welt selbst nichts anderes, als die Erscheinung Gottes in der Sinnenwelt; für sich allein aber sei Weltstoff, Weltkraft, Weltgesetz und das Weltganze nichts, und der Welt als solcher sei weder Selbständigkeit noch Selbstbestimmung zuzuschreiben.

Ich erkenne ohne Weiteres an, daß dies, ausschließlich vom Standpunkt unseres menschlichen Denkens aus betrachtet, vollkommen richtig ist. Aber ich kann dennoch nicht umhin, dieses Verhältniß zwischen Gott und Welt festzuhalten, weil ich keinen anderen Schlüssel zur Erklärung der Welt mit Einschluß ihres geistigen und leiblichen Lebens zu finden vermag und deshalb annehmen muß, daß der logische Widerspruch in diesem Verhältniß nicht in der Sache, sondern in der Unvollkommenheit unseres menschlichen Denkvermögens liegt. Es dürfte gut sein, auf diesen Punkt schon hier näher einzugehen, wiewohl wir noch öfter darauf werden zurückkommen müssen. Wir begegnen nämlich dem (wie ich allerdings glaube, nur scheinbaren) Widerstreit zwischen der unbedingten Nothwendigkeit, die sei es vom Willen des Schöpfers sei es von dem Alles regierenden Naturgesetz ausgeht, einerseits und der Selbstbestimmung der Sinnenwelt, sei es des Weltganzen sei es der Einzelwesen, andererseits allerorten in der Natur. Das ist im Grunde, nur in einem allgemeineren Sinne, derselbe Widerstreit, der uns auf dem begrenzteren Gebiete des sittlichen Lebens so viel zu schaffen macht: der Widerstreit zwischen der unbedingten Nothwendigkeit alles Geschehens auf Grund eines nirgends unterbrochenen ursächlichen Zusammenhanges und der wenn auch

beschränkten Kraft der Selbstbestimmung oder relativen Freiheit, die wir schon auf den niedrigsten Stufen des Lebens wahrzunehmen glauben, die uns aber vor allem als die unentbehrliche Grundlage unseres sittlichen Lebens erscheint. Dieser Widerstreit bleibt für unser Denken ungehoben, gleichviel ob wir als erste Ursache alles Geschehens Gottes Willen oder ein unabänderliches Naturgesetz annehmen. Er macht den Gottesleugnern ebenso viel zu schaffen wie den Vertheidigern der Religion. Denn was wir auch als erste Ursache setzen, Gottes Allmacht oder eine unendliche Kette von Naturursachen, immer fordert unser Denken, daß der ursächliche Zusammenhang der Dinge nirgends unterbrochen sei. Mit diesem lückenlosen Zusammenhange aber ist jede Selbstbestimmung oder Freiheit völlig unvereinbar. Denn dieselbe Ursache kann immer nur dieselbe Wirkung hervorbringen. Eine andere kann die Wirkung nur werden, wenn die Ursache irgend welche ob auch noch so geringe Veränderung erfährt, oder wenn zur ersten Ursache noch eine andere hinzukommt. Jede Selbstbestimmung oder Freiheit hingegen besteht in der Fähigkeit, zwischen zwei verschiedenen Wirkungen aus derselben Ursache zu wählen, d. h. aus genau derselben Ursächlichkeit nach Belieben zwei verschiedene Wirkungen hervorgehen zu lassen. Ein Wesen ist nur frei, wenn es die uneingeschränkte Macht hat, aus der Ursache a nach seiner eigensten Wahl entweder die Wirkung b oder die Wirkung c hervorgehen zu lassen. Das aber widerspricht nach dem unerbittlichen Gesetz unseres Denkens dem Begriff der Ursächlichkeit. Alle Handlungen, gleichviel ob des Menschen oder irgend eines anderen Wesens, sind das Erzeugniß einerseits dessen, was es selbst ist, also seiner Eigenart, andererseits der Einflüsse, welche von außen her auf dasselbe wirken und von Anbeginn seiner Existenz gewirkt haben. Was von außen wirkt, kommt nicht von ihm selbst noch von seinem Wollen und Bestimmen. Was es selbst ist, das ist es ohne seinen Willen, ohne seine Selbstbestimmung geworden durch die Gesamtheit der Verhältnisse, welche seiner Entstehung vorausgingen und sie hervorriefen. Wenn nun doch diese seine ohne eigenes Zuthun gewordene Eigenart und jene noch weniger durch ihn herbeigeführten äußeren Einflüsse zusammen die Gesamtheit der Ursächlichkeit bilden, aus der all sein Thun hervorgeht, so ist offenbar keine seiner Handlungen

ein Akt freier Selbstbestimmung. Es giebt mithin, allein vom Standpunkte des menschlichen Denkens angesehen oder rein logisch genommen, keine Freiheit. Es ist kein Ausweg vorhanden, auf welchem wir uns diesem Schlusse zu entziehen vermögen. Wir verfallen ihm ebenso unweigerlich, wenn wir einer materialistisch-atheistischen, wie wenn wir einer religiösen Auffassung huldigen. Demgemäß haben denn auch zahlreiche führende Geister in beiden Lagern die Freiheit, auch die sittliche Freiheit des Menschen, d. h. seine Fähigkeit, zwischen gut und böse zu wählen, für bloßen Schein, für ein Gebilde der Selbsttäuschung erklärt, die Einen gegenüber der Allgewalt und Vorherbestimmung des allmächtigen Gottes, die Anderen gegenüber der Allgewalt eines unabänderlichen Naturgesetzes, die Letzteren meist noch unbedingter als die Ersteren. Denn die Vertreter der Religion werden auf die Leugnung der Freiheit zunächst gewöhnlich nicht so sehr durch den Widerstreit zwischen der Allmacht Gottes und der Freiheit des Menschen als durch die Lehre von der Erbsünde geführt und pflegen dem Menschen auch nach dem Sündenfalle noch ein gewisses Maß der Freiheit zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Gerechtigkeit zuzugestehen.

Aber wie unwiderleglich auch der Schluß, der jegliche Freiheit und Selbstbestimmung aufhebt, vor dem Richterstuhl des menschlichen Denkvermögens bleibt, dennoch und dennoch kann sich der Mensch, wenn er sein eigenes Wesen versteht, diesem Schlusse nicht unterwerfen. Es giebt noch andere unabweisbare Forderungen für uns als die unseres Denkens. Das sind die Forderungen unseres sittlichen Bewußtseins. Es ist die Forderung, daß der Mensch dafür verantwortlich sei, ob er gut oder böse ist, ob er Gutes oder Böses thut. Wir können nicht anders als uns und unseren Mitmenschen das Böse als Schuld zurechnen. Wie aber dürften wir das, wenn wir keine Wahl zwischen „Gut" und „Böse" haben, wenn uns eine unzerreißbare Kette von Ursachen, deren Glieder sich ohne unseren Willen an einander fügten, mit unwiderstehlicher Gewalt zur Entscheidung für das Eine oder Andere zwingt? Ist, was der Mensch ist und thut, wirklich nichts als das Erzeugniß von Ursachen, die abzuändern nicht in seiner Macht liegt, so mordet der Mörder, auch der rohste, berechnendste, grausamste, nicht weil er

will, sondern weil er muß. Was wir bei ihm Willen nennen, ist nur ein Trieb, der ihm schon bei seiner Geburt ohne sein Zuthun eingepflanzt war. Auch die allgemeine Richtung dieses Triebes wurde schon in der Anlage vorgebildet, welche ihm bei der Geburt mitgegeben ward. Die weitere Entwicklung dieses Willenstriebes aber und seine jedesmaligen Entschließungen wurden durch das Zusammenwirken der ursprünglichen Naturanlage und der von außen hinzugetretenen Einflüsse bestimmt. Auch seine Grausamkeit ist nichts als das Ergebniß dieser unabänderlichen Nothwendigkeit. Er hat weder sie noch ihre Folgen erwählt, Beides ist ihm als ein unabwendbares Verhängniß auferlegt worden. So sollte man ihn wegen seines unverschuldeten Elends bedauern, aber nicht als schuldbeladenen Verbrecher anklagen und bestrafen. Und doch: wollten wir uns diesen Schlüssen beugen und — danach handeln, wir würden nicht nur alle Bande der Zucht zerstören, wir würden die Grundlage der ganzen sittlichen Weltordnung untergraben, wir würden das, was dem Menschen seinen höchsten Adel verleiht, unseren sittlichen Menschen, aufgeben. Unser innerstes Bewußtsein lehnt sich dagegen auf, und unser gesamtes praktisches Verhalten bei der Beurtheilung unserer Mitmenschen und im Verkehr mit ihnen ist ein lebendiger Protest dagegen, ist es auch bei denen, welche durch die einseitige Rücksicht auf die Forderungen ihres Denkens verleitet die sittliche Freiheit theoretisch für leere Selbsttäuschung erklären. Auch sie ziehen ihre Mitmenschen wegen ihrer unsittlichen Handlungen zur Rechenschaft, auch sie sind sich ihrer Verantwortlichkeit für ihre Fehltritte bewußt. So muß denn, wiewohl unser unvollkommenes menschliches Denken außer Stande ist, Beides mit einander zu vereinigen, dennoch Beides mit einander bestehen bleiben: hier eine unausweichliche Nothwendigkeit, die sei es von Gott sei es vom Naturgesetz ausgeht, und dort die sittliche Freiheit des Menschen.

Wenn wir hiernach etwas, was unserem menschlichen Denken denkwidrig erscheint, beim Menschen anerkennen müssen, so liegt kein Grund vor, ein ähnliches Verhältniß bei den anderen Naturwesen für unmöglich zu erklären. Wir werden es vielmehr annehmen müssen, weil wir, wie wir sahen, nur unter Voraussetzung dieses

Verhältnisses eine ausreichende Erklärung der Welt mit Einschluß ihres leiblichen und geistigen Lebens zu finden vermögen. Wir dürfen also, ja wir müssen von der Voraussetzung ausgehen, daß zwar Gott fort und fort Alles in Allem wirkt, daß aber dennoch die verschiedenen Daseinsstufen sich mit einem gewissen Maß von Selbstbestimmung, ob auch immer unter Leitung Gottes, entwickeln. Bei dieser Voraussetzung bleibt zwar die Entwicklung der Welt ein Werk, das bis in das Einzelnste durch Gottes Gedanken und Kräfte hervorgerufen und geleitet wird. Aber die Einzelerscheinungen derselben sind doch auch zugleich das Werk der Naturwesen, aus deren Selbstbestimmung sie hervorgehen. Sie kommen also nicht ausschließlich und unmittelbar auf Rechnung Gottes, sondern zunächst auf Rechnung der sich entwickelnden Einzelwesen selbst. Nunmehr erscheinen die Auswüchse, Mißbildungen, Zwecklosigkeiten und Zweckwidrigkeiten der Entwicklung, die von den Gottesleugnern so oft in das Feld geführt werden, nicht mehr als ebenso viele Beweise gegen die Mitwirkung einer unsichtbaren Schöpferweisheit. Es ist ganz natürlich, daß die Entwicklung tastend und tappend sich durch mancherlei unvollkommene Uebergangsstufen hindurcharbeiten muß. Diese Unvollkommenheiten und Disharmonien sind die unvermeidlichen Durchgangsstufen zu vollkommneren und harmonischeren Daseinsformen, welche Gott den niederen Stufen als Ziel vorgesteckt hat. Aber er führt sie *nicht unmittelbar* diesem Ziel entgegen, *sondern durch die in sie hineingepflanzte Kraft der Selbstbestimmung*, die mit Nothwendigkeit die Möglichkeit der Abweichung von dem geradesten Wege der Entwicklung in sich schließt. Du fragst: „Wozu diese Erschwerung?“ Siehst du nicht, daß solche Schöpferweise so hoch über der Weise menschlichen Wirkens steht wie der Himmel über der Erde? Siehst du nicht, wie viel köstlicher es ist, wenn ein *Lebendiges, sich selbst Entwickelndes wird* und wächst und unter der Leitung einer unsichtbaren Weisheit durch die vom Schöpfer selbst ihm eingepflanzte Macht der Selbstbestimmung von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen ob auch durch mancherlei unvollkommene Zwischenstufen hindurchdringt, als wenn ein Mensch sein lebloses Werk aus Holz, Stein und anderem todten Stoff ob auch noch so kunstvoll auferbaut? Die etwaigen Mißbildungen, Zweck-

losigkeiten und Zweckwidrigkeiten sind die unvermeidlichen Fehlgriffe eines Schülers, den Gottes Weisheit in die Schule nimmt, um ihn von schwachen Anfängen der Selbstbestimmung zu immer größerer Freiheit emporzuleiten. Schon im Atom beginnt die Selbstbestimmung des Geschöpfes sich zu regen, bis sie im Menschen zur sittlichen Freiheit heranwächst und das hohe Ziel ins Auge fassen kann: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 48). Im Lichte dieser Auffassung werden selbst die Verirrungen der Entwicklung ebenso viele Beweise nicht wider, sondern für das Einwirken einer unsichtbaren Schöpferweisheit. Denn sie bezeugen, daß Gott der Schöpfer ist nicht einer todten, sondern einer lebendigen Welt.

Für die Widerlegung der Leugner einer zweckthätig handelnden Schöpferweisheit hat es hiernach nur verschwindende Bedeutung, ob wir einige Zwecklosigkeiten oder Zweckwidrigkeiten mehr oder weniger in der Natur anerkennen müssen. Sind doch diese Fehlbildungen alle nur Durchgangsstufen zu vollkommneren Gestaltungen. Dennoch wollen wir die folgenden Bemerkungen nicht zurückhalten. Die Vorkämpfer der Entwicklungslehre erwecken nicht selten den Anschein, als wimmle die ganze Natur von allerlei Unzweckmäßigkeiten und als bestehe über die Mehrzahl solcher Erscheinungen unter den Urtheilsfähigen gar kein Meinungsunterschied. Der Eifer, für ihre Lehre Beweise beizubringen, treibt sie naturgemäß dazu, nach zwecklosen und zweckwidrigen Organen als nach immer neuen Beweisen für ihre Theorie auszuschauen. Aber eben dieser Eifer trübt auch leicht ihren Blick und verleitet sie, was sie suchen, auch da zu suchen, wo der Unbefangene nichts davon zu entdecken vermag. Manches wird vielleicht, wie schon bemerkt, als zwecklos oder gar zweckwidrig angesehen, was dennoch einen sehr wichtigen Zweck hat, wenn er sich auch uns noch verbirgt. Oder ist es wirklich schon ausgemacht, daß der Blinddarm für den Menschen so nutzlos sei, wie die Vertreter der Entwicklungslehre behaupten? Auch der Zweck der Schilddrüse ist einstweilen noch dunkel, und doch hat ihre Entfernung durch Operation in manchen Fällen sehr üble Folgen, sogar den Tod nach sich gezogen, so daß der Schluß berechtigt ist, sie leiste dem Menschen doch irgendwelche uns noch unbekannte Dienste. Oder sind bei den

oben erwähnten Maulwürfen die Augen mit der sie verhüllenden Haut wirklich so zwecklos, wie es den Anschein hat? Würde der Schöpfer in der That zweckmäßig gehandelt haben, wenn er sie beseitigt hätte, sobald sie ihre Thätigkeit nicht mehr ausüben konnten? Wer will behaupten, daß sich nicht von dieser lichtscheuen Maulwurfsart später einmal nach dem Gesetz der Anpassung eine weniger lichtscheue abzweigt, welche die Erdoberfläche zeitweise wieder aufsucht und deshalb des Auges bedarf? Würde es nicht für diesen Fall gerade eine höchst weise Voraussicht bezeugen, daß das Auge erhalten blieb und fürsorglich durch eine Decke geschützt wurde?

Wie verhüllt uns der Zweck mancher Naturerscheinungen ist und auf wie verschlungenen Wegen die göttliche Weisheit ihre Absichten verwirklicht, zeigt u. A. die „Rolle des Staubes in der Natur"*). Was erscheint lästiger und nutzloser als der Staub? Und doch ist die Vertheilung von winzigen Staubpartikelchen durch die ganze Atmosphäre von überaus wohlthätiger Wirkung. Sie ist zuerst unentbehrlich für die gleichmäßige Verbreitung des Lichtes. Wenn die Gase der Atmosphäre nicht mit Staubtheilchen durchsetzt wären, so ließen sie die Lichtstrahlen der Sonne und der anderen Himmelskörper ungebrochen hindurch, so daß jeder Strahl nur den Punkt der Erdoberfläche erleuchtete, den er in gerader Linie träfe. Die kleinen Stäubchen, auf welche er in der Atmosphäre stößt, lassen ihn aber nicht durch, sondern werfen ihn zurück, brechen und zertheilen ihn. Ohne dies würden wir von dem Sonnenstrahl, der durch den Spalt einer Fensterlade in ein dunkles Zimmer dringt, nur den lichten Eintrittspunkt und den erleuchteten Punkt auf der gegenüber liegenden Wand oder dem Fußboden sehen. Aber die sogenannten Sonnenstäubchen, die ihn zurückwerfen, thun uns den Dienst, uns seinen ganzen lichten Weg erkennen zu lassen. Ohne diese Hülfe des Staubes bliebe der Himmelsraum dunkel. Am Himmelsgewölbe würde die Lichtscheibe der Sonne sichtbar sein, auch bei Tage würden wir Mond und Sterne sehen, weil das Sonnenlicht, das sich nicht über die Atmosphäre verbreiten könnte, ihrem schwächeren Glanz keinen Eintrag thäte. Aber der ganze Himmel

*) Vergl. Lenard in der Gartenlaube 1894, Nr. 12.

würde dunkelschwarz erscheinen. Von seinem wohlthätigen Blau würden wir nichts spüren. Die Stäubchen der Atmosphäre werfen die Sonnenstrahlen zurück und zwar, weil sie so überaus fein sind, unter den Lichtwellen nur die kürzesten; das sind diejenigen, welche im Spektrum das blaue Licht geben. Um z. B. die längeren Wellen, welche das rothe Licht geben, zurückzuwerfen, sind sie zu fein. Dadurch erhält der Himmel seine schöne blaue Färbung. Wie heilsam ist für die ganze Welt des Lebens diese Vertheilung des Lichtes, die durch den atmosphärischen Staub bewirkt wird! Ein zweiter Vortheil, den dieser uns gewährt, ist der, daß er das Flüssigwerden des Wasserdampfes in der Luft vermittelt. Wasserdampf ist selbstverständlich nicht der sichtbare weißliche Dampf, den die Lokomotive ausstößt und der nicht mehr aus Luft, sondern bereits aus einer Wolke von feinen Wasserbläschen besteht. Es ist vielmehr die unsichtbare Gasart, die durch Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff entsteht. Wir hegen vielfach die irrige Vorstellung, als verwandle sich der Wasserdampf bei bestimmten Kältegraden ohne Weiteres in tropfbar flüssiges Wasser, als müsse sich daher diese Wandlung vollziehen, sobald der Wasserdampf in die oberen kälteren Schichten der Atmosphäre eintrete. Das ist erfahrungsmäßig nicht der Fall. Der Wasserdampf wird erst tropfbar flüssig, wenn er kältere feste Gegenstände berührt, an welche sich die Tropfen anhängen können, nie aber in der ungemischten atmosphärischen Luft. Wenn diese nicht fort und fort mit feinen Stäubchen durchsetzt wäre, so bliebe der Wasserdampf Gas auch bei der stärksten Erkaltung. Nur an die festen Gegenstände auf der Erde, wenn sie den hinreichenden Kältegrad erlangt hätten, würden sich unmittelbar die unzähligen Tropfen des flüssig werdenden Wasserdampfes ansetzen, und zwar je nach dem Kältegrad des betreffenden Gegenstandes als Wasser, Reif oder Eiskruste, — würden sich unter den erforderlichen Bedingungen ansetzen auch an unsere Kleider, und kein Regenschirm würde uns dann davor schützen. Regen im jetzigen Sinne, der aus der Luft herniederfiele, würde es nicht geben, von der unentbehrlichen gleichmäßigen Tränkung der Erdoberfläche, von der Bildung der Wolken und ihrem heilsamen Schatten wäre keine Rede. Es ist der Staub, der uns diese Wohlthaten vermittelt. Wie lange blieben

diese Segensspenden des verhaßten Staubes, wie lange die sich darin offenbarende Zweckmäßigkeit und Schöpferweisheit dem Menschen verhüllt! Wie vorsichtig also sollten wir sein, ehe wir einen Naturvorgang oder irgend ein Organ eines Lebewesens für schlechthin zwecklos oder gar zweckwidrig erklären!

Noch ergreifender muß uns die Ahnung von einer all unser Erkennen weit übersteigenden Weisheit, die wie hinter einem Vorhang geheimnißvoll die ganze Entwicklung leitet, in einem Zuge der Natur aufgehen, der sich wahrscheinlich viel häufiger wiederholt, als er bisher nachgewiesen wurde. Er hängt auf das Engste mit den viel besprochenen rudimentären Organen zusammen. Es ist die allmähliche Umwandlung von Organen, die zunächst einem bestimmten Zwecke dienten, nachher unter anderen Verhältnissen und nach wesentlicher Umgestaltung der damit ausgestatteten Art ihren ersten Zweck verloren, dann aber ganz neuen Zwecken dienstbar gemacht wurden. Was die Wissenschaft in dieser Hinsicht bis jetzt klar gelegt hat, liegt noch sehr in den Anfängen und beruht oft genug nur auf geistvollen Vermuthungen. Man sagt z. B., daß die Schleimblasen der Fische bei den höheren Wirbelthieren, die von diesen abstammen, nachdem sie für ihren ursprünglichen Zweck beim Schwimmen überflüssig geworden, allmählich zu Lungen wurden und einen Ersatz für die Kiemen bildeten, die auf den höheren Stufen für den Zweck des Athmens nicht mehr genügten. Man sagt ferner, daß aus den Kiemenbögen in den höheren Wirbelthieren Theile des Ohrgehäuses entstanden, während sie bei einzelnen Arten von Insekten die Anfänge zu gewissen Flugorganen hergaben. Setzen wir einmal die Richtigkeit dieser von den Vertretern der Entwicklungslehre ausgesprochenen Vermuthungen voraus. Sieht diese Ausnutzung derjenigen Organe, welche durch den Gang der Entwicklung ihren ursprünglichen Zweck verloren haben, für ganz neue Zwecke nicht nach einem tief angelegten, weisen Schöpferplan aus? Läßt sie nicht den Schluß zu, daß zwar die Einzelwesen und Einzelarten bei der Weiterentwicklung durch ein gewisses Maß von Selbstbestimmung wesentlich mitwirken, daß aber dennoch das Ganze, Große der in Händen behält, der Alles in Allem wirkt und die Entwicklung durch alles Tasten und Tappen, durch alle ahnungsvollen und oft wunder-

baren Treffer und alle Fehlgriffe der Kreatur hindurch zu immer herrlicheren Stufen der Vollkommenheit emporleitet, daß es sich uns mit immer neuen Zungen offenbaren muß:

„Er sitzt im Regimente und führet Alles wohl" —?

Wir müssen am Schluß dieses Abschnitts noch einmal hervorheben, daß wir auf keinen der angeführten Belege für die Zweckmäßigkeit, die sich zum Theil selbst in dem scheinbar Zweckloseſten und Zweckwidrigsten kundgiebt, irgendwelches entscheidende Gewicht legen. Es handelt sich hier meist viel zu sehr um höchst bestreitbare Hypotheſen, und Meinung steht gegen Meinung. Daß die Entwicklung der Natur durch Uebergangsstufen hindurchführt, die sich als Verkümmerungen und Mißbildungen, als Zwecklosigkeiten und Zweckwidrigkeiten kennzeichnen, soll durchaus nicht in Zweifel gezogen werden. Darauf ist vielmehr der größte Nachdruck zu legen, daß alle diese Dinge dem Glauben an eine überſinnliche Schöpferweisheit bei rechtem Verständniß keinen Abbruch thun dürfen. Sie müſſen der Selbstbestimmung der Geschöpfe zugeschrieben werden; und daß der Schöpfer diesen eine solche verliehen hat und durch sie, nicht durch Willkürakte seiner Allmacht, die Entwicklung weiterführt, das läßt uns seine Größe nur in um so hellerem Lichte erscheinen. Denn diese Selbstbestimmung der Einzelwesen von ihren ersten Regungen im Atom bis zur sittlichen Freiheit des Menschen hinauf mit ihren unleugbaren Auswüchsen und schrillen Mißklängen giebt beredtes Zeugniß davon, wie hoch der Schöpfer des Universums über allen menschlichen Werkmeistern steht. Sie bezeugt es, daß er nicht nur nach Menschenweise ein todtes, sondern daß er ein lebendiges Werk zu Stand und Wesen gebracht hat und immer von Neuem bringt. Dennoch mögen jene Belege scheinbarer Unzweckmäßigkeit in der Natur, hinter denen sich oft die größte Zweckmäßigkeit verbirgt, einerseits vor allzuvorschnellem Aburtheilen über den kindlichen Glauben warnen, der überall Spuren göttlicher Weisheit findet; andererseits mögen sie Kundigere, als ich es bin, zu dem Versuch anregen, bei der Erforschung der Natur nicht nur tadelsüchtig die Mängel und Zweckwidrigkeiten hervorzuheben, sondern mit möglichst unparteiischer Vertheilung nach beiden Seiten auch dem, was nicht etwa nur religiöse Voreingenommenheit, sondern auch die

Wissenschaft als zweckmäßig anerkennen muß, zu seinem Rechte zu verhelfen.

Indessen für unseren unmittelbaren Zweck, für die Antwort auf die Frage nach Gott, treten alle diese Dinge verhältnißmäßig zurück gegen ein ganzes Heer von scharfen Mißklängen in der Natur, welche sich mit viel unwiderstehlicherer Wucht, als die Zwecklosigkeiten und Zweckwidrigkeiten, dem Glauben an das Dasein Gottes entgegen zu stemmen scheinen. Es handelt sich um die unzähligen Uebel in der Welt.

22. Verträgt sich das Uebel mit dem Glauben an das Dasein eines allweisen und allgütigen Gottes?

Für das Menschenherz gewinnt die Frage nach Gott erst ihr volles Interesse, wenn sie nicht nur darauf gerichtet ist, ob es einen allmächtigen und allweisen Gott giebt, sondern vor allem darauf, ob es einen Gott giebt, der uns in allen Lebenslagen ein Halt und ein Trost sein kann, der so zu sagen für der Menschen Wohl und Wehe ein Herz hat, also mit anderen Worten, ob es einen allgütigen Gott giebt.

Man wird vielleicht sagen: diese Stellung des Herzens, vermöge deren es in Gott vornehmlich den Nothhelfer sucht, sei recht selbstisch; sie gebe dem Argwohn Raum, daß der Wunsch, einen solchen Nothhelfer zu besitzen, die eigentliche Quelle der Religion, insbesondere des Glaubens an einen gütigen Gott sei; eine so trübe Quelle aber lasse seitens der Vertheidiger dieses Glaubens nichts weniger als eine unparteiische Beurtheilung der aufgeworfenen Zweifel erwarten und diene demselben wenig zur Empfehlung. Im Gegentheil könne man annehmen, daß für den Glauben an Gott dasselbe gelte, was Luther in den schmalkaldischen Artikeln (Th. II, Art. 2) von der Anrufung der Heiligen sagt: „Wo der Nutz und Hülfe, beide leiblich und geistlich, nicht mehr zu hoffen ist, werden sie die Heiligen wohl mit Frieden lassen, beide im Grabe und im Himmel; denn umsonst oder aus Liebe wird ihr Niemand viel gedenken, achten noch ehren." Und sicherlich müssen wir auf der Hut sein, daß unser Wünschen und Sehnen sich nicht anmaßt,

die Stelle klaren Beweises vertreten zu wollen, oder uns für die triftigen Gründe der Gegner blind und taub macht. Aber wenn wir anders dieser Mahnung eingedenk bleiben, führt das Verlangen, in Gott eine Quelle der Zuversicht und des Trostes zu finden, noch keineswegs dahin, daß wir uns berechtigten Einwänden verschließen. Auch muß dieses Verlangen mit nichten nur der unlauteren Wurzel der Selbstsucht entsprießen. Zunächst ist der Mensch nicht nur Verstand und Wille, sondern auch Gefühl. Auch das Sehnen, selbst glücklich zu werden, ist mit seinem Wesen untrennbar verbunden und darf nicht ohne Weiteres niedriger Selbstsucht gleich gesetzt werden. Da erst fängt diese an, wo wir jenes Sehnen auf Kosten unserer Mitmenschen zu befriedigen streben. Deshalb ist es auch noch nicht nothwendig ein Ausfluß der Selbstsucht, wenn wir über den Mächten, die in der Welt unser Glück und unseren Frieden bedrohen, eine übersinnliche Macht suchen, die die Welt durchwaltet und auf die wir in allen Nöthen unsere Zuflucht setzen dürfen. Ueberdies hat man dabei nicht nur an die äußeren Nöthe, sondern auch an die Angst des Gewissens, an die Nöthe eines Herzens, das nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, zu denken. Denn vor allem auch in diesen Nöthen bedürfen wir des gütigen Gottes. Endlich: sucht denn mein Herz einen Nothhelfer nur für sich? Das eigene Unglück zu tragen, fällt dem Edlen noch nicht am schwersten. Aber die Noth um ihn her lastet auf seiner mitfühlenden Seele; Geliebte leiden zu sehen, zumal ohne helfen zu können, das will ihm das Herz brechen; das noch mehr, als eigenes Leid, lehrt ihn nach einem Allerbarmer ausschauen oder — drängt ihm die Frage auf: Giebt es einen barmherzigen Gott? Läßt sich all das Weh, das durch die Welt geht, mit dem Glauben an eine ewige Liebe vereinigen? Eben das ist es, was uns im Zusammenhang mit der Frage nach Gott auf eine eingehendere Betrachtung des Uebels führt. Wonnig ist der Blüthenflor und Frühlingssang des sonnigen Maienmorgens, und gleich ihm scheint die goldige und rothwangige Frucht, die aus lauschigem Schattendach winkt, und das wogende Aehrenmeer auf unabsehbaren Fluren die Herrlichkeit eines gütigen Schöpfers zu preisen. Aber wie stimmt das zu seiner Güte, daß der Strahl aus den Wolken ohne Wahl die Wohnungen des Menschen der ver-

zehrenden Flamme zur Beute giebt und den Baum zerschmettert, dessen Zweigen das singende Vöglein sein Nest und seine zarte Brut anvertraute? Wenn ein Gott der Liebe ist, warum darf die Erde ihren Mund aufthun und ganzen Dörfern und Städten mit allem Gethier und allem Volke der Menschen, die darin wohnen, zum Grabe werden? Warum dürfen die Fluthen der Bergwasser, Ströme und Meere ihre Schranken durchbrechen und Leben und Wohlstand vieler Tausende in weiten Länderstrecken während weniger kurzer Stunden vernichten? Warum dürfen tückische Seuchen Dörfer und Städte entvölkern und ganze Familien ausrotten? Ein gottesfürchtiges Ehepaar sah ich ihre sämtlichen vier geliebten Kinder in Folge der Diphtheritis im Laufe eines halben Jahres zur letzten Ruhstatt betten. Eine heiß liebende Mutter sah ich bittere Thränen um ihren einzigen dreiundzwanzigjährigen Sohn vergießen. Von Jugend auf war er ein elender Krüppel an Leib und Seele. Die Füße glichen dünnen Stöcken, der ganze Leib einem abgezehrten Gerippe; fast keine Bewegung konnte er ohne Hülfe der Mutter vollziehen; nur durch unartikulirte Laute konnte er sich ausschließlich dem Mutterherzen auf das Allernothwendigste verständlich machen. Sein Schmerzenslager hat er nie verlassen. Es war schwer zu entscheiden, was größer war: das unaussprechliche Elend oder die Mutterliebe, die nicht müde wurde, bei drückender Armuth dies Jammerbild eines Menschen zu pflegen. Oder meinst du, daß ein solches Bild allein stehe? So besuche einmal eine der Krüppelstationen, wie sie durch menschliche Barmherzigkeit hier und da mit Krankenhäusern verbunden sind! Da wirst du öfter solche zum Dulden ausersehene Wesen finden, die fast ganz von der Außenwelt abgeschnitten sind, weil sie in einer Person taub, stumm, blind und gelähmt zugleich sind. Und nun durchwandere noch die Anstalten für die, deren inwendiges Licht zur Finsterniß, ja noch mehr, zur verzehrenden Hölle und verheerenden Brandfackel geworden ist! Nun bedenke all das Herzweh, das vorausging, ehe es bis dahin kam, und all das andere, das sie zurückließen. Dann frage wieder: „Kann es ein Gott der Liebe sein, der alles das geschehen ließ oder gar selbst hervorbrachte?“ Welche Antwort kannst du geben?

Oder habe ich mitten in dieser Welt voll des reichsten Glückes

mit emsiger Kunstfertigkeit Alles zusammengetragen, was sich an Schatten auffinden läßt? Handelt es sich etwa hier nur um besondere Ausnahmen, deren jede aus besonderen Verhältnissen hervorgeht und auch ihre besondere Erklärung finden wird? Hiergegen muß ich entschieden mit den Gegnern des Gottesglaubens Einspruch erheben. Das Uebel gleicht nicht einer vereinzelten Klippe in dem unendlichen Meere des Glückes, noch etwa gar einer Klippe, die man bei einiger Vorsicht unschwer vermeiden könnte. Es ist vielmehr vom Glücke des Erdenlebens untrennbar, wie der Schatten vom Licht und die Nacht von dem Tage. Es giebt kein Werden ohne Vergehen, kein Leben ohne den Tod, kein Hoffen ohne Bangen, keine Freude ohne Leid, und wäre es auch nur das Bewußtsein, welches in die seligsten Stunden hineinschattet, daß auch die köstlichste Freude nicht immer bei uns bleibt. Jedes Band der Liebe, das du knüpfest, trägt die Weissagung einstiger Trennung in sich. Daß auch, wie dem Lichte der Schatten, dem Edlen das Gemeine, dem Guten das Böse, der Wahrheit die Lüge, der Liebe der Haß folgt, wollen wir hier noch zurückstellen, weil wir später ohnehin besonders darauf eingehen müssen.

Was aber dem Uebel eine noch weit tiefer greifende Bedeutung als selbst das beständige Nebeneinander von Gütern und Uebeln verleiht, das ist die unvermeidliche Nothwendigkeit, die dieses Nebeneinander erzeugt. Beide, Uebel und Güter, stehen mit einander in unauflöslichem und ursächlichem Zusammenhange. Das höchste unter den Gütern, welche die Sinnenwelt bietet, ist eine gedeihliche Entwicklung des leiblichen und geistigen Lebens. Diesem Gute reiht sich Alles an, was unmittelbar oder mittelbar zu seiner Förderung mithelfen, also als Mittel zur Kräftigung und reicheren Ausgestaltung des Lebens dienen kann. Nun wird aber, wie wir gesehen haben (S. 85 ff.), der vorhandene Vorrath an Gütern und Mitteln zur Erhaltung des Lebens von der Zahl der Wesen, welche ihrer bedürfen, fast in allen Zweigen der Lebewelt so sehr überwogen, daß sich der Wettbewerb um sie zu einem heißen Kampf, dem Kampf ums Dasein, gestaltet. Er hat schon in der Pflanzenwelt zur unausbleiblichen Folge, daß üppiges Wachsthum hier Verkümmerung und Absterben dort bedeutet. Einer Pflanze Leben ist oft genug der

anderen Tod. Aus der Zersetzung hier sprießt neue Fülle dort, wobei man noch gar nicht an die zahlreichen Schmarotzerpflanzen zu denken braucht, die durch ihre ganze Eigenthümlichkeit darauf angewiesen sind, von dem Leben anderer Pflanzen zu zehren. Wie viel erbitterter wird dieser Kampf in der Thier- und Menschenwelt! Mit wie erbarmungsloser Grausamkeit lebt ein Thier von des anderen Tod und kann doch nur davon leben, weil seine Natur ihm gar keine andere Weise des Lebens gestatten würde! Das gilt nicht nur von der verhältnißmäßig geringen Zahl der eigentlichen Raubthiere. Die kleinsten, anscheinend so gutartigen Vöglein, die unter den Fängen des Habichts oder Adlers verenden, waren vorher selbst der Schrecken unzähliger unschuldiger Würmer und Insekten. Aber diese hinwiederum achteten nicht der Schmerzen, die sie den großen Thieren der Steppe zufügten, wenn sie mit giftigem Stachel ihnen marternde Wunden beibrachten, um durch Hineinlegen ihrer Eier brennende, öfter todbringende Geschwülste zu veranlassen. Und noch haben wir das Heer der Verderber und Würger nicht ausgezählt. Je kleiner und verborgener, desto tückischer und grausamer sind sie. Jeder menschlichen Zählung spotten die Milliarden von Bacillen und anderen pflanzlichen oder thierischen Lebewesen, deren Dasein mit Hülfe der feinsten Werkzeuge zu entdecken erst unserem Jahrhundert der Forschung vorbehalten war. Sie alle aber, die scheinbar Schwächsten sind durch ihre Natur dazu erlesen, den scheinbar Starken und doch so Schwachen jammervolles Siechthum und schmerzhaften Tod zu bringen, edelste Lebensblüthen zu zerstören und heiße Thränensaat zu streuen. O Welt des Lebens, wie lauert allerorten unter deinem zauberischen Blumenteppich Elend und Tod, unter deinem harmlosesten Lächeln Erbarmen suchendes Weinen, unter deinen jubelnden Hochzeitsfeiern offenes Grab und Trauersang! Und das alles nicht durch ein ausnahmsweises, unseliges Spiel des Zufalls, nein, durch die grausame Nothwendigkeit dieses in dir wohnenden harten Gesetzes, wonach die Freude den Keim des Leides und das Leben den Anfang des Todes in sich birgt! Wie, dich sollte ein gütiger Vater aus lauter Liebe geschaffen haben?

Oder hat er im Menschen und durch den Menschen alle diese Mißklänge in beseligende Harmonie aufgelöst? Hat er den Menschen

durch das Himmelslicht der Vernunft in den Stand gesetzt, all jener wilden Mächte der Zerstörung Herr zu werden, um sich und Anderen eine wohlgeschützte Heimstatt ungetrübten Glückes zu bauen? Ist der Mensch dazu berufen und befähigt, über dem Gewirr verheerenden Kampfes ein Reich des Friedens und der Liebe etwa von der Art aufzurichten, wie es Jesaias (Kap. 11) uns in so erhabenen Zügen ahnen läßt, da die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen, da die Löwen mit den friedlichen Heerdenthieren auf die Weide gehen und der Säugling unverletzt am Loche der Otter spielt? Gewiß hat der Mensch mit staunenswerthem Scharfsinn die ungebändigtsten Elemente gezähmt und sie in den Dienst seiner hochfliegenden Gedanken gestellt. Gewiß, wenn man an den Mittelpunkten der Kultur das verwickelte Räderwerk des Verkehrsgetriebes arbeiten sieht, so muß man die Sicherheit bewundern, mit welcher auch die größten Schwierigkeiten überwunden werden. Ja man darf anerkennen, daß die Zahl der Unglücksfälle im Vergleich mit den oft alles Maß übersteigenden Anforderungen an die leiblichen und geistigen Kräfte des Menschen gering ist. Und dennoch ist gerade durch unsere Erfindungen und durch unsere Siege über die Natur dem Verzeichniß der Uebel, die das Glück des Menschen bedrohen, ein ganz neues Register hinzugefügt worden. Man kann kaum ein Zeitungsblatt lesen, ohne von einer beklagenswerthen Vervollständigung dieses Registers zu vernehmen; und es ist schwer zu entscheiden, welche Unglücksfälle entsetzlichere Verwüstungen und bejammernswerthere Leiden verursachen: die, welche durch Naturvorgänge ohne menschliches Einwirken entstehen, oder die, welche dem neuen Register angehören, d. h. die, welche durch menschliche Erfindungen herbeigeführt werden, wenn das gebändigte Element plötzlich die Fessel abwirft und alle Berechnungen des Menschengeistes durchkreuzt.

Wahrlich nicht gering zu schätzen sind die Mittel, welche der Kulturmensch vor dem Barbaren und unter den Kulturmenschen wieder der Reiche und Mächtige vor dem Armen voraus hat, um den Garten seines Glückes vor den andrängenden Wogen und Stürmen des Schicksals zu sichern. Aber hast du nie die schmerzzerrissenen Züge eines Menschen gesehen, der in lauschigem Schatten

auf kühler Veranda mit allen Bequemlichkeiten und Genuß- und Linderungsmitteln umgeben war, die Reichthum gewähren kann? Erschien dir da nicht der Widerstreit zwischen dem Glück, das da war und nicht genossen werden konnte, weil die Fähigkeit dazu fehlte, und dem Leiden, das kein Reichthum zu beseitigen vermochte, fast noch beweinenswerther als das Leiden des Armen, der vielleicht von allen jenen Hülfsmitteln nicht einmal eine Ahnung hat?

Nie habe ich jenen Widerstreit tiefer empfunden als in der Stunde, da ich mit anderen Berufsgenossen unserer Stadt dem Sarge unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich III. zu seiner Grabstätte in der Friedenskirche folgte. Natur und Menschenmacht und Menschenkunst hatten sich vereinigt, um seinen letzten Gang durch die denkbar größte Pracht fürstlicher Ehren zu verherrlichen. Umkränzt von dem Glanz deutscher Heeresmacht in allen Waffengattungen aus allen Gauen unseres durch *sein* Heldenthum in vorderster Reihe geeinten Vaterlandes führte die Trauerstraße durch das üppige Grün und den Blumenschmuck des ehrwürdigsten Parkes der Welt. Alle Kaskaden rauschten, und die Frühlingssänger hatten ihren Sang noch nicht verstummen lassen. Ach, was doch bedeutete heut uns dieser Sang? Die Hülle Eines ward zur letzten Ruhestatt geführt, der, ausgerüstet mit den edelsten Gaben an Leib und Seele, berufen schien, am entscheidendsten Punkte Alldeutschlands, fast könnte man sagen Europas, nicht nur höchster Macht und Herrlichkeit zu genießen, sondern auch Segen um Segen zu wirken! Und alle diese wohlgegründeten Aussichten und Erwartungen — worin endeten sie? In das traurige Grundthema alles Irdischen: „Alle Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden —"! Ja, wahr ist's, daß der Mensch der Kultur gar viel vor anderen Erdenwesen voraus hat. Aber das Uebel scheint so wenig für ihn aufzuhören, daß man sagen darf: der Mensch leidet in mancher Hinsicht schwerer als das Thier, weil er mit mehr Bewußtsein leidet; der Kulturmensch aber leidet in vieler Beziehung schwerer als der Barbar, der Reiche schwerer als der Arme, weil er den Werth des Lebens und Lebensglückes ganz anders zu schätzen weiß und es viel bitterer empfindet, wenn höchste Wonnen noch zwischen Lipp' und Bechers Rand sich ihm entziehen.

Und was das zweite betrifft, daß der Mensch berufen sei, über den Gräueln des Kampfes ein Reich der Liebe und des Friedens aufzurichten, so wird der Christ ja nimmer der Aufgabe, an der Aufrichtung solchen Gottesreiches mitzuarbeiten, entsagen noch den Glauben an den endlichen Sieg desselben verleugnen dürfen. Hier aber, wo es sich zuvörderst noch darum handelt, die Berechtigung des Glaubens an das Dasein Gottes selbst erst festzustellen, werden wir uns auf jenes Gottesreich nur berufen können, *sofern es bereits gesiegt hat*. Wie steht es nun mit der seitherigen Verwirklichung desselben durch den Menschen? Ach, welche Qual hat der Mensch dem Menschen zugefügt! Welche Unbarmherzigkeiten haben die Bekenner Christi im Namen des Gottes der Liebe verübt! Oder ist es allzu abgegriffen und ungerecht, das Zeitalter moderner Civilisation noch für die Blutthaten mittelalterlicher Ketzer- und Hexengerichte, für ihre Foltern und Scheiterhaufen verantwortlich zu machen? Indeß sehen wir auch einmal davon ab, was selbst heut noch möglich wäre, wenn der Glaubensfanatismus, der von Rom ausgeht, die heiß ersehnte Herrschaft wiedererlangte! Fehlt es etwa an Gräueln, mit denen die moderne Kultur — *die christliche Civilisation* — selbst in unserem Jahrhundert unter wilden und halbwilden Völkern ihr Kleid befleckt hat? Ist das Morgenroth des Friedens, das diese Civilisation hätte bringen sollen, wirklich schon angebrochen? Ist es angebrochen, *kann es anbrechen für Thiere und Menschen*? Liegt seine Siegesbahn auch nur *frei*, daß doch eine absehbare Zukunft den Sieg bringen kann? Blicke auf die Tausende und Abertausende von Opfern in unseren Schlachthöfen! Ist das Barmherzigkeit? *Kann* der Mensch sie üben, wenn er selbst leben und den Fortschritt menschlicher Kultur nicht aufgeben will? Vergegenwärtige dir den Kampf ums Dasein, den die Menschen wissentlich und unwissentlich mit einander führen und führen *müssen*, wenn sie ihre Stelle im Leben erringen und behaupten und nicht von dem unaufhaltsamen Strome der Mitbewerber unbarmherzig zur Seite gedrängt und untergetreten werden wollen! Siehe auch hier des Einen Hoffnung des Anderen Furcht! Des Einen Vortheil des Anderen Nachtheil! Des Einen Sieg des Anderen Niederlage, vielleicht Untergang! Und das alles nicht einmal durch

Schuld des Obsiegenden! Der glücklichere Mitbewerber ist gezwungen, den Kampf zu führen, wenn er selbst nicht untergehen will, und — in zahllosen Fällen weiß er von denen gar nichts, denen sein Erfolg den Weg vertritt. Nicht der Mensch hat die unerbittliche Nothwendigkeit gemacht, durch die er so oft gezwungen ist, mit und ohne Wissen dem Fortkommen seines Mitmenschen ein verderbliches Hinderniß zu werden. — Wohlan! Wen wollen wir lieber als Urheber für diese harte Nothwendigkeit unausgesetzten heimlichen und offenen Kampfes der Menschen unter einander, wen lieber als Urquell all der anderen unzähligen Uebel in der Welt verantwortlich machen: eine blinde und deshalb weder gütige noch grausame Naturgewalt oder einen allweisen und vermeintlich barmherzigen Gott? Wie würden wir, wenn wir uns im letzteren Sinne entscheiden, nichtsdestoweniger von dem barmherzigen Gott den Vorwurf der Unbarmherzigkeit, von dem Gott der Liebe die Anklage der Grausamkeit fern halten können? Das führt uns zu der weiteren Frage nach dem Ursprung des Uebels.

23. Vom Ursprung des Uebels.

Der Verfasser der biblischen Schöpfungsgeschichte fügt seinem Bericht über das Sechstagewerk bekanntlich das Wort hinzu: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut" (1. Mose 1, 31). Auch seinen Gedanken lag das Weh, das durch alle Welt geht und das die Vollkommenheit der Schöpfung in ein so zweifelhaftes Licht stellt, sicherlich nicht fern. Aber nicht minder nahe lag ihm dasselbe Mittel, in welchem alle Frommen des alten Bundes die Lösung solcher Zweifel suchten: sie leiteten das Uebel nicht von Gott, sondern von der Sünde des Menschen her; und diese Erklärung erscheint der schlichten praktischen Frömmigkeit noch heut oft als die einfachste und durchschlagendste. Der folgerichtig denkende Verstand, der sich nur auf sich selbst stellt, wird zwar darin nur die Ersetzung der Frage nach dem Ursprung des Uebels durch eine andere, fast noch dunklere und, genau genommen, gleichbedeutende finden: es ist die Frage nach dem Ursprung der Sünde. Die Sünde ist selbst ein Uebel, der Uebel

größtes. Hat nicht Gott die Sünde geschaffen, da er doch den Menschen schuf, der Sünde thut?

Indeß dieser einseitig und ausschließlich verstandesmäßigen Beurtheilung mußten wir schon einmal (S. 185ff.) entgegentreten, als von der relativen Selbstbestimmung und Freiheit die Rede war, mit welcher Gott die Einzelwesen begabt, ohne der unbedingten Nothwendigkeit, die von ihm ausgeht und durch die er Alles regelt, Abbruch zu thun. Wir sahen, daß unser praktisches sittliches Bewußtsein gegen die Leugnung der sittlichen Freiheit, d. h. der Fähigkeit des Menschen, zwischen Gut und Böse zu wählen, unbeugsamen Einspruch erhebt. Wir gaben zu, daß wir hier vor einem Widerstreit stehen, den unser menschliches Denken nicht zu lösen vermag. Auch die mechanische Welterklärung kann nicht begreifen, wie sittliche Freiheit und die unbedingte Geltung des Naturgesetzes mit einander bestehen können. Sie leugnet einfach die sittliche Freiheit. Aber wir müßten unsere ganze sittliche Weltordnung, wir müßten das bessere Selbst des Menschen preisgeben, wollten wir ihnen oder anderen Leugnern der sittlichen Freiheit folgen. Sie selbst widersprechen ihrem Denken fort und fort durch ihr praktisches Verhalten, indem sie sich und Andere für ihr sittliches Thun verantwortlich machen. So bleibt uns nur übrig zu bekennen, daß der Widerstreit zwischen der sittlichen Freiheit und der unbedingten Nothwendigkeit, die sei es von Gott, sei es vom Naturgesetz oder von Beiden ausgeht, nur ein scheinbarer ist, daß er nicht in der Sache, sondern in der Schwäche des menschlichen Denkens seinen Grund hat. Wir könnten also die Ableitung des Uebels aus der Sünde, wenn sie sich als richtig erweisen ließe, als vollgenügende Rechtfertigung für die Gerechtigkeit und Liebe des Schöpfers ansehen. Der Schöpfer mußte um seiner Liebe willen den Geschöpfen ein gewisses Maß der Selbstbestimmung gewähren; nur so konnte eine lebendige Welt voll Lebenskraft und Lebensfreude entstehen, eine Welt von Wesen, die fähig sind, die Gaben seiner Güte zu genießen. Er mußte dem höchsten dieser Wesen, wenn wir einmal bei unserer irdischen Heimstatt stehen bleiben, dem Menschen die sittliche Freiheit, die Fähigkeit zwischen Gut und Böse zu wählen, verleihen. Nur dadurch konnten wir die höchste Stufe der Vollkommenheit, die der sittlichen er-

langen, nur dadurch auch der höchsten Freude der Seligkeit theilhaftig werden, die auf der sittlichen Vollkommenheit oder, nur anders ausgedrückt, auf der Gottähnlichkeit, der Gotteskindschaft, der Liebesgemeinschaft mit Gott und Menschen beruht. Denn die sittliche Vollkommenheit besteht in der aus freier Wahl entsprungenen unbedingten Hingabe des Herzens an das Gute, sie hat also die sittliche Freiheit zur Grundlage. Gut kann nur sein, wer auch böse sein kann; Liebe kann nur üben, wer auch hassen kann; Gott gehorchen kann nur, wer auch sündigen kann. Erst mit der sittlichen Freiheit war die Bahn zur höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit freigegeben, aber allerdings auch die Möglichkeit zur Sünde und damit die Bahn zu dem, was die Welt am elendsten macht. Demnach schuf Gott nicht die Sünde, sondern nur die Fähigkeit, zwischen Gut und Böse zu wählen, und damit nur die Möglichkeit der Sünde. Wohl sah er voraus, daß aus der Möglichkeit auch die traurige Wirklichkeit erwachsen werde. Doch war in den Gedanken seiner Liebe auch diese Wirklichkeit nur eine Durchgangsstufe zur Ueberwindung der Sünde und zum endlichen Siege des Guten. So bliebe Gottes Liebe ohne Vorwurf trotz der Sünde und alles daraus entsprungenen Uebels. Alles Uebel würde der Sünde auf die Rechnung gesetzt, und unangetastet bliebe der kindliche Glaube: „Und siehe da, es war sehr gut," oder, wie deutscher Dichtermund es ausdrückt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual" — wenn, ja wenn nur die Annahme, daß alles Uebel der Sünde entstamme, der Wirklichkeit entspräche!

An diesem „Wenn" scheitert der dargelegte Versuch, die Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe Gottes mit dem Heer von Uebeln in der Welt durch Ableitung sämtlicher Uebel aus der Sünde in Einklang zu setzen. Zwar giebt es kein größeres Uebel als die Sünde, auch keines, das entsetzlicheres Elend zur Folge hat. Man darf, um das klar zu stellen, nur einige der sinnlichen Leidenschaften in ihren Wirkungen näher betrachten, etwa die Trunksucht, das Opiumrauchen, die geschlechtlichen Verirrungen und die Spielerleidenschaft in den verschiedensten Formen allerorten: welche Zerrüttung des Leibes und der Seele, des Wohlstandes, des Familienlebens, der Erziehung ziehen sie nach sich! In wie entsetzlichen Ketten halten sie den Menschen

gefangen! Trägheit, Genußsucht, Unzuverlässigkeit, Ehrgeiz, Eitelkeit, wie oft sind *sie* die Ursache schwerster Nothlagen! Nachlässigkeit, Unsauberkeit, Völlerei, Mangel an Zucht des Leibes, wie sehr begünstigen sie das Umsichgreifen von Krankheit und Seuche. Eigensinn, Rechthaberei, Empfindlichkeit, Unversöhnlichkeit, Laune, Neid, Habsucht, Ungeduld, Jähzorn, wie vielen Zwiespalt richten sie an, wie manches Glück zerstören sie, wie schöne Stunden verkümmern sie auch den Bessergesinnten! Vollends: wenn wir, wie wir müssen, als Sünde auch die *Trägheit im Guten* anrechnen, wie viel mehr der Uebel würden vermieden oder doch gelindert werden, wenn überall volle Pflichttreue, unbestechliche Gewissenhaftigkeit, die ohne Menschenfurcht und Rücksicht auf Menschengunst zum Rechten sieht, und hingebende Liebe am Steuerruder säße und Tag und Nacht das Haus hütete, hier die Kinder in der Zucht der Liebe hielte, dort für Wahrung des Gesetzes im Staate sorgte und wo immer möglich ohne Eitelkeit an der rechten Stelle Barmherzigkeit übte! Sicherlich, könnten wir mit einem Schlage die Sünde aus der Welt hinwegzaubern und all ihre tiefsten Wurzeln mit ihr: wir hätten zugleich einen unberechenbar großen Theil alles Elends aus der Welt getilgt.

Aber ob auch wirklich *alles* Elend? Was haben allein schon die zahlreichen Naturübel, die unendlich oft ohne alles Zuthun der Menschen entstehen, mit der Sünde zu schaffen? Oder giebt es eine Berechtigung, die Sünde *nicht nur* für diejenigen Uebel verantwortlich zu machen, welche in irgend einem nachweisbaren unmittelbaren ursächlichen Zusammenhange mit ihr stehen? Die Vertreter jener Ansicht, daß *alle* Uebel aus der Sünde stammen, schlagen allerdings diesen Ausweg ein. Nach ihrer Meinung schickt Gott diejenigen Uebel, die nicht in solchem Zusammenhange stehen, *als Strafe* für die Sünde und *als Besserungsmittel*. Aber sei es nun als Strafe oder Besserungsmittel, in beiden Fällen müßte das Uebel gerechter Weise doch nur den Sünder treffen; und ob wir auch alle uns als Sünder zu bekennen haben, man kann doch nicht leugnen, daß es mehr oder weniger sündhafte, bessere und schlechtere Menschen giebt. Den letzteren müßte doch schwereres Leid auferlegt werden. Man müßte, wie es viele Frommen des Alten Bundes, z. B. die Freunde Hiobs, und selbst noch die Jünger Jesu thun, als sie an-

gesichts eines Blindgeborenen den Herrn fragen: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“ — den Schluß ziehen dürfen: je mehr Leiden, desto mehr Sünde! Trifft dieser Schluß zu? Jesus antwortet seinen Jüngern: „Weder dieser noch seine Eltern“, und hat damit für alle Zeiten die Ableitung aller Uebel ausschließlich aus der Sünde als etwas dem Alten Bunde Angehöriges gekennzeichnet, das durch sein Evangelium überwunden ist. Sollte er nicht recht haben? Geht es nicht den Besseren in unendlich vielen Fällen schlechter als den Schlechteren? Fragen Blitz, Feuer, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Wasserfluthen, Seuchen, die doch nicht allein menschlicher Nachlässigkeit entspringen, wirklich nach der Frömmigkeit oder Unfrömmigkeit, nach der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit derer, die sie umbringen oder deren Wohlstand sie vernichten? Sind nicht sogar die Edlen oft genug Opfer ihrer Aufopferungswilligkeit? Leiden unter der Sünde etwa nur die Sünder selbst? Leiden nicht oft viel schwerer darunter zahllose Unschuldige? Verträgt sich das mit Gottes Liebe oder auch nur Gerechtigkeit?

Aber wir wollen einmal gelten lassen, was die, welche alles Uebel aus der Sünde herleiten, noch weiter ins Feld zu führen pflegen: daß nämlich Gott als Erziehungsmittel eine Ordnung in die Welt eingeführt habe, wonach oft der Gerechtere für die Ungerechteren unter deren Sünde leiden muß. Die Gerechten sollen dadurch angespornt werden, um so ernster mit in den Kampf gegen die Sünde einzutreten und durch ihr Beispiel der Geduld, des Muthes, der Ergebung, womit sie ihr Leiden tragen, die Sünder zur Buße zu leiten. Wir wollen davon absehen, daß Viele durch fremde Sünde umkommen, ehe sie ein Beispiel geben können. Wir wollen darüber hinweggehen, daß Viele schon im zartesten Kindesalter durch die Pest des Lasters, in deren Dunstkreis sie aufwachsen, die Sünde wie vergiftete Luft einathmen und fast ohne daß sie es merken von den Sünden ihrer Eltern und ihrer ganzen Umgebung wie mit unzerreißbaren Banden umstrickt werden. Wir wollen nicht fragen, warum der gerechte und gütige Gott diese armen Wesen nicht schützt, an denen mehr gesündigt wird, als sie selbst sündigen, wenn sie unrettbar dem Verbrecherthum entgegenwachsen. Wir wollen nicht mit Gott darüber rechten, ob das furchtbare Weh, das oft in Folge

kleiner Schwachheitssünden wie Bleilast dem Menschen sein ganzes Leben hindurch anhängt und ihm sein Erdenglück vergällt, im Verhältniß zu der Größe der Sünde stehe, ob ein Gott der Liebe nicht so manches Mal mehr Nachsicht und Vergeben haben könnte.

Zwei Einwände vermögen wir dennoch nicht zu unterdrücken. Erstlich: was hat das Weh, das durch die Thierwelt geht, mit der Sünde des Menschen zu thun? Läßt sich wirklich die alte Behauptung festhalten: „Nicht allein der Mensch habe erst nach dem Sündenfalle angefangen, das Fleisch der Thiere zu essen und überhaupt Thiere zu tödten, sondern auch die Raubthiere seien erst nach Adams Fall Raubthiere geworden, und die Weissagung des Propheten, daß die Löwen einst wieder mit den Thieren der Heerde Gras fressen würden (Jes. 11, 7), verheiße nur die Rückkehr der Welt zu ihrem ursprünglichen Stande der Unschuld und des Friedens" —? Wir wollen nicht darüber streiten, ob sich etwa der Mensch am Anfang seiner Entwicklung ausschließlich oder doch mehr mit Pflanzenkost habe genügen lassen und erst später auch zur Fleischnahrung übergegangen sei. Im Schöpfungsbericht wird dem Menschen wohl die Herrschaft über Thiere und Pflanzen, aber nicht auch das Recht, die Thiere zu tödten und ihr Fleisch zu essen, verliehen (1. Mos. 1, 28 f.). Erst nach dem Sündenfall wird von Abels blutigem Opfer erzählt, und erst nach der Sündfluth wird dem Noah gestattet, Thiere zu tödten, um sich von ihrem Fleisch zu nähren (1. Mos. 9, 3). Es bleibe dahingestellt, ob wir hierin Spuren eines allmählichen Ueberganges von ausschließlicher Pflanzenkost zu gemischter Nahrung sehen dürfen. Aber die Raubthiere sind doch schon dem Bau ihres Gebisses nach auf Fleischgenuß angewiesen. Und selbst wenn man hierin nach dem Sündenfall eine allmähliche Umwandlung annehmen wollte, würde dadurch der eigentliche Kern der ganzen Sache getroffen? Nähren sich denn nur die eigentlichen Raubthiere von anderen Thieren, und zwar in der Form, daß sie dieselben erst tödten, um sie zu verzehren? Endet ein Reh grausamer unter dem Gebiß des Wolfes als ein Wurm unter dem Schnabel des scharrenden Huhns oder als ein Käfer unter den Bissen der scharenweise darüber herfallenden Ameisen? Ist nicht die gesamte Welt der Thiere darauf eingerichtet, daß eines sich vom anderen nährt und sein Leben durch des anderen

Schmerz fristet? Soll diese ganze Einrichtung der Natur erst Folge der Sünde sein? Endlich: wo sie sich nicht unmittelbar unter einander anfallen und verzehren, bleibt da nicht der mittelbare Kampf ums Dasein, der, ob auch zum großen Theil unbewußt, doch keineswegs minder grausam ist? Besteht auch er erst seit dem Fall Adams?

Zweitens: das ist doch wohl durch die Entwicklungslehre beziehungsweise durch die Paläontologie zur Genüge und unwiderleglich klar gestellt, daß es schon viele Jahrhunderte und Jahrtausende vor Entstehung des Menschen Thiere gegeben hat. Auch unter diesen Thieren gab es solche, die sich unfehlbar als Raubthiere kennzeichnen. Sind sie etwa als Raubthiere geschaffen um der Sünde willen, die erst kommen sollte? Und selbst abgesehen von der Raubthiernatur einzelner Arten unter den vormenschlichen Lebewesen: ganze Geschlechter und Gattungen von Thieren sind vor dem Auftreten des Menschen entstanden und — gestorben, zum großen Theil ausgestorben. Tod und Schmerz, Tod und Uebel sind untrennbare Geschwister. Was haben alle jene unschuldigen Wesen gesündigt, daß ihnen der Tod auferlegt wurde und damit — Schmerz und Uebel? Vielleicht viele Millionen von Jahren vor dem Erscheinen des Menschen ging dieses Weh des Todes durch das Erdenrund — vielleicht nur, damit im Voraus für die Zeit nach dem Sündenfall des Menschen ein Erziehungsmittel, nicht etwa für die arme unschuldige Thierwelt, sondern für den Menschen da sei? Konnte Gott mit Hervorbringung solcher Geißeln und Zuchtmittel wirklich nicht warten, bis das Maß menschlicher Sünde voll war? Oder ist Gottes Erbarmen nur für den Menschen, nicht auch für die unzähligen anderen Geschöpfe da, denen er doch auch Empfänglichkeit für Freud' und Leid gegeben hat? O der menschlichen Selbstsucht und des menschlichen Dünkels, womit er allein sein kleines Ich immer wieder zum ausschließlichen Mittelpunkt aller Schöpfungszwecke macht! O daß wir es doch so garnicht begreifen lernen, daß Alles, was da lebt und webt, wiewohl es auch für andere Wesen da ist, doch zugleich in sich selbst seinen Zweck trägt und, soweit es mit der Empfänglichkeit dafür begabt ist, auch Anspruch auf Lebensfreude hat! Fordern doch schon die Frommen des Alten Bundes, daß der Mensch sich seines Viehes erbarme (Spr. 12, 10): und von dem

Gott der Liebe sollten wir kein Erbarmen für die zahllosen Heere der Schmerz und Freude empfindenden Wesen erwarten, die sein Allmachtswille außer dem Menschen ins Dasein rief? —

Wollen wir uns nach allem dem noch ernsthaft mit Widerlegung der Ausflucht aufhalten, daß die Sünde schon lange vor dem Fall des Menschen durch den Teufel in die Welt gekommen und daß dadurch von vornherein der Gang der ganzen Schöpfung ein anderer geworden sei, als er sonst geworden wäre, weil nunmehr die Sünde auf alles Werden ihren verderblichen Einfluß üben und das Uebel gleich zu Anfang als Strafe und Erziehungsmittel seine Stelle finden mußte? Nur schade, daß in der Schrift von allen solchen Phantasien nichts zu finden ist und daß Jesu Wort: „Weder dieser noch seine Eltern" (Joh. 9, 3) den Vertretern derselben jeden Schein von Recht abschneidet, sie in seinem Namen zu verkündigen!

So wird es denn wohl bei unserer ersten Aufstellung sein Bewenden haben müssen: gewiß ist die Sünde die unerschöpfliche Quelle unberechenbar vieler Uebel; gewiß ist es eine ebenso ernste und unverbrüchliche als schmerzvolle und doch auch heilsame Ordnung, daß Sünde überall Fluch nach sich zieht. Wir werden diese Ordnung nicht nur in allen Fällen anzuerkennen haben, in denen ein klarer ursächlicher Zusammenhang zwischen Sünde und Uebel vorliegt, sondern wir werden auch einräumen müssen, daß ein solcher Zusammenhang noch weit öfter vorhanden ist, als wir ihn nachrechnen können. Denn die Zahl der verborgenen Kanäle, Aederchen und feinsten Fädchen, durch welche die Sünde ihr Gift weiter giebt, ist unermeßlich.

Hingegen ist völlig unangebracht der Eifer, mit dem von je an fanatische Bußprediger jedwedes Unglück, auch wo ein ursächlicher Zusammenhang mit der Sünde augenscheinlich fehlt, als Strafgericht und Zuchtmittel Gottes darstellen. Daher bleibt auch nach Abrechnung aller der Uebel, welche thatsächlich aus der Sünde stammen, immer noch eine so große Zahl solcher, die nicht daraus erklärt werden können, übrig, ja das Uebel ist, auch abgesehen von der Sünde, namentlich durch den Kampf ums Dasein so untrennbar mit dem Wesen und der ganzen Entwicklung der Natur verknüpft, daß wir schlechterdings noch einer anderen Antwort auf die Frage bedürfen,

wie sich das Uebel mit Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe verträgt, wenn anders wir trotz des Uebels unseren Glauben aufrecht erhalten wollen.

Um diese Antwort zu finden, werden wir noch einmal zu dem „Wozu?“ in der Welt zurückkehren müssen.

24. Noch einmal das „Wozu?“ — und seine Stufen.

Wer die Welt mit Einschluß des Uebels als ein Werk der Weisheit und Liebe Gottes begreifen will, der muß in dem Uebel selbst ein Mittel erblicken, um Zwecke zu verwirklichen, welche seiner Weisheit und Liebe würdig sind. Vor allem werden diese Zwecke Güter in sich schließen müssen, die werthvoller als die sind, welche durch das in Betracht kommende Uebel zerstört werden. Doch von einer Unart müssen wir sogleich dabei lassen. Wir dürfen nicht, wie wir so gern thun, nur an Zwecke denken, die den Menschen betreffen. Mögen diese noch so hoch sein! Mag das höchste „Wozu?“ in der Gottähnlichkeit des Menschen gefunden werden! Dennoch ist es eine unerhörte Zumuthung, daß wir glauben sollen: nicht nur die Milliarden und aber Milliarden empfindender Wesen außer dem Menschen, die vorhanden waren, seit es Menschen gab, sondern auch die noch unermeßlich viel größere Zahl derer, die während unausdenkbarer Zeiträume vor dem Menschen lebten und webten, kamen und gingen, sie alle, alle mußten unverschuldeter Weise oft unaussprechliches Weh erfahren, nicht etwa, um dadurch selbst oder wenigstens in der Weiterbildung ihrer Art irgendwie gefördert zu werden, sondern nur, damit der Mensch die höchste Stufe der Vollkommenheit erklimme. — Sicherlich krönt — vom religiösen Standpunkte aus betrachtet und soweit es die Erde angeht — die Heranbildung des Menschen zur Gottähnlichkeit das ganze Schöpfungswerk. Aber die Zahl der nichtmenschlichen Wesen ist zu groß, die Zeit, während der solche auch ohne den Menschen existirten, war zu lang, und die Menge der Uebel, denen sie unterworfen werden, sowie das Elend, das diese Uebel in sich schließen, fällt zu sehr ins Gewicht, als daß sie mit der Weisheit und Liebe des Schöpfers vereinbar wären, wenn sie nur dazu da wären, den Menschen zu

fördern, und nicht vielmehr auch dazu, der Wohlfahrt und Vervollkommnung — dem „Wozu?“ — derer zu dienen, die unmittelbar oder wenigstens in ihrer Art oder Gattung davon getroffen würden. Daher werden wir zwar einerseits das höchste „Wozu?“, das den Menschen angeht, als höchsten Zweck der Entwicklung auf der Erde, dem alle Mittel, auch die Uebel, dienen sollen, im Auge behalten müssen. Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß jedes Geschöpf sein eigenes „Wozu?“ — entsprechend seiner Art und Wesensstufe — in sich trägt und zu verwirklichen hat, und daß die Uebel, von denen es betroffen wird, wenn sie mit der Weisheit und Liebe des Schöpfers in Einklang bleiben sollen, auch mit diesem „Wozu?“ in irgend einem unmittelbaren oder mittelbaren Zusammenhange stehen müssen. Nicht, daß jedes Einzelwesen für jeden Abbruch, den es durch ein Uebel erleidet, einen entsprechenden Ersatz finden müßte! Das wird um so weniger verlangt werden können, je mehr sein geistiges Leben noch im Halbschlummer des Unbewußten befangen ist, je weniger es also die Güter des Lebens gleichsam persönlich zu schätzen weiß. Immer dagegen werden wir erwarten dürfen, daß die Uebel, von denen die Einzelwesen getroffen werden, wenigstens irgendwie mittelbar mit der Förderung ihrer Art oder Gattung zu größerer Vollkommenheit, d. h. mit dem „Wozu?“ ihrer Art oder Gattung in Zusammenhang stehen. Läßt sich ein solcher Zusammenhang darthun?

Um Antwort darauf zu geben, müssen wir zunächst versuchen, die gesamte Welt noch mehr als bisher als einheitliches Ganzes zu fassen. Hingedeutet haben wir übrigens schon mehrfach auf die Einheit, die wir im Sinne haben. Sie überbrückt einen Unterschied, durch welchen wir im Allgemeinen die Natur in zwei völlig getrennte Welten zu zerlegen pflegen: es ist die Welt des Leblosen und die Welt des Lebens. In der ersteren erblicken wir eine Vorstufe, auf der sich die letztere aufbaut, ohne daß wir jedoch angeben könnten, wie dieser Aufbau sich vollzieht. Aber schon öfter trat uns die Wahrscheinlichkeit entgegen, daß Alles, was in der Welt des Lebens zur vollen Entwicklung kommt, auch in der leblosen dem Keime nach schon vorhanden ist. Bereits im Atom regt es sich wie unbewußter Wille, Empfindung, Vorstellung, wenn eins das andere anzieht und abstößt; wie ein traumhaftes „Ich“

tritt eins dem anderen gegenüber. Das „Ur-Ich", das „Welt- oder Schöpfer-Ich" setzte sich in ihm sein erstes, unvollkommenstes Gegenbild. Aber unvollkommen darf dieses Gegenbild nur genannt werden, sofern es noch unentfaltet ist. Denn ob auch scheinbar noch so unvollkommen: wie jeder Keim des Lenzes, so schließt auch schon jedes Atom, als ein Keim der gesamten Weltentwicklung, eine wunderbare Schöne — die Keimkraft zu einem unendlich Mannigfaltigen, das da werden will, in sich. Was in diesem winzigen Atom sich darstellt, ist die Werdekraft des Weltfrühlings, das Morgenroth des Lebens. Siehe hier das erste „Wozu?" auf der unendlichen Stufenleiter der Weltentwicklung! Nur eine überaus leise Dämmerung des Bewußtseins von diesem „Wozu?" mag dem Atom innewohnen. Aber auch der leiseste Dämmerungsschein solches Frühlingskeimens, solcher Werdelust ist schon Anfang des Lebens und Lebensfreude. So beginnt denn das Leben schon mit dem Beginn alles Seins lange bevor wir von „Leben" zu sprechen pflegen. So giebt es, genau genommen, keinen Unterschied zwischen einer leblosen und einer lebendigen Welt. Die ganze Welt lebt, will, empfindet, stellt vor, hat Lebenslust und Lebensschmerz, ist in erster Linie dazu da, Lebenskraft und Lebensfülle zu entfalten und sich des Lebens zu freuen. Das beginnt schon im Atom. Auch wenn eine Ewigkeit verginge, ohne daß ein Menschenauge die Welt bewunderte, sie wäre in ihrer Herrlichkeit nicht vergeblich da. Es genügt, daß jedes Atom sich selber lebt und wie traumhaft auch sich selber seines Lebens freut. Ueberdies ist das nur der eine — wenn auch überaus wichtige — Pol seines „Wozu?". Der andere ist der, daß auch der Allgeist, der es schuf, sich jedes einzelnen Atoms und dieses ganzen unermeßlichen Heeres von Weltelementen, von Keimen des Werdens, von sich entwickelnden „Ich's" freut und in ihnen, als den kleinsten Einzel-Ich's, sein allumfassendes Welt-Ich wiederspiegelt. Also schon das Atom hat seinen Selbstzweck, sein eigenes „Wozu?" mit einem Inhalt, der für Ewigkeiten genügt, wenngleich er, wie das Samenkorn und der ährenverheißende Halm, auf höhere Stufen hinweist. Eben das ist seine Schöne — diese werdende Herrlichkeit, die ihm selbst nur ahnungsweise, seinem Schöpfer hingegen unverhüllt zum Bewußtsein kommt.

Neue Stufen des „Wozu?“ entstehen, wenn eine Mehrzahl von Atomen sich zu höheren, zusammengesetzteren Einheiten verbindet. So scheinen die Krystalle mit ihrer oft so wunderbaren Schöne eine eigene Daseinsstufe mit ihrem eigenen „Wozu?“ darzustellen. Und noch viel klarer können wir die Kette des weiter und weiter aufwärts steigenden „Wozu?“ in der Welt des Lebens im engeren Sinne verfolgen. Hier kommt es zum Ausdruck bald in der wachsenden Größe und Kraft, bald in der zunehmenden Mannigfaltigkeit der Formen, Farben, Organe, Thätigkeiten, bald in der steigenden Energie und Klarheit des Wollens, Empfindens und Wahrnehmens bis zu den Anfängen des Denkens und der ganzen Vernunftanlage mit Einschluß des Schönheitssinnes und der ersten Keime zur sittlichen Ausbildung. Je höher die Stufenleiter ansteigt, um so mehr wächst die Klarheit der Vorstellung und des Bewußtseins, um so klarer auch werden sich die einzelnen Wesen ihres Lebenszweckes — ihres „Wozu?“ bewußt; um so mehr regt sich in ihnen die Werthschätzung des Lebens, das Streben, alle Kraft für den Lebenszweck einzusetzen; um so voller erwacht die Lebensfreude. Immer aber ist hierbei nur an das „Wozu?“ zu denken, das jedes Wesen in und für sich selbst hat, nicht an irgendeines, das außerhalb seiner selbst liegt. Was es dem Menschen nützt oder nützen wird, bleibt völlig außer Rechnung. Damit wird eine viel gehörte Zweifelsfrage sofort gegenstandslos. „Warum“, so fragt man wohl, „fristet so vieles Schöne in der Welt ein vergebliches Dasein? Es ist selbst außer Stande, sich seiner Schöne zu freuen, weil ihm das Bewußtsein fehlt; und ein anderes urtheilsfähiges Wesen ist nicht vorhanden, das Kunde von ihm hätte, um sich seiner freuen zu können. Selbst während es Menschen gab, erblühten und verblühten, vom Menschenauge ungesehen, ganze Welten voll unaussprechlicher Naturschönheit in den Tiefen und auf den Höhen; und noch viel größere Welten entfalteten ihre Pracht ganze Ewigkeiten hindurch, ehe es Menschen gab. Für wen war alle diese Herrlichkeit da?“ Jawohl, so kann man fragen, wenn man immer wieder den Menschen zum Maß und Zweck aller Dinge erhebt und nur im Menschen Spuren des Geistes und Bewußtseins anerkennen will. Nun aber antworten wir frei heraus: Um ihrer selbst willen war alle diese Schöne da. Sie hatten

ein ob auch noch so dunkles Bewußtsein von ihrer Pracht, alle diese längst ausgestorbenen Pflanzen und Thiere; sie freuten sich ihres eigenen „Wozu?“, ihres eigenen Lebenszweckes und Lebensinhalts; und dieser ihrer Lebensfreude freute sich mit in jedem einzelnen all der Milliarden von Lebewesen der gütige Allvater, der ihnen solche Lebensfreude gab. Sollte dieses ihr Stillleben, das in des großen Schöpfers Liebe ruhte, nur um deswillen ein vergebliches gewesen sein, weil du kleiner Mensch noch nicht vorhanden warst? O daß wir doch einmal aus unserem engen Gesichtskreis heraustreten lernten und recht, recht weit würden! Vielleicht kommt einmal die Zeit, da wir erfahren werden, es gebe Wesen so hoch über uns, daß sie Grund hätten, sich zu wundern, warum schon so lange vor ihnen die winzigen Menschen existirt hätten, die doch offenbar nur geschaffen seien, um eine Vorstufe für sie, diese hochübermenschlichen Wesen, zu bilden? Oder ist es denn wirklich so ausgemacht, daß wir Menschen die höchsten der Geschöpfe sind? Sollten nicht Daseinsstufen möglich sein, von deren Vollkommenheit wir uns nicht einmal eine Vorstellung machen können, weil die Formen unserer Erkenntniß dazu gar nicht ausreichen? Liegt nicht schon ein Gedanke nahe genug: daß nämlich unsere Weltkörper und Weltkörpersysteme nicht nur wohlorganisirte Stoffmassen sind, sondern daß die Stoffmassen all der Planeten, Kometen, Sonnen- und Sternensysteme die Hüllen und Werkzeuge für höhere geistige Einheiten, ja geistige Wesen bilden, die weittragende Aufgaben im Universum zu lösen haben? Wer wollte vollends ausmessen, welche Geistesmächte die weiten Aethermeere des Weltenraumes bergen mögen und welche alles Irdische weit überragende Mannigfaltigkeit des „Wozu?“ diesen Geisteswesen innewohnen mag? Hier können wir nur — sinnend, sehnend, ahnend — uns demüthig beugen unter dem Unendlichen mit dem Ausruf des Paulus: „O welch eine Tiefe des Reichthums beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! .... Denn wer hat des Herren Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“

Doch kehren wir von dem Felde bloßer Vermuthungen in Himmelshöhen zum festen Boden der Erde zurück! Sobald jedes Wesen sein „Wozu?“ für sich selbst hat, werden auch jene Fragen

gegenstandslos, die dem in seiner Selbstsucht befangenen Menschen sich so leicht aufdrängen: Warum doch Gott so viele lästige, unleidliche, dem Menschen so überaus schädliche Wesen geschaffen habe? Wozu die Raubthiere, die Giftschlangen und so vieles andere große und kleine Ungeziefer da sei? Sie alle — alle sind in erster Linie um ihrer selbst willen da. Damit sie sich nähren, wehren, ihre Kraft entfalten, ihre Schnelligkeit, Gewandtheit und List zur Geltung bringen und in dem allen sich ihres Lebens freuen, dazu erhielten sie ihre furchtbaren Vernichtungswerkzeuge und ihre belästigenden Angriffs- und Vertheidigungswaffen.

Durch diese unabsehbare und weit verzweigte Stufenleiter des „Wozu?" in der Kette der Wesen und Arten erhält das Uebel eine ganz neue Stellung. Zunächst wird es zu einem sehr fließenden, verschiedene Deutungen zulassenden Begriff. Was für das eine Wesen und die eine Art ein großes Gut ist, ist für andere das größte Uebel, was hier höchste Lebenslust, dort Marter und Tod. Wir müssen uns hier durchaus hüten, eine Naturerscheinung nur aus der Empfindung dieses oder jenes Einzelwesens heraus zu beurtheilen. Dem zerstochenen Menschen wird durch einen zudringlichen Mückenschwarm ein köstlicher Sommerabend geradezu verkümmert: aber hat, abgesehen von den Empfindungen dieses Menschen, das muntere Spielen und Summen der leichtbeschwingten Insekten nicht etwas überaus Anmuthiges? Spiegelt sich nicht eine Lebensfreude darin, die auch in ihrer Weise ihren Schöpfer preist? Im Hottentottenkraal drängen sich geängstet die Heerden zusammen, und auch das Menschenherz erbebt, wenn der Beherrscher der Wüste seinen erschütternden Drohruf ertönen läßt: aber drückt sich nicht in dieser gewaltigen Kraft eine Königsmacht aus, in der sich etwas von der Allmacht des Höchsten wiederspiegelt? Giebt sich nicht auch hier eine Lebenskraft und -lust zu erkennen, die, obwohl mit erschreckender Wildheit gepaart, uns dennoch ein wunderbar erhabenes Werk des Schöpfers schauen läßt? Der grollende Donner hier, die Gewalt des Erdbebens dort, des Feuers Wuth, von der Windsbraut zu Riesenhöhe angefacht — sie bringen Menschen und Thier unaufhaltsames Verderben: aber dieselben Mächte bringen ihnen ungleich dauernderen Segen aus Tiefen und Höhen.

Wollte man also die Frage nach der Vereinbarkeit des Uebels mit Gottes Weisheit und Güte wirklich aus der Tiefe beantworten, so müßte man bei jedem Uebel zuerst die Frage aufwerfen: Für wen ist es ein Uebel und für welche Anderen ist es vielleicht ein Gut? — Wie würde sich da vom Standpunkt der anderen Wesen aus dem Menschen gegenüber das Verhältniß oft umkehren lassen! Für wie unzählige Wesen ist dieser unersättliche und erbarmungslose Vertilger das größte Uebel! Aber ist denn auch das, was nach der einen Seite hin als ein Uebel erscheint, für das betroffene Wesen oder die betroffene Art von Wesen wirklich nur ein Uebel, d. h. nur Zerstörung eines Gutes? Für einzelne Wesen sicherlich! so oft nämlich das Uebel den Grundquell aller Lebensfreude, das Leben selbst, aufhebt, ohne daß ein neues Leben zu hoffen wäre. Doch dürfen wir den Tod des Einzelwesens nicht allzu hoch anschlagen, wo wie im Pflanzen- und selbst noch im Thierleben das Bewußtsein mehr oder weniger von Dämmerlicht umfangen ist und der Werth des Lebens nur erst theilweise zum Bewußtsein kommt. Das Thier zeigt vielfach durch seine Aufopferungsfähigkeit für seine Jungen und für die Heerde, daß es das Leben der Art höher schätzt als das eigene. Darum fragen wir weiter: ist das, was für das einzelne Wesen als Uebel erscheint, auch für Art und Gattung ein Uebel, und wenn für diese nach einer Seite, ist es darum auch ein Uebel nach allen Seiten hin? Die Entwicklungslehre giebt uns hier durch den Hinweis auf den Kampf ums Dasein die besten Fingerzeige. Durch die Leiden, die damit verbunden sind, werden die verschiedenen Arten fort und fort gezwungen, neue Existenzmittel und Existenzweisen zu suchen, ihre Organe bald nach dieser bald nach jener Seite hin zu verändern und zu vervollkommnen, ihre Kräfte zu vermehren, ihre Fähigkeiten auszubilden und nicht nur ihre körperliche Hülle zu verschönen, sondern auch ihre Geistesgaben aufs Höchste anzuspannen und auszubilden. Das Uebel, das Weh, das durch die Welt der Wesen geht, gleicht der Unruhe in der Uhr, welche das Werk nimmer zum Stillstand kommen läßt; wenn es fehlte, würde diese Welt der Wesen eine träge Masse bleiben; nun aber wird es durch solche Geißel, ohne es zu wissen, zu nie rastendem Wettlauf auf der Bahn zur Vollkommenheit angetrieben.

Und doch kann man nicht sagen, daß das Weh die Lebensfreude aufhebt. Die Wesen, die niedriger als der Mensch stehen, werden davor durch den Mangel an Voraussicht geschützt; dem Menschen sind, wie wir sehen werden, höhere Güter als Gegenmittel gewährt. Nur auf einen Punkt mag hier noch hingewiesen werden: Wie wir nicht jede Zwecklosigkeit oder gar Zweckwidrigkeit in der Natur auf Rechnung des Schöpfers setzen durften, so auch nicht jedes Uebel. Wir dürfen auch hier nicht vergessen, daß Gott seinen Geschöpfen ein gewisses Maß der Selbstbestimmung gelassen hat, damit die Welt und ihre Entwicklung eine lebendige bleibe. Darin liegt auch, daß nicht durch die Unbarmherzigkeit des Schöpfers, sondern durch die Unachtsamkeit und Grausamkeit der Geschöpfe, und nicht am wenigsten des Menschen, das Weh zu einer Höhe hinaufgeführt wird, die uns das Angesicht der Liebe Gottes mit einem völlig undurchdringlichen Wolkenschleier zu verhüllen scheint. Ueberdies dürfen wir bei der ganzen Frage nicht außer Acht lassen, daß wir einen viel zu kleinen Raum- und Zeitabschnitt des Universums überschauen, um alle Geheimnisse des Schöpfers erkennen zu können.

Endlich aber würden wir freilich der ganzen Frage nimmer gerecht werden, wenn wir nicht von der Stufenleiter des „Wozu?" bei den niederen Wesen zu dem „Wozu?" des Menschen fortschreiten wollten.

25. Das Uebel und das „Wozu?" des Menschen — das höchste „Wozu?".

Nach dem übereinstimmenden Zeugniß sowohl der natürlichen als auch der biblischen Schöpfungsgeschichte ist der Mensch zugleich das jüngste Kind und die Krone der Schöpfung. Sein „Wozu?" steckt ihm für die Erde das höchste Ziel, die Unterwerfung der Erde und ihrer Bewohner vor. Wir dürfen ohne Ruhmredigkeit sagen: mit jedem neuen Jahrhundert löst er diese Aufgabe mit immer staunenswertheren Erfolgen. Aber was hätte ihn dazu mehr angespornt und befähigt als das, was wir Uebel nennen? Das deutet schon in sinnreicher Weise die alte griechische Sage vom Prometheus und Epimetheus (Vorbedenker und Nachbedenker) an. Nach Er-

schaffung der Welt in ihren allgemeinsten Umrissen wird den beiden Götterssöhnen der Auftrag, die noch nackten Geschöpfe mit allen nöthigen Organen und Hilfsmitteln auszustatten. Epimetheus übernimmt die Ausführung, Prometheus die Kritik. Prometheus findet: sein Genosse hat allen Wesen alle nöthigen Hilfsmittel mit der erdenklichsten Sorgfalt gewährt, nur des Menschen hat er vergessen. Ihm fehlt Wohnung und Schutzkleid gegen der Witterung Unbill, Schnelligkeit der Bewegung zur Flucht und Erjagung der Beute, hervorragende Leibeskraft und Schärfe der Sinne. Um dem Mangel abzuhelfen, stiehlt Prometheus für ihn den göttlichen Funken der Vernunft und das Feuer und macht ihn dadurch zum Beherrscher der Erde.

In Wahrheit steht in äußerer Ausbildung des Leibes der Mensch manchem anderen seiner Mitgeschöpfe nach und ist dadurch von Hause aus den feindlichen Einflüssen der umgebenden Natur und Naturwesen hilfloser preisgegeben; aber das Uebel, die Noth haben ihn gezwungen, um so mehr seine Geisteskräfte zu verwerthen. Seine Hand hat er verlängert durch Speer und Pfeil und Feuerwaffe, die Schnelligkeit der Füße, den Mangel der Flügel ersetzt er durch Reitthier und Wagen, durch Dampf und Elektricität, den Schutz des Haarkleides und der natürlichen Wohnung durch das Gewebe seiner Hände und Maschinen und durch das schützende Dach seiner Hütten und Paläste. Krankheit und Gebrechen lehrten ihn die Anfangsgründe aller Wissenschaft, die Kunde der Natur und ihrer Heilkräfte. Der zerstörende Blitz gab ihm die Himmelskraft des Feuers und den Träger seiner Gedanken, die Schnellkraft der Elektricität.

Es giebt kein entsetzlicheres Uebel, als das, welches er selbst erfunden, den Krieg, den Massenbrudermord; wer wollte ihn wirklich als ein Werk der Liebe Gottes und nicht vielmehr als eine Ausgeburt menschlicher Sünde ansehen? Gewiß, Gott hat diesen Dämon aus der Sünde der Menschen nur geboren werden lassen als eine unvermeidliche Durchgangsstufe zu dem Frieden, den Christus uns bringen will. Aber trotz alles Wehs, das daraus entstanden ist, wie mannigfaltig ist der Fortschritt der Menschheit durch den Krieg gefördert worden! Wie zahlreiche Erfindungen sind ihm zu verdanken, die sich auch für die Zeiten des Friedens unendlich segensreich erwiesen! Wie

hat der Krieg trotz aller Risse, welche er zwischen den Völkern angerichtet, sie auch andererseits wieder vereinigt und Nationen, welche Jahrtausende lang unheilbarer Verdumpfung preisgegeben blieben, dem Strome der Kultur zugänglich gemacht. Jedes neue Uebel zwingt den Menschen, auf neue Gegenmittel zu sinnen. Ohne Noth, Sorge und Leid würde der Mensch nur zu bald der Trägheit verfallen, und selbst der Tod, der für ihn schwerer als für das Thier in das Gewicht fällt, weil er ihn voraussieht, zwingt ihn, mehr als das Thier über die Gegenwart hinaus in die Zeit hinein zu denken, in der er nicht mehr auf Erden weilen wird. Der Gedanke an den Tod lehrt ihn, auch über das Grab hinaus für die Seinen zu sorgen, lehrt ehrgeizige Naturen, durch gewaltige Werke noch der Nachwelt ihren Ruhm zu verkündigen. Wie manches große Menschenwerk wäre ohne den Gedanken an das Weh des Todes ungethan geblieben!

Aber das Uebel hat ihn nicht nur zur Erfüllung seiner irdischen Aufgaben angespornt, sondern hat ihm auch den Blick für Aufgaben geöffnet, die jenseit der unmittelbaren Noth des Erdenlebens liegen. Das Uebel zeigt ihm die Unvollkommenheit der Sinnenwelt und weckt in ihm das Sehnen nach einer vollkommneren, übersinnlichen Welt; ja es regt ihn an, den Spuren, die sich von der letzteren in der Sinnenwelt zeigen, nachzugehen, sich eine Welt von Himmelsbildern daraus zu gestalten und diese unsichtbare Welt zu verwirklichen. Mit anderen Worten: das Uebel ist es ganz besonders, welches ihn anspornt, ein höchstes „Wozu?" zu suchen. Was ihn dazu treibt, sind nicht etwa willkürliche Einfälle seiner Einbildungskraft; es liegt vielmehr in seiner ganzen Geistesanlage. Vermöge dieser Anlage ist er ebensowohl ein erkennendes als ein fühlendes und wollendes Wesen. Als erkennendes Wesen kann er nicht anders als überall den ursächlichen Zusammenhang der Dinge und zuletzt auch den ersten Grund und die letzten Zwecke derselben erforschen, d. h.: es drängt den Menschen, der sich seines innersten Wesens voll bewußt geworden, mit unwiderstehlicher Gewalt, als eines der höchsten Güter die Wahrheit zu suchen. Keine äußere Nöthigung zwingt den Menschen dazu. Tausende gehen an diesem höchsten „Wozu?" achtlos vorüber. Die Beschäftigung damit bringt keine äußeren Vortheile; es ist nützlicher, sich lohnenderen Beschäftigungen zuzuwenden. Dennoch

können die geiſtigen Führer der Menſchheit es nicht laſſen, nach dieſem höchſten „Wozu?“, nach dem köſtlichen Gute der Wahrheit, nach der Einheit des Weltzuſammenhanges, nach Gott ſelbſt als der eigentlichen Welteinheit auszuſpähen. Und gerade in dieſem inneren Drange liegt ein mächtiger Beweis für das Daſein Gottes, demgemäß wir es ſchon ſeiner Zeit ausſprachen (Abſchnitt 17): Der Menſch iſt als denkendes Weſen ein Zeuge für das Daſein einer nichtſinnlichen Welt und eines überſinnlichen Weltſchöpfers und Weltlenkers.

Gerade das Uebel iſt es, welches den tiefer denkenden Forſchern es nimmer zuläßt, ſich bei den alten überlieferten ſei es philoſophiſchen ſei es religiöſen Welterklärungen zu beruhigen. Zu unverſöhnt ſtehen ſich immer von Neuem gegenüber: hier all die Wunder der Natur, die ſo unwiderleglich von einer überſchwänglichen Schöpferweisheit zu ſprechen ſcheinen, dort die ſchmerzvollen Räthſel, welche gegen das Daſein ſolcher Weisheit tauſend Zweifel aufregen. Das reizt fort und fort des Menſchen Denken, immer neue Löſungen zu ſuchen, und treibt ihn immer weiter vorwärts auf der Bahn der Wahrheit. So wird das Uebel ſelbſt ein Führer, ſcheinbar zwar zum Zweifel, in Wirklichkeit aber zu immer tieferer Löſung der Frage nach Gott. Eine ähnliche Anleitung giebt ihm das Uebel auch bei der Löſung eines anderen, ebenfalls ſehr hohen „Wozu?“, das ihm als fühlendem und — was damit zuſammenhängt — als äſthetiſchem Weſen vorgeſteckt iſt.

26. Der Menſch als fühlendes und äſthetiſches Weſen iſt ſich ſelbſt ein Zeuge für das Daſein Gottes.

Der Menſch beurtheilt die Welt und die Dinge in der Welt nicht nur mit ſeinem Verſtande in ihrem urſächlichen Zuſammenhange und nach ihren Zwecken, ſondern auch nach ihren Werthen, und zwar auch in dieſer Richtung nicht etwa nur mit berechnendem Denken, welchen Vortheil ihm dies oder das gewähren könne, ſondern mit ſeinem Fühlen und Empfinden, welches Maß von Luſt oder Leid ihm dadurch bereitet werde. Auch hier lehrt ihn das Uebel nach einem Werthe, nach einem Gute, nach einem Quell der Freude ſuchen, jen-

seit alles dessen, was ihm die Sinnenwelt gewähren kann. Denn alle Sinnenlust wird durch das Uebel getrübt, und wäre es auch nur durch das Bewußtsein, daß sie aufhören muß. Dem gegenüber regt sich in jedem Menschenherzen ein Sehnen nach einem ungetrübten und unvergänglichen Glück, nach einem inneren Frieden, der von den Veränderungen der Außendinge unabhängig ist. Es fühlt aber auch, daß solcher Friede nicht in dieser Sinnenwelt, sondern nur in einer übersinnlichen und in der Gemeinschaft mit ihr und mit ihrem unsichtbaren Träger, mit Gott, zu finden ist. So weist das Uebel den Menschen auch von dieser Seite her auf ein höchstes „Wozu?" Es ist das höchste Gut, die höchste Glückseligkeit, wonach der Mensch sich als fühlendes Wesen sehnt, und dieses Sehnen in der Tiefe des Herzens wird ihm zugleich ein Zeuge für den Gott, in dem allein wahres Glück, wahrer Friede zu finden ist.

Die Gefühlsanlage des Menschen enthält noch eine andere Seite. Er beurtheilt den Werth der Dinge mit seinem Gefühl zunächst danach, wie sie ihn berühren, ob mit Lust oder Unlust, wenn er sie sich zu eigen macht. Aber auch wenn er nicht von ihnen Besitz ergreift, wenn sie nicht sein Eigenthum werden, wenn sie ihm in nicht höherem Maße als allen Anderen angehören, wie etwa der Sternenhimmel, die Hochalpe, ein schönes Gemälde, ein herrlicher Dom, wird er doch davon angenehm oder unangenehm berührt. Er erhält einen rührenden, erhabenen, harmonischen, beruhigenden, aufregenden, erschütternden Eindruck; es erscheint ihm das eine häßlich, das andere schön. Das Urtheil hierüber liegt nicht im Verstande, sondern in Gefühl und Empfindung. Es ist die ästhetische Anlage des Menschen, die sich uns hier darstellt. Sie bringt sich schöpferisch zum Ausdruck auf dem Gebiete der Kunst. Auch von dieser Seite her sucht der geistig entwickeltere Mensch immer höhere Einheit, harmonische Ausgleichung der Disharmonien, die ihm entgegen treten, bis er endlich bei einer großen Weltharmonie, in der sich alle Disharmonien auflösen, ausruhen kann. Wie er mit seinem Verstande die Wahrheit sucht, so sucht sein Herz den Frieden, die Glückseligkeit, so sucht sein ästhetischer Sinn die Weltharmonie, das Schöne. Aber das Universum enthält nicht nur Harmonien, sondern auch gewaltige, bis ins innerste Mark erschütternde Gegensätze. Was der ästhetische Sinn

des Menſchen ſei es ſchaffend ſei es empfangend ſucht, das iſt die immer ſiegreiche Verſöhnung dieſer Gegenſätze. Dieſe Seite der Aeſthetik bahnt ſchon das griechiſche Drama an durch ſeine Darſtellung ungebändigter Leidenſchaften im Widerſpruch mit dem Verhängniß und ihrer Abklärung unter der ausgleichenden Gerechtigkeit des Schickſals. Noch mächtiger tritt ſie in den klaſſiſchen Schöpfungen chriſtlicher Civiliſation, in den gewaltigen, himmelan ſtrebenden gothiſchen Dombauten, in der Weihe des Schmerzes bei den Grablegungen des Herrn, in den ergreifenden Dramen unſerer großen Dichter hervor. Wieder iſt es hier das Weh, das durch die Welt geht, das dieſe reiche Entwicklung des äſthetiſchen Sinnes und der Kunſt erſt möglich macht. Ohne dasſelbe würden weder die Werke eines Shakeſpeare, Goethe, Schiller noch auch die unſerer größten Maler und Komponiſten denkbar ſein. Nehmt den Schmerz aus dem Leben der Menſchen hinweg! Ihr würdet viele Thränen trocknen, aber ihr würdet auch das innerſte Leben des Menſchengeiſtes und Menſchenherzens um ein unendliches Stück ſeines Reichthums und ſeiner Tiefe berauben. Das Uebel iſt es auch hier, das den Menſchengeiſt erſt auf ſeine höchſten Höhen emporführt. Der Schmerz giebt dem Ausdruck ſeines Gefühls die hinreißendſten Stimmen; mächtiger noch als die Macht des Wehs, die in die Tiefe riß, reißen ſie ihn wieder empor durch die Macht des Sehnens und Hoffens bis an das Herz der Gottheit und lehren ihn an eine Verſöhnung und Heilung aller Widerſprüche im Menſchenleben und Menſchenherzen glauben. Ja der Menſch als fühlendes und äſthetiſches Weſen kann nicht anders, als für ſich und die Welt einen Frieden und eine Harmonie ſuchen, die jenſeit der Sinnenwelt liegen. Er wird ſich auch ſo zum Zeugen von dem Daſein eines Allweſens, dem ſolcher Friede und ſolche Harmonie innewohnt. Und wiederum wird ihm ſolches Zeugniß durch dasſelbe Weh entlockt, welches ſcheinbar nur geeignet iſt, ihm Zweifel wider das Daſein des Schöpfers einzugeben.

Aber noch haben wir den innerſten Kern unſeres höchſten „Wozu?“ und deshalb auch die Frage nach der Vereinbarkeit des Uebels mit der Weisheit Gottes nicht erſchöpft.

27. Der Mensch als sittliches Wesen ist sich selbst ein Zeuge für das Dasein Gottes. — Das Gewissen.

Unter den Gütern, welche der Mensch zu erstreben hat, ist doch weder die Wahrheit noch die Glückseligkeit oder der Friede des Herzens noch das Schöne oder die Harmonie des Weltalls das Höchste, sondern ein anderes, durch welches all die eben genannten erst Werth und Weihe erhalten: es ist das Gute. Und das höchste „Wozu?", so weit es die Erde angeht — denn darüber hinaus haben wir kein Urtheil —, ist die Verwirklichung des Guten. Alle Erdenwesen unterhalb des Menschen und zumeist auch der Mensch selbst lassen sich in ihrem Handeln durch die Rücksicht darauf bestimmen, was ihnen nützlich oder auch angenehm ist. Hinter und auch über diesen Fragen taucht jedoch wieder und wieder mahnend eine andere Frage auf, die Frage: Was ist recht, was ist gut? Ganz ausgeschlossen ist sie auch in der Thierwelt nicht: mit bewunderungswerther Aufopferungsfähigkeit setzen die Thiermutter und der Heerdenführer ihr Leben für die Jungen oder die Heerde ein; treue Hunde sterben für ihre Herren. Doch bleibt es in der Thierwelt bei vereinzelten Spuren. Dem Menschen hingegen drängt sich die Frage: was ist gut? bei jeder Gelegenheit und oft auch da auf, wo er sie am liebsten zum Schweigen bringen möchte. Es giebt kein Volk und kein einzelnes Menschenherz, in welchem sich diese Frage nie geltend machte. Wir pflegen sie die Stimme Gottes im Menschenherzen oder das Gewissen zu nennen. Sie spricht selbstverständlich nicht in Worten, sondern in Ahnungen, in Gefühlen, aber mit einer Macht, die bei allen Menschen aller Völker und aller Zungen ein gewisses Maß der Anerkennung findet. Man hat wohl gesagt, sie sei keineswegs so weit verbreitet, wie man vorgebe; es existirten Völker, die so wenig Gutes und Böses unterschieden, daß sie ihre Mitmenschen verzehrten; das Gewissen sei vielmehr eine Frucht der Erziehung und Kultur; könne man doch selbst einem Thiere schlechte Gewohnheiten abgewöhnen und gute beibringen. Doch gehen die, welche auf Grund solcher Rede die Existenz des Gewissens leugnen, von einem durchaus falschen Begriff desselben aus. Das Gewissen ist nicht ein fertiges Gesetzbuch, das Gott in das Menschenherz geschrieben

hätte, sondern eine Anlage, ein zuerst noch sehr unentwickelter keimartiger Sinn für Unterscheidung zwischen dem Guten und Bösen. Der Kannibale verzehrt die erschlagenen Feinde; aber er thut es zum Theil aus Gewissen, er würde glauben, die zürnenden Götter oder auch die Geister der erschlagenen Freunde, die er rächen will, zu beleidigen, wenn er ihre Feinde nicht verzehrte. Die Blutrache gilt bei manchen Völkern als heiligste Pflicht. Bei Lüge und Diebstahl schlägt manchem Polynesier nicht das Herz, während ihn tiefe Scham bei anderen Dingen erfüllt, die uns bedeutungslos erscheinen. Das alles zeigt aber doch nicht, daß solche Völker kein Gewissen haben, daß sie überhaupt nicht Gutes und Böses unterscheiden, sondern nur, daß sie einen anderen Begriff davon haben als wir. Dieser Begriff kann ein überaus niedriger und verkehrter sein. Aber sobald sie sich bei ihrem Thun nicht nur durch das bestimmen lassen, was sie für angenehm oder nützlich, sondern durch das, was sie für gut halten, so ist erwiesen, daß auch sie ein Gewissen haben. Etwas, wozu im Menschen schlechterdings keine Anlage vorhanden ist, in ihn hinein zu erziehen vermag überdies Niemand. Das Gewissen aber nimmt bei allen Völkern, im höchsten Maße bei den Kulturvölkern und unter diesen wieder bei den geistig höchststehenden eine ganz ausnahmsweise Machtstellung ein. Nach dem, was Jeder für die Ueberzeugung seines Gewissens hält, glaubt er sich, so lange er sein eigenes Wesen recht versteht, *unbedingt* richten zu müssen. Wenn er es nicht thut, so verursacht ihm das, je nachdem es sich dabei um unwichtigere oder wichtigere Angelegenheiten handelt, in seiner Seele Unbehagen, Unruhe, Angst, unerträgliche Pein bis zur Verzweiflung. Es ist wahr: Unzählige setzen sich darüber fort, und die Gewohnheit, das Gewissen zu betäuben, wächst oft zu einer so großen Macht heran, daß solche Menschen mit einem gewissen Recht behaupten können, sie wüßten von Gewissensregungen nichts. Auch treten bei den Einen solche Regungen viel schneller und wirksamer hervor als bei den Anderen. Und dennoch legen selbst die, in denen das Gewissen völlig ertödtet scheint, durch ihr Verhalten deutlich genug davon Zeugniß ab, daß sie die unbedingte Macht und Autorität des Gewissens trotzdem anerkennen. Wonach nämlich messen doch die Menschen einander das Maß ihrer *Achtung* zu? Liebe bringt

Jeder dem Anderen entgegen etwa je nach den Wohlthaten, die er von ihm empfangen hat, oder nach der Anziehungskraft, die er im Verkehr auf ihn ausübt, sei es durch Schönheit und äußere Reize sei es durch gesellige Gaben. Bewunderung zollen wir dem Genie, der Thatkraft und der Klugheit. Ehre erweisen wir dem Range und dem Reichthum. Andere Werthschätzung bringen wir unseren Mitmenschen je nach den Vortheilen dar, die wir von ihnen für uns erwarten; aber in dem allen kann eins fehlen: die Achtung. Ihr Maß bestimmen wir allein danach, wie weit wir überzeugt sind, daß ein Mensch sich in seinen Handlungen in erster Linie durch die Rücksicht darauf leiten läßt, was recht und gut ist. Der Verbrecher hört vielleicht zähneknirschend das Urtheil des Richters: wenn er aber einsieht, daß dieses Urtheil ohne Rücksicht auf die Strömung der öffentlichen Meinung oder auf die Wünsche einflußreicher Persönlichkeiten allein aus dem Streben heraus, der Gerechtigkeit zu dienen, gefällt ist, so wird er ihm trotz des tödtlichsten Hasses die Achtung nicht versagen. Wir alle wissen es in unserem Verkehr sehr wohl: durch keine Liebe, Dankbarkeit, Bewunderung, Ehrerbietung kann sie ersetzt werden. Wie nun? Kann das, worauf der Mensch in Beurtheilung seines Mitmenschen das größte Gewicht legt, ein nur Anerzogenes oder gar ein bloßer Wahn sein? Wollte der Mensch das zugestehen, würde er damit nicht seine ganze Beurtheilungsweise der unbegreiflichsten Thorheit und Oberflächlichkeit zeihen und das Höchste, das er in sich trägt, berechtigtem Spotte preisgeben? Nein, das unbedingte Ansehen, welches der Mensch, er mag wollen oder nicht, dem Gewissen, der Frage nach dem, was recht und gut ist, zuerkennt, zeigt unwiderleglich, daß er darin eine Macht erblickt, die ihn weit über die Sinnenwelt hinaus zu einer übersinnlichen Welt emporweist.

Aber fragen wir genauer nach dem Ursprung dieser Macht! Was ist denn gut? — Niemand hat je mit kurzen Worten den Begriff des Guten zusammen zu fassen vermocht. Alle Begriffe, die man aufzustellen versucht hat, enthalten immer wieder ein neues Unbekanntes oder doch erst der Erklärung Bedürftiges. Die Freunde der Religion schieben immer wieder an irgend einer Stelle Gott oder Gottes Wesen und Willen ein; die Gottesleugner setzen an Stelle

dessen die Natur oder das, was dem Wesen des Menschen entspricht. Dort lautet die Erklärung etwa: „gut ist, was mit Gottes Wesen oder Willen übereinstimmt.“ Aber welches ist Gottes Wesen und Wille? — Hier lautet die Erklärung folgerichtig: „gut ist, was mit dem Wesen der Natur oder des Menschen selbst übereinstimmt.“ Aber welches ist das Wesen der Natur oder des Menschen? Welchen unter den tausendfachen Beziehungen und Eigenthümlichkeiten des Universums kommt das Recht zu, im Charakter des Menschen sich auszuprägen: dem stillsanften Sausen des Frühlingswindes oder dem Orkan, dem friedlichen Treiben der Schafheerde oder der Grausamkeit des Tigers? Welchen Gaben und Neigungen des Menschen soll bei der Erziehung die größte Sorgfalt zugewandt werden: denen, welche ihm persönlich den größten Vortheil und das entschiedenste Uebergewicht über seine Mitmenschen sichern, oder denen, durch welche er seinen Mitmenschen sich am nützlichsten und werthesten machen kann?

Man sieht: mit dem Hinweis auf das Wesen Gottes einerseits oder auf das Wesen der Natur oder des Menschen andererseits ist die Frage, was gut sei, nicht beantwortet, sondern nur auf ein anderes, selbst noch zu Erklärendes zurückverwiesen. In der Natur treten so entgegengesetzte Mächte und Neigungen hervor, daß man auch die krasseste Selbstsucht für die höchste Norm des menschlichen Handelns, also für das Wesen der Sittlichkeit, für das höchste „Wozu?“ erklären könnte. Der Kampf ums Dasein weist, wenn er als mächtigster Hebel der Entwicklung genommen wird, geradezu auf die Selbstsucht als höchsten sittlichen Grundsatz hin; nur fordert das Gesetz der Anpassung zugleich die Verbindung der Selbstsucht mit der höchsten Klugheit. So gelangt die rein mechanische Welterklärung zu einem Sittlichkeitsprinzip, gegen welches sich unser unmittelbares Selbstbewußtsein auf das Entschiedenste empört, weil es darin das Gegentheil aller Sittlichkeit erblickt. Die mechanische Welterklärung ist mithin außer Stande die Thatsache des Gewissens zu erklären und der sittlichen Anlage des Menschen gerecht zu werden. Das vermag nur die religiöse Auffassung. Das „Gute“ läßt sich nur erklären als eine Ahnung von der Vollkommenheit Gottes selbst, welche als Anlage jedem Menschenherzen innewohnt. Je unentwickelter noch diese Anlage ist, um so unklarer bleibt auch noch das Gewissen, das

Bewußtsein von dem, was gut und böse ist; je klarer die Gottesahnung, um so klarer auch das Gewissen. Dem Zerrbilde der Gottheit bei den Kannibalen entspricht der Kannibalismus; den in menschlicher Schöne, aber auch Schwachheit vorgestellten Göttern der Griechen entspricht der Griechen Sinnenlust und Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne; dem heiligen und gerechten, aber auch furchtbar eifernden Gott Israels entspricht die das Heidenthum weit überragende Sittlichkeit, aber auch die mehr äußerliche, von der Furcht diktirte Gesetzlichkeit dieses Volkes. Das Evangelium Christi von dem Gott der Liebe gipfelt in dem Vermächtniß des scheidenden Heilandes: daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habet. Aber freilich wurde auch der Rückfall des Christenthums in heidnische und jüdische Gottesvorstellungen eine Verdunkelung des Gewissens, welche die Vereinigung der leichtfertigsten Lebensauffassung mit den finsteren Thaten der Inquisition zuließ. Erst ein gereinigter Gottesbegriff kann das Gewissen wieder klären und den Begriff des Guten, das heißt das höchste „Wozu?" des Menschen zur vollen Klarheit bringen. Erst die Rückkehr zur Innerlichkeit des Christenthums durch die Reformation brachte auch wieder eine geistigere Auffassung des Sittengesetzes. Ueberall aber zeigt sich der innige Zusammenhang zwischen der Idee des Guten und ihrer Verwirklichung als dem höchsten „Wozu?" des Menschen einerseits und der Gottesidee andererseits. Der Mensch kann den Glauben an Gott nicht aufgeben, so lange er nicht seinen Beruf, die Idee des Guten zu verwirklichen, aufgeben will; und wollte er das, so würde er sein *besseres* Ich aufgeben.

Hier nun müssen wir wieder auf die Bedeutung des Uebels zurückblicken. Die Verwirklichung des Guten ist zwar erst möglich, wo sich eine deutliche Vorstellung von ihm selbst und seinem Werthe in Verstand und Gefühl entwickelt hat; die Ausführung fällt jedoch dem Willen zu. Aufgabe des Willens ist es, diese Idee auch allen Hindernissen gegenüber zur Geltung zu bringen, also auch Opfer für sie einzusetzen und Leiden auf sich zu nehmen. Die Stärke, mit welcher der Mensch um des Guten willen zu leiden vermag, entscheidet zu einem großen Theil über seine Tugend oder sittliche Vollkommenheit. Erst im Kampfe mit Leiden und Tod wird die Tugend erprobt.

Nun ist zwar auch das noch eine recht enge Vorstellung, daß Gott das Leiden in dem Sinne als Prüfung auflege, als wolle er dadurch erst feststellen, was er, der Allwissende, doch längst wissen muß, wie weit nämlich das Menschenherz aufrichtig sei. Welch grausamer Gott, der seinem Geschöpf dazu so tausendfältige Qual auflegt! Ein ganz anderes, weit praktischeres Interesse liegt jedoch darin, daß der Mensch selbst sowohl seine Schwächen als auch die ihm innewohnenden göttlichen Kräfte im Leiden kennen lernt und daß er die letzteren übt, Vertrauen zu ihnen gewinnt, sie stärkt und durch sein Beispiel Andere mit fortreißt. Welch eine Schule ist doch in der Schule des Leidens dem willigen Schüler gegeben! Und noch ein Anderes kommt hier in Betracht. Das „Gute" ist nicht nur eine Idee, die sich im Einzelnen als Einzelnen verwirklichen soll. Allerdings gehört als ein unveräußerlicher Theil auch das zu ihr, daß der Einzelne als solcher alle seine Kräfte und Gaben nach Gottes Bilde ausgestalte und in den Dienst Gottes stelle. Aber das Gute, das im Einzelnen lebt, bildet zugleich die Grundlage für das sittliche Zusammenleben aller Menschen. Die höchste Herrlichkeit Gottes stellt sich dem Menschen in seiner Liebe dar. In der Liebe ihm ähnlich zu werden, das ist recht eigentlich das höchste „Wozu?" des Menschen. Nirgends aber vermag die Liebe so sehr ihre ganze Kraft und Tiefe zu offenbaren als einerseits zwar durch das eigene Leiden um des Anderen willen, als aber auch andererseits in dem Erbarmen mit des Anderen Leid. Gewiß wäre es einseitig, das Weh, das Gott über uns hereinbrechen läßt, allein dadurch rechtfertigen zu wollen, daß durch des Einen Leiden des Anderen Liebe Gelegenheit habe, sich zu bethätigen, aber zur Bedeutung des Uebels für die Menschheit gehört doch auch das, daß es den Menschen zum Mitleiden und zur opferwilligen Barmherzigkeit erzieht. Denn der Mensch ist nicht nur ein Einzelwesen, sondern er ist durch sein höchstes „Wozu?" — die Liebe — recht eigentlich zum Gemeinschaftswesen berufen. Von diesem Gesichtspunkt aus wird Alles, was den Einzelnen angeht, gemeinsames Gut, gemeinsame Last, gemeinsame Lust, gemeinsames Leid, vor allem aber auch gemeinsame Aufgabe Aller. In der Ueberwindung des Uebels ist uns eine der höchsten Aufgaben auferlegt, sie muß gemeinsam gelöst werden durch die Macht der Liebe;

und es giebt keine lehrreichere und praktischere Schule der Liebe als das Weh der Menschheit. Aber wir müssen hinzufügen: es giebt auch keine tiefere und reichere Ergänzung für das geistige Leben und insbesondere das Gemeinschaftsleben und eben deshalb auch für das innere Glück des Menschen, als eben dieses Weh. Was vertiefte wohl die Charaktere so sehr wie die Erfahrungen des Leidens? Was schlösse den Sinn so mächtig auf auch für die kleinsten Gaben des Glückes, was brächte die Herzen einander so nah wie treues Zusammenstehen in Gefahr und Leid?

Es versteht sich, daß das Uebel nur recht überwunden werden kann, wenn auch das überwunden wird, was, wie wir sahen (S. 201 ff.) zwar nicht die einzige, aber doch die verderblichste Wurzel menschlichen Elends ist: die Sünde. Auch hier gilt es zunächst den Gottesbegriff zu klären. Ein Gott, welcher den größten Theil der Menschheit um seiner Sünde willen ewiger Höllenqual anheim fallen läßt, mag wohl ein heiliger und gerechter Gott sein, ein Gott der Liebe ist er schwerlich. Eine solche Vorstellung wird schon im alten Bunde durch jene herrliche Gottesoffenbarung vor Elias in dem still sanften Sausen und fast noch entschiedener in der Zurechtweisung an den Propheten Jonas abgelehnt, als dieser murrt, ebensowohl daß Gott das Schattendach seiner Laube verderben läßt, als auch daß er die angedrohte Strafe gegen die Niniviten um ihrer Buße willen verschiebt: „dich jammert", wird ihm gesagt, „des Gewächses, daran du nicht gearbeitet hast .... und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn 120,000 Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Thiere?" (1. Könige 19, 12; Jonas 4, 10 u. 11.) So werden wir uns den Gott der Liebe im Neuen Testament gewiß als einen Gott vorstellen müssen, der auch noch im Jenseits Vergebung hat; demzufolge werden wir auch der Sünde unserer Mitmenschen bei allem Ernste der sittlichen Auffassung mit viel weitherzigerer Milde begegnen müssen, als wir zu thun pflegen. Dann wird auch das schwerste Uebel ein mächtiger Hebel werden, um unser höchstes „Wozu?", die Liebe, zu That und Wahrheit werden zu lassen. So wird uns dieses höchste „Wozu?" der beredteste Zeuge für das Dasein Gottes und der thatkräftigste Vertheidiger der Liebe Gottes

mitten in allem Weh, das durch Schicksal und Menschen über uns ergeht. Doch führt uns das allerdings noch auf einen neuen, überaus wichtigen Punkt.

28. Das letzte „Wozu?". Giebt es eine Fortdauer nach dem Tode?

Alle bisherigen Versuche, das Weh der Welt mit der Liebe Gottes in Einklang zu setzen, werden das Menschenherz immer wieder unbefriedigt lassen, wenn wir nicht noch einen Ausblick über die Kluft hinaus wagen, die wir „Tod" nennen. Nicht als ob nicht in der natürlichen und sittlichen Weltentwicklung trotz des Uebels ein hohes Maß der Vollkommenheit anerkannt werden müßte! Selbst der Pessimist Eduard v. Hartmann hat sich dieser Anerkennung nicht entziehen können. Er nimmt deshalb ein Alles durchdringendes, nicht näher zu bestimmendes „*Unbewußtes*", aber durchaus *weise* Handelndes als Gott an. Aber das Weh in Welt und Menschheit scheint ihm so sehr zu überwiegen, daß es sich mit dem Glauben an einen bewußten Gott der *Liebe* nicht vereinigen lasse. Er kommt bekanntlich zu dem merkwürdigen Endziel: die bestehende Welt sei zwar die denkbar beste; aber auch sie sei nur ein Elend, und eben weil sie die denkbar beste, der Weisheit des Schöpfers völlig würdige und entsprechende sei, auch der sicherste Beweis für den Kernsatz seiner ganzen Philosophie: daß jedes Dasein ein Elend und jede Welt eine Heimstatt des Elends sei, also als ein „Pessimum", als ein großes Uebel angesehen werden müsse. — Vom Standpunkte des Menschenherzens aus muß man diesem Hartmannschen Pessimismus zum Theil beistimmen, sobald man zugiebt, daß für den Menschen als Individuum, als Person, mit dem Tode Alles aufhöre, daß also kein persönliches Fortleben nach dem Tode für ihn vorhanden sei. Denn einen Ersatz für die Güter, welche wir durch das Uebel verlieren, und ein ausreichendes Gegengewicht gegen die Qualen, die es uns verursacht, können wir doch in den etwaigen anderen Gütern, die es uns erwirbt, nur finden, wenn wir dieser Güter wirklich theilhaftig werden. Wie aber, wenn das Weh, das uns drückt, uns bis an das Grab begleitet? Wie, wenn es so un-

aussprechlich ist, daß die Seele gar nicht mehr fähig bleibt, sich der hohen geistigen Güter, die sie im Leiden erwirbt, bewußt zu werden und zu freuen? Wie, wenn ein armes menschliches Wesen ohne seine Schuld verurtheilt ist, von seiner Geburt an bis zum letzten Athemzuge ein geistiger und leiblicher Krüppel zu bleiben, in dessen Schwachheit ein höchstes „Wozu?" gar keinen Raum hat? Oder wie, wenn ein edler Geist in Umnachtung scheidet? Wo bleibt da Gottes Gerechtigkeit und erbarmende Liebe, wenn mit dem Tode Alles aus ist?

Aber auch wenn wir nicht solche Fälle nehmen, welche, wie die angegebenen, alles Maß des Erträglichen zu überschreiten scheinen: kann uns denn selbst bei einem nur mittleren Durchschnittsmaß von Leiden das Gut, welches wir in unserem höchsten „Wozu?" verwirklichen sollen, hinreichende Befriedigung gewähren, vorausgesetzt daß mit dem Tode Alles ein Ende hat? Ja wohl! Köstlich sind die Güter der Wahrheit, des Friedens, der sittlichen Vollkommenheit. Aber erlangen wir sie denn auf Erden? Erkennen nicht die Weisesten am klarsten, daß unser Wissen Stückwerk bleibt? Fühlen wir nicht gerade im seligsten Erdenglück, auch in dem denkbar geistigsten und gerade in dem am meisten, ein unsagbares Sehnen nach einem noch höheren Glücke? Sind nicht die besten unseres Geschlechtes am tiefsten davon durchdrungen, daß all unser Tugendstreben unendlich weit hinter dem vorgesteckten Ziel zurückbleibt? Die Perle aller Tugenden, das Band aller sittlichen Vollkommenheit ist die Liebe. Ihr Ziel ist, daß sie in der menschlichen Gemeinschaft etwas von der Herrlichkeit wiederspiegle, von der Christus sagt: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie wir eins sind. Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß sie vollkommen seien in eins" (Joh. 17, 22. 23). Aber empfinden wir nicht gerade da, wo wir diesem Ideal am nächsten kommen, immer wieder, wie schwer es ist, daß auch nur zwischen zwei Menschenherzen die volle Gemeinschaft der Liebe in Gott zur Wirklichkeit werde, wie auch da immer noch ein Etwas bleibt, was die beiden Herzen nicht ganz zu einander kommen lassen will? So bleibt also auf Erden das höchste Gut für uns unverwirklicht und die Aufgabe unseres höchsten „Wozu?" ungelöst. Wenn es also außer dem

Erdenleben für uns nichts weiter giebt, so ist auch das Weh, das wir tragen mußten, seinem Hauptzwecke nach vergeblich gelitten; und die angebliche Liebe Gottes hat ein grausam zweckloses Spiel mit uns getrieben.

Aber ist denn die Hoffnung auf ein persönliches Fortleben nach dem Tode so ohne Weiteres in das Reich des Wahns zu verweisen? Darüber, daß der Satz unseres sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses „Auferstehung des Fleisches“ sich nicht aufrecht erhalten läßt, darf ja wohl in dem Zusammenhange unserer Darlegung nicht erst weitläufig gestritten werden. Die Bestandtheile unseres Leibes werden nach unserem Tode im Haushalte der Natur auf die mannigfachste Weise wieder und wieder zur Gestaltung von pflanzlichen, thierischen und auch menschlichen Leiblichkeiten verwerthet. Dieselben Bestandtheile können im Laufe von Jahrtausenden und vielleicht unausdenkbar längeren Zeitabschnitten den Leibern der verschiedensten Menschen angehören. Wie wäre es möglich, daß der einzelne Mensch nach der Auferstehung alle Bestandtheile seines irdischen Leibes wiedererlangte? Auch Jesus faßt die Auferstehung nicht in diesem irdischen Sinne. Die Sadducäer fragen ihn in dem bekannten Gespräch, wem ein Weib, das einem jüdischen Gesetze gemäß auf Erden sieben Männern nach einander angehört habe, in der Auferstehung werde zugesprochen werden müssen. „Dort“, sagt er, „werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes im Himmel.“ Und noch klarer heraus sagt der Apostel Paulus: „Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht ererben“ (Matth. 22, 29. 30, 1. Corinth. 15, 50).

Aber ist denn mit dieser irdischen Auffassung die Auferstehung überhaupt ausgeschlossen? Ist es undenkbar, daß nach der Auflösung des Leibes die Seele fortlebe? Hindert daran etwa die Entwicklungslehre, weil sie sagt, daß der Mensch, und wir wollen hinzufügen auch seine Seele, in gewissem Sinne aus der Thierheit abstamme? Folgt daraus, daß der Mensch eben deshalb *nicht* nach Gottes Bilde geschaffen sein, *nicht* von Gottes Geist abstammen könne? Gesteht nicht die Entwicklungslehre zu, daß das leibliche und geistige Leben nur erklärt werden könne, wenn man annehme, daß schon das Atom geistige Anlagen in sich trage, also mit Willen,

Vorstellungs-, Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen begabt sei? Muß hiernach nicht das Atom selbst schon ein Etwas von Selbstbewußtsein in sich haben, also eine Art von kleinstem, wenn auch noch so unklar entwickeltem „Ich" sein? Können wir uns dann nicht sehr wohl dieses kleinste „Ich" als ein kleinstes, unvollkommenstes Spiegelbild des Alles durchdringenden und Alles einenden Allgeistes vorstellen? Dann wäre der geistige Gehalt des Atoms ein Ausfluß dieses Allgeistes; dann wäre Ausfluß dieses Allgeistes der geistige Gehalt auch all der höher entwickelten Wesen, die sich etwa aus den einzelnen Atomen auf den höheren Entwicklungsstufen zusammensetzen; dann wäre Ausfluß der Gottheit auch der Geist des Menschen, und seiner Ebenbildlichkeit mit Gott stände nichts im Wege.

Hier wird man freilich einwenden: „solcher Ebenbildlichkeit mit Gott erfreut sich auch das Thier und sogar Pflanze und Krystall bis zum Atom hinab". Der Unterschied ist nur der: auf den niederen Stufen kommt diese Gottähnlichkeit den damit überdies nur sehr unvollkommen begabten Wesen noch nicht zum Bewußtsein. Im Menschen hingegen bricht das Bewußtsein hindurch: „Gott mein Vater, ich sein Kind". Im Menschen also kehrt das Geschöpf liebebedürftig und liebend an das Herz des Schöpfers zurück. Sollte dieser Unterschied zwischen dem Menschen und den anderen Geschöpfen gering anzuschlagen sein? Die Vertreter der Entwicklungslehre selbst schreiben den Atomen Unzerstörbarkeit, also Unsterblichkeit zu; den anderen Einzelwesen, welche aus ihnen zusammengesetzt sind, gleichfalls eine solche einzuräumen, möchte auf keiner Seite eine große Geneigtheit vorhanden sein. Ein Recht allerdings, Pflanzen und Thieren die Unsterblichkeit geradezu abzusprechen, werden wir kaum irgendwoher ableiten können, einfach deshalb, weil wir darüber nichts wissen; noch thörichter wäre es natürlich, sie ihnen zuzusprechen. Wir können gegen die Unsterblichkeit der unter uns stehenden Wesen immerhin das geltend machen, daß sie den Werth ihres Lebens noch zu wenig kennen, eben weil ihnen der Zusammenhang mit Gott als dem Ursprung alles Lebens noch zu sehr außerhalb ihres Bewußtseins liegt. Für sie hat das Leben des Individuums, der Persönlichkeit, noch keinen dauernden Werth; das

Einzelwesen gilt nur etwas als Vertreter der Gattung; Alles kommt nur auf die Erhaltung der Gattung an; für sie setzt auch das Einzelwesen sein Leben ein, in ihr ruht seine Unsterblichkeit. Sollten diese Sätze für die niederen Stufen des Lebens richtig sein, so folgt daraus keineswegs, daß sie auch auf den Menschen angewandt werden dürfen oder gar müssen. Denn das Bewußtsein der Gotteskindschaft hebt in der That den Menschen auf eine ganz neue Stufe. Diese Gemeinschaft mit Gott giebt seiner Seele einen unendlichen Werth, der durch die Beziehung zum Ewigen auch über das Grab hinausweist.

Hier haben wir dennoch zunächst einen anderen Einwand zu widerlegen. Die Vertreter des Materialismus sagen uns: „es giebt keine Kraft ohne Stoff, also auch keinen Geist ohne Stoff. In dem Atom, als dem einfachsten Stofftheilchen, ist Kraft und Stoff, kleinste Geistesanlage und Stoff untrennbar mit einander verbunden. Und wenn durch Zusammensetzung der Atome sich höhere geistige Einheiten entwickeln, so haben diese ihre Grundlage ausschließlich in der Stoffzusammensetzung. Zerfällt diese, so muß auch die höhere geistige Einheit aufhören. Das heißt auf den Menschen angewandt: mit der Auflösung des hochorganisirten menschlichen Körpers hört auch die menschliche Seele, die menschliche Persönlichkeit, das „Ich“ des Menschen auf.“

Das klingt in der That sehr klar und für die Hoffnung des Menschenherzens auf ein Wiedersehen geradezu niederschmetternd. Doch sehen wir der Sache ein wenig schärfer in das Angesicht! Ist denn der einheitliche Zusammenhang des Lebens, d. h. also die Einheit, die Individualität, die Persönlichkeit des Lebens bei Pflanze und Thier wirklich so eng an den Stoff, an die Einerleiheit der Materie, an die Zusammensetzung des pflanzlichen oder thierischen Leibes aus denselben Stoffen gebunden? Du senkst das Samenkorn in die Erde. Es streckt nach unten die Wurzelfäserchen, es durchbricht mit seinen Samenläppchen die Erde über sich: sind diese Wurzelfäserchen und diese Keimblättchen noch das Samenkorn? Seine Hülle ist im Begriff zu verwesen; ohne Zweifel sind Stofftheilchen des verwesenden Körnchens in Wurzelfasern und Samenläppchen übergegangen; aber haben nicht beide aus der Erdrinde,

in die das Körnchen gebettet wurde, ganz neue Stofftheilchen entnommen? Die Wurzeln wachsen, die Samenläppchen weichen den eigentlichen Blättern der Pflanze, die dieser charakteristisch sind: aus welchen Stoffen setzen sich jetzt Wurzel, Stiel, Blätter, aus welchen die weiter sich entwickelnden Wurzeln, deren Zweige und Aeste, aus welchen die immer neuen Blätter, Blüthen und endlich Früchte zusammen? Zuerst mochten noch winzige Stofftheilchen des ursprünglichen Samenkorns mit verbraucht werden. Aber was weiß wohl von dem Stoff des Samenkorns die duftende, blühende, wiederum Samen tragende Blume, was von dem Stoffe der Eichel der Eichbaum, der Thieren und Menschen Jahrhunderte lang Schatten gespendet? Und doch: ist die Blume nicht mehr das Samenkorn von einst, und der Eichbaum die Eichel, der er entsproß? Ists nicht mehr dasselbe Leben, dieselbe lebendige Einheit, dasselbe Individuum, gleichsam dieselbe Persönlichkeit?

Verhält es sich etwa bei der Entwicklung des Thier- und Menschenlebens anders? Die Naturwissenschaft lehrt uns, daß der Leib des Thieres und Menschen seinen Stoff in bestimmten Zeiträumen völlig erneut, am schnellsten selbstverständlich während der Zeit vor der Geburt und innerhalb der ersten Lebensjahre. Hört deshalb das ausgewachsene Thier oder der ausgereifte Mensch auf, dasselbe lebende Wesen und Individuum, dieselbe Persönlichkeit zu sein wie dieses Wesen in seinen geheimnißvollsten Anfängen? Was begründet denn nun die Einheit des Individuums? Das Zusammenbleiben derselben Stoffe? Ist es nicht vielmehr eine verborgene Kraft, welche trotz alles Stoffwechsels die Einheit des Bewußtseins durch die verschiedenen Stufen des Lebens hindurch aufrecht erhält, indem sie immer neue Stoffe dem Gesetze ihres Daseins dienstbar macht, sie in dieses Gesetz hineinbildet und sich selbst dadurch immer neue Formen giebt?

Du wirst vielleicht einwenden: „aber es sind doch immer neue Stoffe und zwar immer wieder Stoffe der Erde entnommen, deren sie sich dazu bedient und deren sie auch nicht dazu entbehren kann". Aber sind wir denn auch so klar, welcher Art diese Stoffe sind? Schon mehrfach (S. 123ff.) haben wir darauf hingewiesen, daß uns die Mittel und Werkzeuge, durch welche unser unsichtbarer Wille die Bewegungsnerven und dadurch die Glieder in Bewegung setzt, völlig unbekannt

sind. Ebenso unbekannt sind die Werkzeuge, durch welche unsere Vorstellungskraft die durch Eindrücke der Außenwelt hervorgerufenen Empfindungen in wirkliche Wahrnehmungen verwandelt. Wir sahen, daß es sich sowohl bei der Einwirkung des Willens auf die Glieder als auch bei der Auslegung der Empfindungen, welche durch die Außenwelt verursacht werden, um ein überaus verwickeltes Instrument, gleichsam um eine labyrinthische Klaviatur handle, die noch Niemand entziffert habe. Ein Irgendetwas muß da sein, wodurch Wille und Vorstellung diese labyrinthischen Klaviaturen in Bewegung setzen oder auslegen. Was ist dies Etwas? Aus welchem Stoff ist es gemacht? Man spricht von einem ätherartigen Fluidum. Aber mechanisch nachgewiesen, daß es da sei und was es sei, hat noch Niemand. Unserer Sinneswahrnehmung hat sich dieses „Etwas“, sagen wir einmal dieses verborgene Kleid und Werkzeug unserer Seele, bis jetzt vollkommen entzogen. Es ist da und zeigt sich thätig, so lange der Mensch athmet. Mit welchem Rechte willst du behaupten, daß es nicht mehr da sei, wenn der Mensch zu athmen aufhört? Mag es immerhin Stoff sein: sinnlich wahrnehmbarer Stoff ist es nicht, so lange der Mensch lebt, also kann dieser Stoff auch noch nach unserem Tode fortbestehen, wenngleich wir ihn auch dann nicht wahrnehmen. Wenn somit dieses Kleid und Werkzeug der Seele durch den Tod nicht zerstört wird, warum müßte denn sie selbst dadurch aufgelöst werden? Warum könnte sie nicht ebensogut, wie das Insekt die Hülle oder Puppe oder Nymphe abwirft und als beschwingtes Wesen weiterlebt, die Hülle des Erdenleibes abstreifen und in ihrem ätherartigen Kleide ein neues Leben mit neuen Aufgaben beginnen? Und wenn der Schmetterling auch nach Abstreifung der Puppenhülle seine Eigenthümlichkeit bewahrt, warum sollten wir in unserer Aetherhülle nicht unsere Eigenthümlichkeit bewahren, warum sollte es nicht dadurch ermöglicht werden, daß wir, wie verändert auch in unserer Entwicklung, uns dennoch dieselben als dieselben wiederfinden, wiedererkennen, wiederhaben? Die Weise des Erkennens wird eine andere sein als unsere irdische. Aber nach der Entwicklungslehre ist auch die Weise, wie der Wurm erkennt, eine andere als die des Adlers, und die des Adlers eine andere als die des Menschen. Wie sollte nicht die Erkenntniß des Menschen nach Abstreifung der Erdenhülle

eine andere sein als die des irdischen Menschen? Wird doch auch der Gegenstand der Erkenntniß für beide ein sehr verschiedener sein: für den einen die Sinnenwelt, für den anderen eine höhere, nichtsinnliche Welt!

Die Möglichkeit eines Fortlebens nach dem Tode kann in der That nur die Willkür bestreiten. Wir kennen weder das Wesen noch die Existenzform unserer Seele während unserer Lebenszeit und können doch nicht leugnen, daß sie existirt. Denn sie denkt, sie will, sie ist sich ihrer selbst bewußt und zwar bewußt als einer nichtstofflichen geistigen Einheit. Woher wollen wir ein Recht nehmen, zu behaupten, daß sie nach dem Tode nicht mehr besteht, da doch kein anderer Unterschied vorhanden ist, als der, daß die eine des Erdenleibes noch theilhaftig ist, die andere seiner entbehrt, während das Andere, daß wir sie sinnlich nicht wahrnehmen können, für die Seele vor dem Tode und nach dem Tode in gleicher Weise gilt. Möchten wir doch gerade aus der neueren Wissenschaft lernen, wie vorsichtig wir damit sein müssen, Irgendetwas nur deshalb zu leugnen, weil es sich unserer sinnlichen Wahrnehmung entzieht. Unerschöpflich mannigfaltige Welten der Töne bewegen die zarten Saiten deines Gehörs. Diese Welten sind da, sie entstehen durch die Schallwellen der Luft. Hast du je eine Schallwelle gesehen? Der Physiker weist dir ihr Vorhandensein durch allerlei Experimente unwiderleglich nach, auch sie sind da, aber der einfache ungelehrte Mensch nimmt von diesen Schallwellen unmittelbar nichts wahr. Dein Gesichtssinn offenbart dir die Wunderwelt der Formen und Farben. Sie enthüllt sich ihm durch Milliarden und aber Milliarden von Aetherwellen in den verschiedensten Formen, kurzen oder langen Wellen; diese Lichtwellen dringen in dein Auge aus den nächsten Nähen und aus der Entfernung von vielen tausend Lichtjahren. Daß die Welt der Formen und Farben da ist, sagt dir dein Auge: aber sagt es dir, sagt es vollends dem einfachen, ungelehrten Menschen etwas von der Existenz jener unzähligen Lichtwellen, welche den Weltenraum beständig durchweben, auch dann durchweben, wenn Schlaf dein Auge bedeckt? Der Photograph fängt mit seiner Platte die Lichtstrahlen, auch diejenigen, welche das Auge nicht wahrnimmt, die sogenannten chemischen Strahlen, auf und zwingt sie, Eindrücke auf der Platte zu hinter-

lassen, aus denen sich das Bild zusammensetzt. Das Bild ist das unwiderlegliche Zeugniß ihres Daseins. Aber sie waren längst da, ehe man photographirte. Unsere Sinne wissen von all dem nichts. Auch Wärme, Elektricität und Magnetismus werden wesentlich durch Schwingungen der Atome oder des Aethers erzeugt. Die Wirkungen dieser Kräfte nehmen wir mit unseren Sinnen unmittelbar wahr, aber von jenen Schwingungen erfahren wir nur etwas durch die Forschungen der Wissenschaft. So wird also der Raum zwischen Erde und Himmel, zum Theil der ganze Weltenraum von einer mannigfaltigen Welt verschiedener Schwingungen in Luft, Aether und Atomen durchwaltet, welche unserer Sinneswahrnehmung vollkommen verhüllt bleiben. Wir sind von dieser Welt fort und fort umgeben, ohne uns dessen bewußt zu werden: und doch ist diese unendlich fein zusammengesetzte Welt da. Muß sie uns nicht ein Zeugniß dafür sein, daß der Raum zwischen Himmel und Erde noch viel mehr verborgene Welten in sich schließt? Ist es so undenkbar, daß zu diesen verborgenen Welten auch das Leben der Theuren gehört, welche der Tod uns entrissen hat und welche nun in neuen, der irdischen Sinneswahrnehmung entrückten Gestaltungen ihr Dasein weiter führen? Können sie nicht sehr wohl die neuen Formen auch dem Stoff entnehmen, nur einem zarteren, der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglichen? Fragst du: ob sie sich neue Leiber aus Aether-, Licht-, Elektricitäts- oder Wärmeschwingungen spinnen? Ich antworte mit dem Worte Jesu an die Sadducäer (Matth. 22, 29) „Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes". Wahrlich, wenn Gott ist, so ist seine Schöpferkraft und sein Reichthum an Mitteln größer als unsere schwache Einbildungskraft. Fragst du, wo die Verklärten existiren werden? Ich antworte: das können wir getrost der Weisheit, Liebe und Kraft Gottes überlassen. Mitten unter uns können unwahrnehmbar für unsere Sinne zahllose verklärte Geister weilen; ebenso gut kann auch der scheinbar leere Weltenraum von ihnen erfüllt sein; und selbst dem würde nichts im Wege stehen, daß ihnen ferne Weltkörper zur Heimstatt angewiesen werden. Deshalb antworten wir auf die Frage nach dem „wo?" am besten mit dem Heilande: „wo ich hingehe, das wisset ihr" und „ich gehe zum Vater" (Joh. 14, 4 u. 28), das will sagen: „der Weg

durch den Abgrund des Todes führt mich auf alle Fälle in eine engere und seligere Gemeinschaft mit Gott", und diese Gewißheit darf uns genug sein.

Hier haben wir überhaupt noch hinzuzufügen: Es gilt bei der ganzen Frage von vorn herein, sich über die engen menschlichen Theorien von Stoff, Kraft und Raum weit empor zu schwingen. Wir glauben, genügend dargethan zu haben, daß sogar der Satz, die Kraft sei an den Stoff der Erde gebunden, dem Fortleben der Seele nach dem Tode nicht im Wege steht, weil es Stoffverbindungen giebt und geben kann, die sich unserer sinnlichen Wahrnehmung entziehen. Aber dieser Satz gilt nur für die mechanische Seite der Natur; und Wille, Vorstellung, Empfindung, Selbstbewußtsein sind nicht mechanisch, sondern sind Funken des Allgeistes, des großen Ur-Ichs, aus ihm geboren, geboren und entwickelt im Zusammenhang mit der Entstehung und Entwicklung irdischer Stoffzusammensetzungen: doch wie sollte das den Anfänger und Vollender der ganzen geistigen und leiblichen Entwicklung hindern, den geistigen Wesen, die er als Gegenbilder seines Ichs geschaffen, nach Auflösung der alten sterblichen Hüllen ganz neue Formen weit über unser Wissen und Verstehen hinaus zu gewähren? Also noch einmal: die Möglichkeit unseres Fortlebens nach dem Tode kann nur die Willkür leugnen.

Aber wir müssen auch hier wieder noch die zweite Frage stellen: läßt sich auch die Wahrscheinlichkeit oder gar die Nothwendigkeit behaupten? Zu überwältigend ist der Unterschied zwischen dem Augenblick, da ein Sterbender uns noch freundlich anblickt und dem anderen, da wir vergeblich versuchen, ihm noch irgend welche Regungen zu entlocken, als daß nicht überzeugende Beweise dazu gehörten, um uns einen Halt wider diesen mächtigen sinnlichen Eindruck zu geben, wonach mit dem letzten Athemzuge Alles aufgehört zu haben scheint. Was wir als solchen Halt zum Theil beigebracht haben, zum Theil noch beibringen können, scheint Vielen nichts als ein leerer Wunsch. In allen Völkern lebt ein mächtiger Drang, sich ein Fortleben nach dem Tode zu sichern. Es giebt kaum eine Art der Gottesverehrung, die so verbreitet wäre wie der Ahnendienst; er läuft darauf hinaus, daß die überlebenden Nachkommen den

hungernden und frierenden Ahnen durch allerlei Spenden ein ungestörtes Weiterleben ermöglichen, um sich selbst dadurch den Anspruch auf künftige ähnliche Spenden zu erwerben. Der Mumiendienst der Aegypter und ihre gewaltigen Königsdenkmälern sind ein ähnliches Zeugniß für die Sehnsucht nach Unsterblichkeit; auch in der Unterwelt der Juden und der Griechen und Römer wie in der Walhalla der alten Deutschen und in den Jagdgründen der Indianer jenseit der Gräber spiegelt sie sich wieder. Zu gewaltigen Werken im guten wie im bösen Sinne hat sie die thatkräftigsten Menschen angeregt, sie wollten in *ihnen* weiterleben. Die Formen, unter denen sie sich diese Unsterblichkeit vorstellten, waren ja überaus unvollkommen, aber die allgemeine Verbreitung des Sehnens danach ist nicht zu verkennen.

Wenn wir jedoch dieses Wünschen und Sehnen als einen Beweis in Anspruch nehmen wollen, so wendet man ein: der Wunsch, daß etwas existire, dessen Existenz wir erst nachweisen wollen, sei der allerschlechteste Beweis. Man muß diesen Einwand bis zu einem gewissen Grade gelten lassen; dennoch kann der *Wunsch* zu einem vollgültigen Beweise werden, *wenn er aus einem Bedürfniß hervorgeht, welches mit unserem ganzen Wesen verflochten und verwachsen ist.* Die Lebewesen der Erde erreichen im Allgemeinen die Bestimmung, auf deren Verwirklichung sie angelegt sind; sie gelangen in dieser Beziehung meist zu einer gewissen Vollkommenheit. Was wäre in ihrer Art vollkommener als die Lilie oder die Rose in der Thaufrische des Sommermorgens, was anmuthiger als das junge Thier des Waldes, das unter den Augen der Mutter spielt, was prächtiger als der Schmetterling, der über der Blüthe schwebend seine Schwingen vor dem Sonnenlicht entfaltet? Das alles erlangt sein Ziel hier auf der Erde: ist das dem Menschen auch so zugetheilt? Wenn wir den Lenzeshauch ansehen, der eines Kindes Angesicht umwebt, wenn die Jungfrau im Myrthenkranz oder der Mann in seiner eben erblühenden Kraft uns in ihrer Jugendschöne entgegentreten oder die Mutter, die sich liebend über ihr Kind beugt, uns die Frau auf ihrer Höhe zeigt: so scheint sich uns wohl auch hier ein Vollkommenes, das sein Ziel schon auf Erden erreicht hat, zu offenbaren. Aber sobald wir durch den

wunderſamen Spiegel des Auges das innerſte Weſen dieſer äußeren Erſcheinung zu ergründen ſuchen: fühlen wir da nicht ſofort, daß dieſes ſcheinbar ſo Vollkommene uns auf ein Höheres hinweiſt, das erſt werden will und das hier auf Erden mit dem Werden nie fertig wird? Ein ahnendes, ſehnendes Suchen iſt es, nach etwas, das erſt werden ſoll, nach einer Vollkommenheit, auf die der Menſch angelegt iſt, die er aber auf Erden nie erreicht. Es iſt auch nicht eine äußere, ſondern eine innere Vollkommenheit. Es ſind die ewigen Güter der Wahrheit, des Herzensfriedens, der inneren Glückſeligkeit, der echten Schönheit und Weltharmonie und in erſter Linie des Guten; Alles in Allem aber der Liebesgemeinſchaft mit Gott, als des Kindes mit dem Vater. Zur Erreichung dieſes hohen Zieles trägt der Menſch nicht nur Wunſch und Sehnen, ſondern eine unveräußerliche Anlage in ſich. Es iſt ſein höchſtes „Wozu?", aber eines, das er hier noch nicht verwirklichen kann. So iſt es denn ſein letztes „Wozu?", deſſen Verwirklichung ihm erſt jenſeit des Grabes winkt. Er müßte an ſich ſelbſt und an der Wahrheit ſeiner ganzen Geiſtesanlage verzweifeln, wollte er nicht glauben, daß er dieſes ſein höchſtes „Wozu?" noch einmal in einer anderen Welt als ſein letztes „Wozu?" verwirklichen kann.

Dieſer ſelige Glaube wird noch durch ein Anderes weſentlich verſtärkt. Wir ſagten es uns ſchon. Der Menſch iſt vor allem Gemeinſchaftsweſen. Das Gute gipfelt in der Hingabe an die Gemeinſchaft, an Gott und die Mitmenſchen, d. h. in der Liebe. Das hohe Lied des Paulus von der Liebe: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle" iſt der höchſte Ausdruck ſittlicher Vollkommenheit. Aber gerade die Liebe kann ſich auf Erden nicht vollenden; das Ganz-Einswerden mit Gott und den Mitmenſchen iſt eine Kunſt, die auf Erden nie ausgelernt wird, und doch können wir den ſeligen Glauben nicht aufgeben, daß wir dazu beſtimmt ſind, dieſe unſere göttliche Anlage mit den Unſeren auszugeſtalten und in ſolcher Ausgeſtaltung an Gottes Vaterherzen Heilung all des Wehs zu finden, das hier die Herzen von einander reißt, die Thränen der Trennung ſäet und immer neue Räthſel in den Wegen der Vorſehung vor unſerem umnachteten Auge entfaltet.

Die sittliche Vollkommenheit, das ist die höchste Anlage des Menschen, gipfelt in der Liebe. Das ist noch in einer anderen Beziehung von durchschlagender Bedeutung. Wäre das Sittlich-Gute nur eine allgemeine Idee, so zu sagen ein bloßer Gedanke, so möchte es genügen, daß dieser Gedanke sich allmählich, von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr bis zur Vollkommenheit verwirklichte. Möchten die einzelnen Menschen und Geschlechter darüber hinsterben! Die Liebe aber sucht mehr als die Verwirklichung von Gedanken: sie sucht die Person. Sie bedarf der Hoffnung, daß wir, die wir uns auf Erden lieb gehabt, dieselben als dieselben, ob auch mit einer anderen als irdischen Erkenntniß, wiedererkennen, wiederfinden, wiederhaben werden. Ihr ist kein ausreichender Trost die Hoffnung, daß vielleicht in vielen Jahrtausenden die Ideen des Wahren, Schönen, Guten endlich zu vollkommener Verwirklichung durchdringen werden. Welchen Erfolg würde denn das auch nach der rein mechanisch gefaßten Entwicklungslehre, welche die ganze übersinnliche Welt leugnet, im letzten Endziel haben? Unser Sonnensystem wie jedes andere wird sich endlich wieder in Weltenstaub auflösen; die Gedanken- und Culturwelten, welche darauf in Millionen Jahren und darüber gezeitigt worden sind, werden mit dieser Auflösung in das Nichts zurücksinken. Alles, was inzwischen wir Menschen gedacht und gearbeitet, geliebt und gelitten haben, wird demselben Abgrund des Nichts verfallen. Der Verstand mag das glauben, die Liebe nicht; sie bedarf nach des Erdenlebens unfertigem Ringen eines letzten „Wozu?“ — jenes „Hernachs“, auf welches der scheidende Erlöser die Seinen hinweist und in welchem wir Enthüllung des mancherlei „Warum?“ erhoffen, durch welches hier die Menschenseele geängstet wird.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Bürgerrecht und Bürgertugend.

Volksbuch des Staatswesens
für das
Königreich Preußen
bearbeitet von
F. Marcinowski, und **D. Emil Frommel,**
Geh. Ober-Finanzrath Konsistorialrath u. Hofprediger.
Zweite Auflage.
Preis: 1 Mark.

Aus den Quellen
der
Kirchengeschichte.
Von
D. Paul Mehlhorn,
Pastor an der evang.-reformierten Gemeinde zu Leipzig.
1. Heft: **Bis Konstantin.**
Preis: 1 Mark 60 Pf.

Kritisches und Erbauliches.
Drei Worte
zum
Egidy-Streit
von
Dr. **Paul Mehlhorn.**
Preis: 80 Pf.

Der
katholische und der protestantische
Kirchenbegriff
in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
Von
Wilhelm Hönig,
Stadtpfarrer in Heidelberg.
Preis: 2 Mark.

Verlag von **Georg. Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Der

Sonntagabend.

Religiöse Betrachtungen

für

denkende Christen

von

D. Karl Zittel,

† Dekan in Heidelberg.

Herausgegeben von

D. Emil Zittel,

Dekan in Karlsruhe.

Zwei Bände.

Preis: brosch. à 4 Mark, gebd. à 5 Mark.

Prolegomena

zur

Geschichte Israels.

Von

J. Wellhausen.

Vierte Ausgabe.

Preis: 8 Mark.

Israelitische

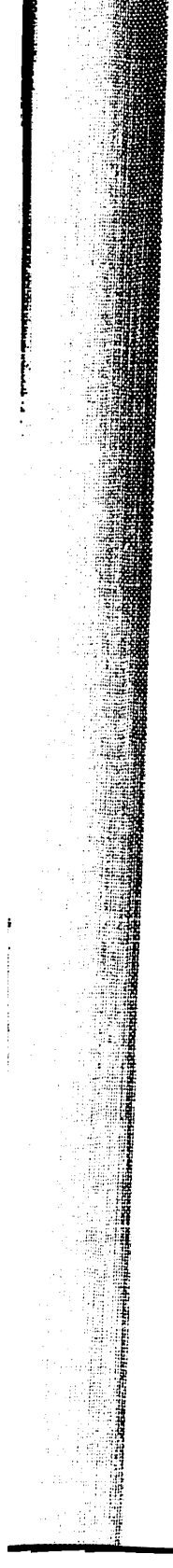
und

Jüdische Geschichte

von

J. Wellhausen.

Zweite Ausgabe.

Preis: 9 Mark.

YC 40865